

ZBBS

Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung

Schwerpunkt: Körperdiskurse

- Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität
- Körper im Bild. Eine methodische Fotoanalyse
- Weibliches Leiden an der Anatomie
- Dicke Kinder: Eine Internet-Recherche

Allgemeiner Teil

- Zwischen Kindheit und Schule – Kreisgespräche als Zwischenraum
- Narrative Prozesse im Beratungs- und Psychotherapiediskurs

Werkstatt

- Methoden-Triangulation von offenen und teilstandardisierten Interviews:
Zwei Beispiele aus der Forschungspraxis



1/2003

ISSN 1438-8324

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3
Themenschwerpunkt: Körperdiskurse	
Jörg Frommer/ Martina Löw/ Ursula Rabe-Kleberg	Körper und Leib als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analyse – Einführung in den Themenschwerpunkt 5
Wolfram Fischer	Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität 9
Roswitha Breckner	Körper im Bild. Eine methodische Analyse am Beispiel einer Fotografie von Helmut Newton 33
Agnes von Wyl/ Brigitte Boothe	Weibliches Leiden an der Anatomie. Der Körper als Feind im Spiegel des Alltags- und Traumnarrativs 61
Burkhard Fuhs	Dicke Kinder: Eine Internet-Recherche. Anmerkungen zu einem unterschätzten Körper- diskurs 81
Allgemeiner Teil	
Friederike Heinzl	Zwischen Kindheit und Schule – Kreisgespräche als Zwischenraum 105
Karen Hardtke/ Heidi Levitt/ Lynne Angus	Narrative Prozesse im Beratungs- und Psychotherapiediskurs: Das <i>Narrative Processes</i> <i>Coding System (NPCS)</i> 123

Werkstatt

Melanie Fabel/ Sandra Tiefel	Methoden-Triangulation von offenen und teilstandardisierten Interviews: Zwei Beispiele aus der Forschungspraxis	143
Melanie Fabel	Rekonstruktion biographischer und professioneller Sinnstrukturen – methodische Schritte einer fallinternen Zusammenhangsanalyse	145
Sandra Tiefel	Die formale und die deskriptive Interviewanalyse und ihre Potenziale für die vergleichende Kodierung offener und teilstandardisierter Interviews	153

Rezensionen

Günter Burkart	Sammelrezension: Der unzugängliche Leib. Probleme der Kulturwissenschaften mit der sozialen Natur des Körpers	163
Sabine Schäfer	Steffani Engler (2001): „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur	175
Christian Lüders	Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/ Arnd-Michael Nohl (Hrsg.) (2001): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung	178

Mitteilungen	181
---------------------	-------	-----

Autorinnen und Autoren	183
-------------------------------	-------	-----

Editorial

Mit diesem Heft wird in der Zeitschrift ZBBS eine neue Rubrik eröffnet: ein Werkstatt-Teil zu methodischen Fragen der Qualitativen Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung und zur forschungspraktischen Arbeit mit qualitativen Methoden. Anliegen dieser neuen Rubrik ist es, Herausforderungen der aktuellen qualitativen Forschung und Probleme der Forschungspraxis aufzugreifen, um zur Weiterentwicklung sowie zur Verbesserung von Qualitätsstandards qualitativer Forschung beizutragen. Die zunehmende Ausdifferenzierung der qualitativen Forschungslandschaft und die Entwicklung und Etablierung neuer Methoden und Verfahrensweisen macht es erforderlich, sich nicht nur auf die Diskussion bewährter Forschungsansätze und elaborierter Methodologien zu beschränken, sondern sich gerade neuen Feldern, Gegenstandsbereichen und Methoden qualitativer Forschung zuzuwenden. Aber gerade auch im Bereich etablierter Verfahren ergeben sich häufig mehr oder weniger alltägliche ‚Anwendungsprobleme‘, mit denen sich die Forscherinnen und Forscher insbesondere im Bereich von empirischen Qualifikationsarbeiten allein gelassen sehen. Diese forschungspraktischen Fragen werden zwar üblicherweise in Forschungswerkstätten, nicht aber in Veröffentlichungen erörtert, obschon sie oft für viele von unmittelbarer Relevanz sind.

Diese Lücke will die neue Rubrik ‚Werkstatt-Teil‘ schließen helfen, für die der Titel „Werkstatt“ bewusst gewählt wurde. Denn hier sollen Beiträge veröffentlicht werden, die im Gegensatz zu ausgereiften Methodenaufsätzen gerade auch offene, d.h. ungelöste Probleme sowie ganz forschungspraktisch-handwerkliche Fragen thematisieren. Die Herausgeberin und Herausgeber der ZBBS möchten damit insbesondere Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern ein Forum bieten, in welchem Probleme und Ansätze aus aktuellen qualitativen Forschungsprojekten vorgestellt, methodische Fragen und Vorgehensweisen erörtert und Anregungen für die Forschungspraxis gegeben werden können.

Die Artikel in der Werkstatt können beispielsweise

- sich auf „*handwerkliche*“ Probleme bei der Datenerhebung, Datenauswertung und methodischen Materialerschließung sowie deren innovative Bearbeitung und Lösung aus der Forschungspraxis beziehen,

- *konkrete Arbeitsschritte* bei der Datenerhebung, der Datenauswertung, der Interpretation des Materials oder der Darstellung der Ergebnisse aufzeigen und die Voraussetzungen und methodologischen Implikationen von gewählten Verfahren diskutieren,
- *innovative methodische Strategien und Zugänge* zu neuen Gegenstandsbe-
reichen und Forschungsmaterialien der qualitativen Forschung vorstellen
(z.B. qualitative Medien-, Institutionen- oder Organisationsforschung) oder
- *offene methodische Fragen und methodologische Probleme* – wie beispiels-
weise die Rekonstruktion längerfristiger Prozesse durch qualitative Längs-
schnittstudien, den Umgang mit Abkürzungsstrategien oder die Einlösung
von qualitativen Gütekriterien – forschungspraktisch erörtern.

In diesem Heft wird die Werkstatt mit zwei Artikeln eröffnet, die verschiedene Möglichkeiten der Triangulation von offenen und halbstandardisierten Interviews anhand der eigenen Forschungspraxis darlegen. Bei der Präsentation des jeweils unterschiedlichen Vorgehens werden methodologische Fragestellungen nur am Rande behandelt, der Schwerpunkt liegt auf der Erörterung der Suche nach geeigneten methodischen Strategien und der Demonstration der Auswertungsschritte.

Jörg Frommer, Martina Löw und Ursula Rabe-Kleberg

Körper und Leib als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analyse – Einführung in den Themenschwerpunkt

Körper und Leib sind zunehmend das Fremde und Andere entsinnlichter sozialer Welten geworden, in denen konkrete Präsenz in vielen Bereichen zwischenmenschlicher Kommunikation zugunsten über Medien vermittelter Bezugnahme auf virtuelle Objekte in den Hintergrund tritt. In ihrer doppelten Bedeutung als vorgegebener unhinterfragbarer Voraussetzung menschlichen Lebens sowie sozialer Existenz (*natura naturans*) und intentional verfügbarer physischer Bühne der Darbietung individuellen Lebensstils (*natura naturata*) vermag Kommunikation aber auch in den hochkomplexen Gesellschaften des elektronischen Zeitalters nicht ohne Bezug auf Körperlichkeit, d.h. ohne die Integration des Anderen, gelingen. In der häufig anonymen und von Distanz geprägten Internet-Kommunikation werden Körpermetaphern und -verweise eingesetzt, um an die Glaubwürdigkeitsbelege, die im Alltag über den Körper organisiert werden, anzuknüpfen (vgl. Funken 2000, 2001). Körperbezüge werden zwar abstrakter, doch keineswegs ist die virtuelle Praxis ein Ort körperloser Begegnungen. Auch in der virtuellen Praxis erweist sich, dass eine emotionale und vertrauenswürdige Kommunikation auf Körperlichkeit nicht verzichten kann. In der Ambivalenz zwischen glaubwürdiger Voraussetzung und medialer Figurati-on wird der Körper zu einem Faszinosum, an dem sich die Auseinandersetzung mit den Grundfakten der *conditio humana* kristallisiert. So erstaunt auch nicht der Appell an die Wissenschaften, Körper und Leiblichkeit zu erforschen, zu nostrifizieren und zu beherrschen, d.h. der technischen Kontrolle und Manipulierbarkeit zugänglich zu machen.

Diesem letztgenannten Auftrag fühlen sich insbesondere die technisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen verpflichtet, deren methodisches Selbstverständnis auch die gegenwärtige medizinische Diagnostik und Therapeutik des Körpers prägt. Das dort weitgehend unangefochten herrschende positivistische Einheitsverständnis von Wissenschaft vertritt frei von Selbstzweifeln einen universalistischen Geltungsanspruch, demzufolge – beispielsweise in der Molekulargenetik oder Transplantationsmedizin – Fragen der technischen Machbarkeit und inzwischen auch ökonomische Abwägungen den Diskurs dominieren.

Die sozialwissenschaftliche Relativierung dieses Zugangs, beispielsweise durch die Aufarbeitung der subjektiven und soziokulturellen Dimension von Körperlichkeit und deren technischer Manipulation oder durch die wissens- und wissenschaftssoziologische Auseinandersetzung mit den paradigmengebundenen Artefaktbildungen, unbeabsichtigten Technikfolgen und Selbstüberschätzungen des naturwissenschaftlichen Diskurses, ist bisher nur zögerlich erfolgt. Ein wissenschaftshistorischer Grund hierfür könnte darin vermutet werden, dass es für die sozialwissenschaftlichen Disziplinen im 20. Jahrhundert zunächst einmal unerlässlich erschien, eigene, von den Biowissenschaften klar unterscheidbare Gegenstandsbereiche zu reklamieren. Von dieser Tendenz war bereits eine auf dem Ersten Deutschen Soziologentag – 1910 in Frankfurt – vorgebrachte kritische Absage Max Webers an alle Arten von Soziobiologie geprägt (Schluchter 1995, S. 51), und sie bestimmte im ausgehenden Jahrhundert immer noch die soziologische Systemtheorie, die soziale Systeme zu ihrer Domäne erhob und gegen eine ihnen nur kontingent assoziierte Umwelt, zu denen auch biologische Systeme gezählt wurden, abhob (Luhmann 1984).

Bereits für Max Weber standen bei der Abgrenzung der damals neuen Disziplinen aber auch schon methodische – und vor allem methodologische – Argumente im Vordergrund. Ihm ging es darum klarzustellen, „was aller modernen Methodenlehre zu Trotz immer wieder vergessen wird: dass die Comtesche Wissenschaftshierarchie das lebensfremde Schema eines grandiosen Pedanten ist, der nicht begriff, dass es Disziplinen mit gänzlich verschiedenen Erkenntniszielen gibt, von denen *jede* von gewissen unmittelbaren Alltagserfahrungen ausgehend, den Inhalt dieser ‚unwissenschaftlichen‘ Erkenntnis unter ganz verschiedenen gänzlich selbstständigen Gesichtspunkten sublimieren und bearbeiten muss“ (Max Weber, zit. n. Schluchter 1995, S. 52).

Trotzdem verwundert es, wie sehr die Auseinandersetzung mit Körper und Leib doch Randerscheinung der Sozialwissenschaften im 20. Jahrhundert geblieben ist. Eine Bestandsaufnahme der vorliegenden Ansätze ist Gegenstand des Beitrags von *Wolfram Fischer* zum Themenschwerpunkt. Einerseits, so stellt er mit Plessner fest, ist das Verhältnis des Menschen zu seinem Körper als eine Kardinalfrage menschlicher Existenz und somit auch jedweder Soziologie aufzufassen, andererseits markiert der Körper aber auch die Grenze zum Fremden, Kontingenten, Nicht-Sozialen und ist daher für Sozial- und Kulturwissenschaften schwer zu fassen. Seine Konzeptualisierung lässt sich theoretisch aber durchaus leisten, so Fischer, wenn man an George Herbert Mead, Alfred Schütz, Helmuth Plessner und Maurice Merleau-Ponty anknüpft. Gemeinsam ist diesen Autoren die Herausarbeitung des Spannungsverhältnisses von subjektiver Leibwahrnehmung und spontaner Expressivität einerseits und der sozialen Definition und Fixierung körperlicher Interaktion auf der anderen Seite. Ein weiterer Gegenstand der Arbeit von *Wolfram Fischer* sind die historischen Körperkonzepte, die die Geschichte des okzidentalen Zivilisationsprozesses beherrscht haben. Im Anschluss an *Mary Douglas* mündet sein historischer Abriss in die Einsicht, dass ritualisiertes, körperliches Ausdrucksverhalten nicht nur in Richtung auf das Individuum zu interpretieren ist, sondern dass sich in ihm gesellschaftliche Strukturen ausbilden und manifestieren. Schließlich geht *Fischer* auch auf die Konstituierung von Körper und Leib im

biographischen Kontext ein. Hier führen seine Überlegungen zu konkreten methodischen Fragen, beispielsweise der simultanen Erfassung von psychischen und ihnen korrelierten somatischen Parametern oder der Analyse nonverbaler videoaufgezeichneter Interaktionen.

Qualitative sozialwissenschaftliche Analyseverfahren sind bislang weitgehend diskurslastig. Interpretiert wird das Wort, der Satz, die Aussage. Für die, jede Interviewsituation mitbestimmenden, nonverbalen körperlichen Ausdrucksformen gibt es kaum einen systematischen Zugriff. Die Interpretation der Körperdaten bedarf einer bildlichen Darstellung. Bewegte Bilder mittels Aufnahmetechnologien wie Video während des Interviews zu produzieren und anschließend zu interpretieren, ist ein der Komplexität der Forschung angemessenes Verfahren. Aber auch das Standbild, die Fotografie, bietet eine Annäherung an Körperverhältnisse, die die Sozialwissenschaft bislang weitgehend den Kulturwissenschaften überlässt.

Roswitha Breckner setzt sich in ihrem Beitrag mit der Frage auseinander, welche Aspekte sozialer Wirklichkeit in Bildern sichtbar bzw. sehend zugänglich gemacht werden. Das Bild wird als eigenständige Quelle und Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung zum Thema gemacht. Um sowohl ihre Ergebnisse einer Bildanalyse, konkret der Analyse einer Fotografie von Helmut Newton, als auch ihre methodische Herangehensweise nachvollziehbar zu machen, setzt sich Breckner zunächst sowohl mit dem Verhältnis von Bild und Wirklichkeit als auch mit dem von Bild und Text auseinander. Ihre Betrachtung und Interpretation der Fotografie, eine körperliche Inszenierung eines sexualisierten Geschlechterverhältnisses, fokussiert auf den (vergeschlechtlichten) Körper. Sie zeigt auf, wie die Fotografie über die Körperabbildungen Ambivalenzen und Unklarheiten im Verhältnis von Erotik, Liebe und Macht thematisiert. In diesem Sinne ist das Foto Bestandteil der Wirklichkeit und wirkt zurück auf die alltäglichen Körperinszenierungen.

Der Beitrag von *Agnes von Wyl* und *Brigitte Boothe* über Alltags- und Traumerzählungen von essgestörten jungen Frauen bringt in Erinnerung, was die Psychoanalyse für die Thematisierung von Körper und Leib in den Sozialwissenschaften beigetragen hat. Dabei kam es über Jahrzehnte zu einer gegenseitigen Befruchtung, in der nicht nur den Sozialwissenschaften die Notwendigkeit der Einbindung von Trieb und Emotion in ihre theoretischen Entwürfe aufgezeigt wurde, sondern andererseits auch die Psychoanalyse Wandlungen erfuhr. Von der Triebpsychologie über die Ich-Psychologie entwickelte sie sich, nicht zuletzt unter dem Einfluss des amerikanischen Pragmatismus und der Frankfurter Schule, zur Psychologie der Objektbeziehungen. Während Freud sich als Naturwissenschaftler verstand und eher verwundert notierte, dass seine Fallgeschichten Novellen ähnelten, hat die Hermeneutik in der psychoanalytischen Forschung inzwischen einen festen Platz gefunden. Kvale (2001), ein in Dänemark lehrender norwegischer Entwicklungspsychologe, geht soweit, der psychoanalytischen Erkenntnisgewinnung und der qualitativen Sozialforschung eine weitgehende Strukturähnlichkeit zu attestieren. Beide benötigen Einzelstudien zu ihrer Erkenntnis, beide gehen nicht nur hypothesengeleitet, sondern auch induktiv vor, beide erfassen ihr Material durch Interpretation, sind beziehungs- und prozessorientiert, und beide interessieren sich für marginale

und pathologische Erscheinungen, um aus dieser Perspektive Normalität zu problematisieren und zu hinterfragen. Eindrücklich zeigt die Studie von von Wyl und Boothe, wie sich die familiären Beziehungserfahrungen bei den von ihnen untersuchten Patientinnen in ihrer Beziehung zum eigenen Körper niederschlagen. Quasi mikroskopisch wird hier deutlich, dass auch intimste subjektive Körpererfahrung sozial, d.h. hier durch die Beziehungen zu den Personen der Primärfamilie, geprägt ist.

Auch *Burkhard Fuhs* greift ein einst als intim definiertes Thema der Körpernutzung auf. Er setzt sich mit dicken Kindern mittels einer systematischen Internet-Recherche auseinander und versucht so, die unterentwickelte Körperforschung in der Kindheitssoziologie und Erziehungswissenschaft auszubauen. Er zeigt auf, dass dicke Kinder zu einem wesentlichen Thema im öffentlichen Diskurs geworden sind. Das Dick-Sein wird dabei in einem Spannungsfeld von Fastfood/Fettkonsum/Bewegungsmangel einerseits und rigidem Schlankheitsregime andererseits positioniert. Auf diese Weise verschiebt sich die Wahrnehmung von einem einst als individuelles Problem betrachteten Übergewicht zu einer gesellschaftlichen Gesundheitsfrage. An der Diskussion um dicke Kinder werde die Lebensweise der Industriestaaten exemplarisch diskutiert. Die öffentliche Auseinandersetzung um die dicken Kinderkörper kann, so Fuhs, als Ausdruck des sozialen Wandels und eines ungeklärten Generationsverhältnisses verstanden werden. Da die Körperdebatte wesentlich von Erwachsenen geführt werde, zeige sich ferner die Tendenz, dass Erwachsene ihre Körpervorstellungen auf Kinder übertragen. Dicke Kinder werden nicht als Akteure begriffen und kommen dementsprechend nicht zu Wort. Insgesamt plädiert Fuhs, angeregt durch die besonders deutliche Materialität des dicken Körpers, dafür, die Theorie der Kindheit mit dem Blick auf Körper zu „erden“.

Literatur

- Funken, C.: Topographie der Anonymität. In: Andriopoulos, S./Schanbacher, G./Schumacher, E. (Hrsg.): Die Adresse des Mediums. Köln 2000, S. 64-82
- Funken, C.: Imaginäre Nähe. Kommunikationsstrukturen im Netz? In: Tagungsband zum Kongress ‚Kommunikationskulturen zwischen Kontinuität und Wandel‘ der Österreichischen Gesellschaft für Kommunikationswissenschaft (ÖGK) und der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK). Wien 2001, S. 447-465
- Habermas, J.: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a.M. 1968
- Kvale, S.: The psychoanalytic interview as qualitative research. In: Frommer, J./Rennie, D.L. (Hrsg.): Qualitative Psychotherapy Research. Methods and Methodology. Lengerich 2001, S. 9-31
- Luhmann, N.: Soziale Systeme. Frankfurt a.M. 1984
- Schluchter, W.: Einleitung. In: Schluchter, W. in Zusammenarbeit mit Frommer, S. (Hrsg.): Max Weber. Zur Psychophysik der industriellen Arbeit. Max Weber – Gesamtausgabe. Band I/11. Tübingen 1995, S. 1-58

Wolfram Fischer

Körper und Zwischenleiblichkeit als Quelle und Produkt von Sozialität

Zusammenfassung

Der Artikel arbeitet die grundlagentheoretische Bedeutung von Körper für soziologische Kernfragen, wie die nach der Konstitution von Gesellschaft oder die nach der Genese von Sozialität, heraus. Zunächst (1) wird mit Plessner daran erinnert, dass der Körper als „Kardinalfrage menschlicher Existenz“ noch lange nicht erschöpfend behandelt ist. Jede Bearbeitung stößt notwendig auf eine Ambiguität und Doppelheit des Leiblich-Körperlichen, die nicht aufgehoben werden kann. Der Körper bleibt Quelle der Beunruhigung, und Zwischenleiblichkeit erscheint als Ursprung und Produkt von Sozialität. Im zweiten Teil (2) werden die methodologischen Probleme soziologischen Zugangs zum Leib-Körper weiter ausgelotet. Schließlich (3) werden klassische systematische Versuche zur Beantwortung der Genese von Sozialität durchgemustert. Weiter nimmt der Autor eher eine historische Haltung im Blick auf das Verhältnis von Körperkonzepten in der gesellschaftlichen Entwicklung ein (4). Abschließend (5) wird gezeigt, wie Biographie und Interaktion in ihren Strukturierungsleistungen für menschliche Orientierung in der Körperthematik verbunden sind.

Abstract

The paper stresses the fundamental meaning of “body” trying to answer such basic sociological questions as, how society is constituted, and how sociality is generated in everyday life. Starting with Plessner’s judgment of body as „cardinal and pivotal question of human existence“ the author follows the question, which sociological work might be necessary along this line (1). Any research will necessarily find a ambiguity and ‘doubleness’ of the body in its corporeal and animate dimensions, which cannot be reconciled. Thus, the body remains a constant source of worrying and disquiet; intermediate corporeity, to coin a term, appears as source and product of sociality. Secondly some methodological problems approaching the body in social sciences are addressed (2). After discussing classical systematic concepts as for the genesis of sociality (3), the relation of body concepts and society is approached historically (4). Finally the concepts of biography, interaction, and body are linked to answer the question, how the individual (self) and society are constituted (5)

1. Der nahe und der ferne Körper

Wo man geht und steht, ist der menschliche Körper präsent – und auch Thema. Dass er nicht nur allgegenwärtig, sondern alltagsweltlich und medial aufbereitet und präsentiert in aller Munde und Blick ist, sogar noch in der intellektuellen Rede von seinem angeblichen Verschwinden, macht ihn offenbar noch nicht automatisch zu einem soziologischen Kernthema. Durchmustert man die soziologischen Fachdiskurse, glänzt der Körper durch Abwesenheit (gewichtige Ausnahme: das Werk von Anselm Strauss (Corbin/Strauss 1993, S. 49-67; Corbin/Strauss 1988) mit konzeptioneller Verbindung zu Biographie und Selbst.) Die Lehrbuchebene erreicht er so gut wie nie¹; bei den soziologischen Klassikern, die bis in die Gegenwart weitgehend die Vorlagen für unsere Themen und Konzepte liefern, wird man auf der Suche nach dem verlorenen (?) Körper auch nicht wirklich fündig. Dies könnte den etwas vorschnellen Schluss erlauben, dass sich der Körper allenfalls für Spezialdiskussionen² am Rande der Disziplin eignet, jedoch nicht in den fachlichen Kernbereich gehört.

Demgegenüber wird hier die These vertreten und ausgearbeitet, dass Körper und Leib *zentrale soziale Gegebenheiten und Konstrukte* sind. Sie gehören deshalb nicht in eine der beliebig zu erweiternden Bindestrich- und Spezialsoziologien (etwa: „Körper-Soziologie“), sondern ihre Analyse trägt zur Antwort auf die soziologische Kernfrage bei, wie Sozialität und Gesellschaft konstituiert werden. Der Autor beansprucht damit keineswegs Originalität, denn die entsprechenden Grundkonzepte liegen seit rund einem dreiviertel Jahrhundert vor, sie sind jedoch weder im Kernbereich des Faches noch in den Texten, die sich im engeren Sinne einer Soziologie des Körpers zurechnen lassen, so rezipiert und weiterbearbeitet worden, wie es meines Erachtens ihrem prinzipiellen Rang und ihrer Differenziertheit entsprechend angemessen wäre. Der Verfasser versteht die nachfolgenden Ausführungen als (Erinnerungs-)Anstöße oder Rezeptionshinweise zum Nutzen der Forschung.

Der Körperleib markiert eine oszillierende Grenze zwischen bekannt und fremd, verfügbar und kontingent, sozial und nicht-sozial. Er spielt damit für die Gesellschaftskonstitution, in Meads Worten für die Genese von „*mind, self and society*“ (Mead 1968), phylo- wie ontogenetisch eine wichtige Rolle und hat damit auch in deren theoretischer und empirischer Beschreibung, also in der (Allgemeinen) Soziologie seinen Ort. Der Körperleib ist für Individuen und ihre Interaktionen nicht schlicht etwas eindeutig Gegebenes, es ist immer auch offen, was an ihm sozial konstruiert und formbar ist und was außerhalb des Sozialen liegt. Gerade diese fortgesetzte und prinzipielle Bedeutungsambivalenz und schillernde Abgrenzung zwischen Körperleib und menschlicher Sozialität sind im Alltagsleben in hinreichende Eindeutigkeit zu überführen, damit sie für Menschen lebbar und in der Gesellschaftskonstitution strukturbildend sind. In fortgesetzter Interaktion und Kommunikation sind Ambiguitäten der Körperlichkeit soweit einzugrenzen, dass sie möglichst eindeutige verstehbare Erlebensprozesse und verlässliche Zurechnungen erlauben. Nur so ist Selbstverstehen in eigener Leiblichkeit und Fremdverstehen in immer leibgebundener Interaktion möglich. Die Unbestimmbarkeit des Körperleibs ist so gesehen dauernder Generator gesellschaftlicher Konstitution.

Der Körper ist Quelle ständiger Beunruhigung. Dies betrifft viele gewichtige Generalthemen wie Gender, Alter(n), Sexualität, Essen, Krankheit, die eindeutige soziale Konstruktionen von Körperlichkeit erfordern, weil sie nicht einfach unmittelbar und bedeutungssicher aus dem biologischen Körper heraus in Verhalten und Interaktion umsetzbar sind. Auch die Fragen nach verhaltensrelevanter Ausstattung des Körpers durch Kleidung, Schmuck und direkte oft irreversible Modifizierungen (Tattoos, Beschneidung, kosmetische Chirurgie) (vgl. Davis 1995; Featherstone 2000) sind zu definieren und praktisch zu beantworten; schließlich sind die subtilen Fragen nach der kommunikativen Rolle des Körpers in der Interaktion schon lange in ihrer Bedeutung erkannt, doch lange noch nicht durchschaut oder gar erschöpfend erforscht (Gestik und non-verbale Kommunikation) (vgl. Kendon 1988b; Kendon 1992; Kendon/Sebeok/Umiker-Sebeok 1981). Körper kann auch als armierte und unüberwindliche Grenze zwischen den sich fremden Welten menschlicher Sozialität und der Sphäre des Biologischen verstanden werden; dann kann der biophysische Körper vielleicht behandelt werden wie eine Sache bzw. Maschine in Gegenposition zum „Ich“ (so im Fahrwasser eines Cartesischen Dualismus). Diese nun gut dreieinhalb Jahrhunderte alte „Futteraltheorie der Existenz“ (Plessner 1982a, S. 437), bei der das Ich als *sum cogitans* im Körper steckt, ist offenbar nicht so einfach aus unseren modernen Köpfen wegzudenken, denn wir haben unsere Welt dementprechend eingerichtet. Die Welt ist aufgeteilt in die objektive und die subjektive Welt. Die Zuständigkeiten der hie nomothetisch arbeitenden Naturwissenschaften und der da ideographisch und hermeneutisch verfahrenen Human- und Sozialwissenschaften sind ziemlich klar festgelegt und reichen bis in unser Alltagsleben. Die praktischen und theoretischen Konsequenzen dieses sich fortzeugenden Dualismus sind vielfältig und nachhaltig (Fischer-Rosenthal 2000a; Fischer-Rosenthal 2000b). In der jeweils um die andere Hälfte gekappten Selbst- und Weltwahrnehmung haben wir Menschen der Moderne Institutionen und Einrichtungen geschaffen, die gerade in der rationalistischen Reduktion auf die eine (und nicht auf die andere) Seite der Unterscheidung von subjektiver Innenwelt und objektiver Außenwelt fortgesetzt sowohl gesteigerte Leistungsfähigkeit wie Paradoxien und Defizite erzeugen. Physikalische Welt und psychische Welt sind in den Expertenwelten, aber auch in unserer alltäglichen Wahrnehmung getrennt. Hier geht es also um den Körper in seiner Materialität. Er ist Objekt medizinischer naturwissenschaftlich gearteter Betrachtung und Behandlung, man *hat* ihn als etwas, das ganz der Sphäre des Sächlichen zugehört, dessen man sich bedient, der einem auch in die Quere kommt, uns in seiner Differenz zur subjektiven Selbstwahrnehmung auch fremd sein kann. Auf der anderen Seite liegt die Welt der Emotionen und des Seelischen; auch dafür gibt es Behandlungsexperten mit eigenen meist hermeneutisch gearteten Verfahren, im Eigenempfinden ebenfalls meist deutlicher einem seelisch-emotionalen Innenbezirk zugerechnet, der vom Körperlichen abgegrenzt ist.

Dennoch gelingt diese Abgrenzung dem Alltagsmenschen weniger gut wie den Experten. Wenn ich mich nicht wohl fühle, ist nicht immer entscheidbar, ob es mehr dem Körper oder der Psyche oder der Außenwelt zuzurechnen ist. Der Körper tritt auf als Leib, der ich *bin* mit allen meinen emotionalen, kognitiven und biographischen Selbstbezügen. Mal stehe ich so in Übereinstimmung zwi-

schen den sozialen Definitionen (z.B. Gender), die meinen Körper bestimmen, dass ich nicht unterscheiden kann zwischen „mir“ und „ihm“, zwischen „I“ und „me“ (Mead), mal spüre ich eine große Spannung und Last zwischen Erwartungen von außen und eigenen Wunschvorstellungen. Mal werde ich in meiner Körperlichkeit behandelt wie ein Objekt, diszipliniert, überwacht, bestraft (Foucault 1977), mal bin ich in meiner Leiblichkeit anerkannt und willkommen.

Kurzum, das „Verhältnis des Menschen zu seinem Körper als einer Kardinalfrage menschlicher Existenz“ (Plessner 1982a, S. 437) soll in meinen folgenden Überlegungen thematisch werden. Es mag Auffassungen von Soziologie geben, die eine solche Charakterisierung nicht für soziologisch relevant halten und sie als Fachdiskurs eher in der Philosophie oder Anthropologie angesiedelt wissen wollen. Meines Erachtens kann auch die Soziologie nicht auf eine angemessene Behandlung dieser „Kardinalfrage“ verzichten. In der folgenden Skizze soll diese Kardinalfrage weiter begründet und entfaltet werden. Es soll dabei auch verdeutlicht werden, dass qualitative Sozialforschung, nicht zuletzt darunter die Biographieforschung, geeignete Konzepte und Instrumente für die allgemeine und auch angewandte Forschung bereitstellt. Zunächst werde ich mich einigen Problemen widmen, die bei der soziologischen Thematisierung des Körpers von Bedeutung sind (2). Im dritten Abschnitt wird die Kernthese an Überlegungen zur Genese von Sozialität entwickelt (3). Es folgt ein kurzer Abriss über alltagsweltliche und soziologische Körperkonzepte (4). Die Verbindung von Körper und Biographie in biographischer Strukturierung und die Bedeutung von Interaktionsanalysen werden abschließend diskutiert (5).

2. Schwierigkeiten beim (soziologischen) Sprechen über den Körper

Soziologie, zumal eine Soziologie des Alltags, stößt auf ein Grundproblem bei der Thematisierung unbefragter Selbstverständlichkeiten. Was als Thema nicht schon sozialweltlich „da“ ist, kann schwer thematisiert werden, weil zu befürchten ist, dass dann Artefakte erzeugt werden. Dies ist zum einen ein grundsätzliches Problem, das im nächsten Abschnitt anklingt. Es ist auch ein Methodenproblem, auf das am Schluss des Beitrags noch kurz eingegangen wird. Über das Selbstverständliche kann man nicht sprechen. Es bildet eine unbefragte Basis unserer Orientierung und den Nullpunkt unseres Koordinatensystems. Wenn darüber gesprochen wird, ist die Geltung schon infrage gestellt. Dies gilt sicher für die Sprache überhaupt, sie ist ein Instrument der Verständigung im Reiche des Fraglichen und Nichtselbstverständlichen. Es gilt auch für jede konkrete Themensetzung, Thematisierung ist Manifestation und Bearbeitung von Routineunterbrechung. Das „Leben wie üblich“ bedarf erst dann einer Thematisierung, wenn etwas Unübliches geschieht. Weiter gilt, dass eine Thematisierung selbst auch in der Lage ist, Routine zu brechen, ein Interaktionsproblem zu erzeugen oder auf ein bislang latentes Interaktionsproblem hinzuweisen. Der Körper und Leib gehö-

ren einmal in die Sphäre des Selbstverständlichen. Gerade basale Funktionen unseres organischen Körpers sind in der Regel vollkommen unthematisch, wir werden erst von einer Fehlfunktion oder einem plötzlichen Defizit, etwa im Krankheitsfalle, überrascht. Zum anderen begleiten ständige Thematisierungen unserer Leiblichkeit unseren Alltag. Die routinetafte Interaktionseröffnung „Wie geht's?“ ist eben eine leibbezogene Anfrage, auf die üblicherweise im Alltagssetting auch nicht in einer zu elaborierten Antwort (zu körperbezogen, zu problemlastig) reagiert werden kann. Sie zeigt auch in ihrer Regelmäßigkeit, dass offenbar nicht jede Frage zum Körper einfach gestellt werden kann, ohne zum Beispiel Intimitätschranken oder basale Selbstwahrnehmungen und Zuschreibungen zu verletzen. Die Frage: Bist Du ein Mann oder eine Frau? ist in den meisten überhaupt vorstellbaren passenden Situationen zwischen zwei Personen eine massive Konfliktanzeige, die beim Befragten Basales vermisst, was für viele Interaktionsoptionen und Erwartungen an die Person entscheidend ist. Noch deutlicher wird die Schwierigkeit, wenn man diesen Dialog mit sich selber führt. Sollte er tatsächlich so als inneres Selbstgespräch auftreten, ist in jedem Fall eine fundamentale Unsicherheit oder der Verlust einer Selbstverständlichkeit anzunehmen. Dieses Problem lässt sich an vielen körperbezogenen Themen wie Altern, Sexualität, Gesundheit, Essen und Verdauung, körperliche Erscheinung etc. durchexerzieren. Sie sind hochgradig vorreguliert und ihre mögliche Adressierung hängt eng mit spezifischen Situationsdefinitionen zusammen. Die meisten von ihnen sind dem öffentlichen Bereich entzogen. Soziologische Forschung hat hier ein Zugangsproblem, das methodisch anzugehen ist.

Vielleicht ist der Körper zu wichtig und zu beunruhigend, als dass man ein beliebiges Sprechen über ihn zulassen könnte. Ein Tabu, sei es ein Verhaltensverbot, sei es ein Thematisierungsverbot, bannt etwas, was allein schon durch seine Unerwartbarkeit bedrohlich sein kann. Die nicht immer klare Grenze zwischen Kultur und Natur wird thematisch, wenn sie bereits verletzt wurde. So hat etwa die vielfach konstatierte und vor allem durch Elias (1976) belegte Zurückdrängung des Körpers im Laufe der Zivilisationsgeschichte als Ausdruck verstärkter Tendenzen sozialer Steuerung und Kontrolle gleichzeitig eine Dialektik der Thematisierung im Gefolge, die sowohl die alltäglichen wie wissenschaftlichen Diskurse erfasst. Wenn – etwa im Erziehungsprozess – etwas Körperliches reguliert oder ausgeschlossen werden soll, muss es zumindest als Aufforderung, vielleicht auch erklärend, thematisiert werden; was verboten ist, ist ein reizvolles Thema, obszönes Sprechen lebt vom Tabu. Auch im soziologischen Diskurs produziert das gesellschaftlich Verdrängte nicht nur eine Leerstelle, sondern die Rede vom Verschwinden des Körpers (Leder 1990) findet sich neben der von seiner Wiederkehr (Kamper/Wulf 1982).

Der menschliche Körper ist allgegenwärtig und vertraut, er ist uns gleichzeitig fremd, ja rätselhaft. Wir leben mit und aus ihm und verstehen ihn doch nicht recht, bisweilen erscheint er uns wie ein Zweites, das sich gegenüber dem Selbst positioniert. Im Bezugsrahmen der Ontogenese mag der Körper des Neugeborenen einem Beobachter zuerst als Natur erscheinen, die Mutter des Kindes und vor allem das Kind selber – soweit wir das wissen können – differenzieren hier weniger deutlich. Viele Beobachtungen und gesicherte Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie deuten darauf hin, dass aus der Sicht des Kindes die Dif-

ferenzierung zwischen sich und der Mutter, zwischen Ich und Objekt eben keine anfänglich gegebene, sondern eine spätere Leistung der Entwicklung darstellt, während am Anfang eine Symbiose zwischen Mutter und Kind, also eine Unge-schiedenheit steht, die sich nicht in körperlich/sozial unterscheiden lässt. Der körperliche Entwicklungsprozess muss vom ersten Tag des Lebens an auch als Sozialisationsprozess, als Einübung in Kultur verstanden werden, bei dem sowohl Körperwahrnehmung nach allgemeinen Unterscheidungen zwischen Ich, Körper und Welt wie auch spezifischere Inhalte und Stile der Selbstwahrnehmung und Schematisierungen des Körpers im Zwischenreich von Materialität und Sozialität allererst festgelegt werden. Sie wirken somit auch dann dauerhaft orientierend, selbst wenn sich solche Orientierungen später, z.B. in der Adoleszenz, als wenig lebbar oder tragfähig erweisen. Mit der Erringung von Objekt Konstanz im zweiten Lebensjahr ist unumkehrbar die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen mir und Welt festgelegt, die sozusagen als Kern des Realitätsprinzips für den Rest des Lebens Bestand hat und sich inhaltlich weiter ausdifferenziert. Die Unterscheidung macht vor der Kategorisierung des Eigenleibs als Körper nicht halt; obgleich er unaufhebbar etwas Besonderes ist und niemals für mich Objekt unter Objekten sein kann, gerät der Körper in den Sog einer Spaltung von Ich und Welt, Subjekt und Objekt und ist somit auch unter dem Aspekt seiner Sächlichkeit und Instrumentalität real und erfahrbar.

Woher kommt diese Differenzierung und gar Zwiespältigkeit? Es ist am einfachsten zu sagen, dass sie einmal mit der Konstitution des Menschen zusammenhängt, zu der Ambiguitäten und Unbestimmbarkeiten ebenso gehören wie biologische und kulturelle Formung. Sie hängt weiterhin davon ab, wie eben diese Konstitution beschrieben, in welchen historisch entwickelten Konzepten sie verstanden wird. Darauf wird im nächsten Abschnitt weiter einzugehen sein.

Auch terminologisch haben sich die Probleme niedergeschlagen. Im Deutschen können Körper und Leib unterschieden werden. Körper kann die natürliche organische Einheit meinen, Leib den belebten Körper, der sich erfährt, der ich bin. In der Soziologie scheint jedoch die Rede vom Leib aus der Mode zu kommen – hier folgt sie der Alltagssprache –, auch wenn verstanden wird, dass der belebte Körper eine erstpersönliche Dimension hat. Zum Beispiel verzichtet Anke Abraham (2002) in ihrer gewichtigen Untersuchung, die durchaus in der Sache mit dieser Differenz operiert, auf den Leibbegriff (anders: Alheit/Dausien/Fischer-Rosenthal u.a. 1999). Dagegen sieht Waldenfels im philosophischen Diskurs in der Begriffsdifferenzierung „ein sprachliches Kapital, das man nicht einfach verschleudern sollte, indem man vom ‚Körper‘ spricht, wenn man den ‚Leib‘ meint“ (Waldenfels 2000, S. 15). Auch wenn man in der Terminologie eine Folge oder Verstärkung des cartesischen Dualismus sieht, den man nicht in einer dualen psychophysischen Begrifflichkeit (Leib/Körper) fortsetzen will, verdeutlicht der etwas altbackenere Leib-Begriff doch besser die Ambivalenz einer „eigentümlichen Selbstbezüglichkeit des Leibes, worin Nähe und Ferne, Vertrautheit und Fremdheit sich begegnen“ (Waldenfels 1999, S. 17).

So zeigt sich am Körperleib die Materialität und Kulturalität menschlichen Verhaltens und beim Versuch, das eine genauer zu fassen, tritt das andere ebenfalls, möglicherweise lästig und unsteuerbar wie bei einem Kipp-Bild in Erscheinung. Dies betrifft sowohl Alltagserfahrungen, bei denen im Sozialisati-

onsprozess mühsam hergestellte Konvergenzen zwischen „Natur“ und „Kultur“ brüchig werden, wie auch professionell selektive Behandlungen. Richtet sich etwa die Medizin primär auf den Körper, dagegen die Pädagogik oder Soziale Arbeit primär auf das Verhalten in seinen sozialen Dimensionen, so erkennt jeder dieser Bereiche in der Arbeit am „Fall“ früher oder später die Begrenztheit seiner Betrachtungsweise.

Die alltägliche Orientierung zwischen Menschen kommt ohne körperbezogene Selbstverständlichkeiten (z.B. Geschlecht, Alter, Nahrungsaufnahme, Sexualität, Bewegung im Raum) nicht zustande, gleichzeitig kennt jeder Situationen, in denen Konflikte zwischen diesen – dann eben nicht mehr so selbstverständlichen – Materialitäten des eigenen Körpers einerseits und den sie formenden und deutenden sozialen und kulturellen Definitionen, Vorstellungen und Deutungszuschreibungen und den eigenen Wünschen andererseits auftreten und auszuhandeln sind. Weiterhin stoßen auch die Experten hier für Körper und da für Psychosoziales immer wieder auf Grenzen und Definitionsprobleme. Ein Arzt, der als professioneller Körperspezialist bei der Krankenbehandlung nicht – zumindest gelegentlich – auf die psycho-soziale Seite der Krankheit und damit an die Grenzen seines Fachwissens stößt, ist kaum vorstellbar. Eine Sozialarbeiterin, die eine biographische Rekonstruktion eines Klienten zur Intervention und Hilfeplanung durchführt, wird häufig auf Körperthematizierungen stoßen, die sie mit ihrem Berufswissen nicht bearbeiten kann.

Diese Ausgangssituation, der biophysische Körper als unsere Handlungsbaasis, gleichsam der „blinde Fleck“, von dem aus wir operieren, und seine vielfältige soziale Konstruiertheit machen eine schwierige Gemengelage für jede wissenschaftliche Thematisierung aus. Dies gilt also im Prinzip ebenso für die Medizin als Prototyp integrierter Körperwissenschaften (Physiologie, Biochemie etc.) wie für sozialwissenschaftliche Zugänge (inklusive ihrer Anwendungsformen in helfenden Professionen) – wenn auch jeweils von der anderen Seite. Allerdings sind die helfenden Professionen im direkten Handlungsbezug mit ihren Patienten oder Klienten und dem jeweiligen Leidensdruck oder Handlungsdruck meines Erachtens immer wieder genötigt, einerseits (Medizin) die alltagsweltlichen Leibkonstruktionen in ihrem aktuellen Jetzt und ihrer biographischen Gewordenheit, andererseits (Soziale Arbeit) die Körperphänomene wahrzunehmen – auch dann, wenn sie nicht in ihre primären Wissensstile des naturwissenschaftlichen oder des sozialwissenschaftlichen Zugangs integrierbar sind und damit die Profession im wahrsten Sinn des Wortes an ihre Grenzen stößt. Allerdings werden ja – und die beiden Handlungsfelder Krankenversorgung und Soziale Arbeit sind hier mit Bedacht gewählt – prinzipielle Kooperationsmöglichkeiten im beruflichen Handeln zwischen den Professionen und ihren geteilten Zuständigkeiten für Probleme des Körpers und des Psychosozialen sichtbar, auch wenn sie organisatorisch institutionell noch mangelhaft verwirklicht sind.

Schwieriger im Blick auf integrative Ansätze, bzw. solche Verfahren und Konzepte, die die cartesische Spaltung überbrücken können, haben es meines Erachtens vorwiegend forschende Disziplinen wie die Soziologie. Oder anders gesagt, eine nur akademisch forschend operierende Wissenschaft kann sich einfacher die Rahmenbedingungen selektiver Wahrnehmung ihrer Objektwelt und Methoden definieren, ohne sich an Handlungskontexten irritieren zu lassen; ei-

ne Freiheit, die auch mit fachexterner Bedeutungslosigkeit einhergehen kann. Die Soziologie steht nicht in externen Handlungszwängen oder muss nicht das Versprechen einlösen, Leiden zu mindern. Somit drängt sich die Körper-Leibthematik nicht auf, es sei denn, die Soziologie wählt Forschungsthemen (z.B. Gender, Gesundheit und Krankheit) oder Methoden wie fallrekonstruktive Verfahren auf der Grundlage von narrativen Erfahrungs- und Selbstdarstellungen, die eine Befassung mit Körperlichkeit immer wieder erzwingen oder doch dazu einladen. In diesen Bereichen finden sich dann auch wichtige und mittlerweile kaum noch überschaubare Arbeiten zur Körperthematik, wenn auch die wiederholte Klage um eine generell defizitäre Forschungssituation berechtigt ist, soweit sie sich auf zentrale allgemeinsoziologische Untersuchungen bezieht.

3. Körper und die Genese von Sozialität

Die Genese von Sozialität und die Genese des Selbst sind untrennbar mit dem Körper verbunden. Der „Sinn für Reziprozität der Perspektiven im Verhältnis von meinem leibhaften Dasein des anderen“ (Plessner 1983, S. 225) ist auch als vorsprachliche Wurzel der Verständigung und Basis sprachlicher Kommunikation im Körper und in der Zwischenleiblichkeit verankert.

Dies hat schon *George Herbert Mead* differenziert herausgearbeitet. Bei der schlichten Rezeption seines Werkes aus dem Interesse und der Perspektive einer wenig körpersensiblen Sozialisationstheorie oder auch Konstitutionstheorie von Gesellschaft gerät schnell aus dem Blick, wie deutlich hier am Anfang des 20sten Jahrhunderts Sozialität als reziproke Leistung im Verhalten und Interagieren organisch, gestisch und körperlich fundiert wird, also Sozialität im Vorsprachlichen beginnt (Mead 1968, S. 81ff., 177; Mead 1969, S. 74ff.). Stört man sich zudem an der Meadschen Selbstbezeichnung „Sozialbehaviorist“, entgeht einem auch schnell die anticartesische Intention Meads. Explizit die Engführungen des cartesischen Dualismus zwischen extensiver physischer und nicht-extensiver Welt des Denkens und Bewusstseins aufzeigend (1969, S. 70ff.) problematisiert Mead ein egologisches Bewusstseinskonzept als orientierungs- und verhaltensrelevant, indem er auf einen pragmatistischen Wahrnehmungsbegriff zurückgreift. Wenn der Wahrnehmungsgegenstand nicht in einer Bewusstseinsbeziehung, sondern in einer Verhaltensbeziehung konstituiert wird, ist der Dualismus Innen-Außen gebrochen. Sozialer Sinn und Bedeutung von Verhalten konstituieren sich dann in wechselseitiger – auch beobachtbarer – körperlicher Interaktion. Innen und außen, Bedeutung (Geist) und körperliches Verhalten sind nicht getrennt, sondern verschränkt. Schließlich entstehen auch Selbst und Gesellschaft in denselben Konstitutionsprozessen. Die Fülle von Beispielen zur Entstehung von Kooperation und Fundierung von Sozialität aus der Sphäre des Vormenschlichen, der Koorientierung von Tieren, die sich eben nicht eines ausgebauten sprachlichen Symbolsystems bedienen können, das man (cartesisch) der Welt der Kognition zurechnen kann, belegen implizit und explizit die

zentrale Rolle des Körperlichen bei der Konstitution von Sozialität. Im Kooperationsprozess ist der Körper eine Position, die nicht auf Materialität reduziert werden kann, ebenso wenig wie Bewusstsein im Wahrnehmungsprozess auf eine individuelle Innenwelt zu beschränken ist. Mead lässt sich so lesen: In körperlicher Interaktion entsteht sozialer Sinn, der sich auch auf den Körper erstreckt, also Leib und strukturierte Kooperation hervorbringt. Dieser Prozess schafft konkrete Akteure, also „Selbste“ auch in ihrer körperlich-leiblichen Verfasstheit. Dass das symbolische Material – in Meads Worten der „Geist“ – aus dem kulturellen Fundus der Gesellschaft stammt, in die ein Mensch hineinwächst, hebt die Bindung der Konstitution von Identität und Gesellschaft an die körperlich-leibliche Interaktion nicht auf, sondern stattet sie mit modellierbarem Baumaterial aus.

Wer aus der Sicht gegenwärtiger Körpersoziologie bei Mead dichte Beschreibungen zu Körperphänomenen sucht, wird enttäuscht sein.³ Körper war nicht Meads zentrales Anliegen. Dennoch sollte dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass hier Sozialität im Körperlichen und Organischen fundiert wird. Gegenwärtige Analysen zur Grundlagenfrage der Konstitution von Sozialität können hier mit körpersensiblen Fragestellungen ebenso ansetzen wie Untersuchungen zu spezielleren Problemen sozialer Körperkonstruktion, die dabei durch Mead den Horizont von Intersubjektivität und Interaktion gewinnen.

Auch bei *Alfred Schütz* spielen Körper und Leiblichkeit eine zentrale Rolle für die Antwort auf die Frage, wie Intersubjektivität und Sozialität möglich sind. Die „Reziprozität der Perspektiven“ (Schütz 1953, S. 12ff.) ist immer auch Verkörperung, ohne sie ist sie nicht möglich. Die gleichzeitige Realisierung, dass mein Körper nicht irgend ein gegenständlicher Raumkörper, sondern Bedingung meiner Erfahrungen, Nullpunkt meiner perspektivischen Wahrnehmungen ist, und dass dies auch genauso für mein körperlich präsenten Gegenüber gilt, macht ihn zum alter ego, bedeutet eine prinzipiell immer schon vorhandene Wir-heit, die sich zwar im Vollzuge auch praktisch herstellen muss, aber nicht in den Einzelleistungen der körperlich präsenten Individuen fundiert wird. Wie nun daraus der komplizierte Konstitutionsprozess des Selbst und der geteilter Bedeutungen inklusive derjenigen, die sich auf den Körper beziehen, wie das Zusammenspiel von den Körper umfassenden Eigenwahrnehmungen und Fremdwahrnehmungen konzeptionell und empirisch aussieht, dies alles ist damit noch keineswegs ausgemacht, und es stellte auch nicht Schütz' Hauptarbeitslinie dar.

Es wäre zunächst überhaupt anzuerkennen, dass hier ein immer noch aufzugreifendes gigantisches Forschungsprogramm als zentrale soziologische Aufgabe formuliert ist. Es fehlt meines Erachtens nicht an fundierten konzeptionellen Arbeiten etwa eines Helmuth Plessner, Maurice Merleau-Ponty oder den neuen Untersuchungen von Bernhard Waldenfels, um nur einige zu nennen, die alle durch Husserl für die Körperthematik sensibilisiert wurden. Dennoch scheinen die einschlägige Rezeptionsgeschichte in der Soziologie und weitere empirische Ausarbeitung immer wieder ins Stocken geraten zu sein. Demgegenüber steht, wie auch Experten feststellen, eine „eigentümliche Hohlheit“ und „Leere“ in der wissenschaftlichen und literarischen Befassung mit dem Körper (Abraham 2002, S. 17).

Helmuth Plessner hat sich als Biologe, Philosoph und Soziologe seit den 1920er Jahren bis zu seinem Tode 1985 in großen und epochemachenden Arbeiten wie „Die Stufen des Organischen und der Mensch“ (1928), „Lachen und Weinen“ (1941), die „Einheit der Sinne“ (1923), die „Anthropologie der Sinne“ (1970) und vielen Aufsätzen immer wieder mit dem Körper und Leib befasst. Eine gründliche Rezeption in der gegenwärtigen einschlägigen Soziologie zum Körper steht noch aus.⁴ Die zu einfache Identifizierung seines mittlerweile gut greifbaren Werkes (Plessner 1980-85) mit einer fachdisziplinär eingeschränkt verstandenen philosophischen Anthropologie hat es – neben den spezifischen Engführungen der Geschichte der Soziologie nach dem 2. Weltkrieg und in den 1970ern in der BRD – sicher in der Soziologie einfach gemacht, sich einer gründlichen Rezeption zu entziehen.⁵ Diese für die Fachdiskussion missliche Situation kann durch die wenigen Bemerkung an dieser Stelle nur noch schmerzhafter empfunden werden.

Man findet kaum eine gründlichere und plausiblere Kritik des Cartesianismus als bei Plessner (1965, S. 80ff.). Diese scheinbar nur methodologische Thematik ist immens relevant für das Thema Körper und Leib, nicht nur weil die Dichotomisierung der Welt in Subjekt und Objekt direkt ein bestimmtes Körperkonzept präferiert, sondern weil man hier darauf aufmerksam gemacht wird, wie stark wir bestimmten Konzepten unterliegen, ohne sie trotz ihrer Kritik einfach loswerden zu können. Aus der Fundamentalisierung der Unterscheidung von physischer und psychischer Sphäre folgt die Subjektivierung aller (nicht messbaren) Qualitäten der Objektwelt. Im philosophiegeschichtlichen Fortgang wird im Idealismus aus Dingen die ganze Welt in Frontstellung zum Betrachter. Dessen Subjektivierung wird fortgesetzt in Konzeptionen von Ich und Innerlichkeit, die sich gegen die physische Welt absperren. Es entsteht aus der Hierstellung meiner selbst konsequent die Vorstellung eines vom Körper als materialer Hülle umschlossenen Ichsubjekts, der Körper gerät in Differenz zum Ich. Die Trennung von Innenwelt und Außenwelt verdoppelt sich an mir selbst und meinem Körper.

Plessner (1965/28, S. 110ff.) plädiert im Interesse einer Wissenschaft vom Leben für Konzepte, die diesen Dualismus nicht beseitigen, aber in seiner Fundamentalisierung überwinden. Ähnlich wie im Pragmatismus (s.o. bei Mead) entwickelt er eine ökologische Bewusstseinskonzeption fern von Immanenz und Repräsentanzvorstellungen.

„Nicht das Bewusstsein ist in uns, sondern wir sind ‚im‘ Bewusstsein, d.h. wir verhalten uns als eigenbewegliche Leiber zur Umgebung. Das Bewusstsein kann getrübt, eingeengt, ausgeschaltet sein, seine Inhalte wechseln, seine Struktur hängt ab von der Organisation des Leibes, aber seine Aktualisierung ist immer da gewährleistet, wo die einheitliche Beziehung zwischen Lebenssubjekt und Umwelt in doppelter Richtung, rezeptiv und motorisch, durch den Leib besteht. Bewusstsein ist nur in dieser Grundform und Grundbedingung des Verhaltens eines Lebewesens in Selbststellung zur Umgebung“ (a.a.O., S. 111f.).

Diese These besonderer leiblicher Existenz des Menschen in Bezug auf seine Umwelt wird von Plessner im Laufe seines Lebenswerkes mehrfach an der Frage der Einheit der Sinne und an verschiedenen Elementen menschlichen Verhaltens überprüft. In den „Stufen des Organischen und der Mensch“ wird die

menschliche Existenzweise in Bezug zu Phänomenen des organischen Lebens gesetzt, dessen Organisiertheit in der prinzipiellen Divergenz der Außen-Innenbeziehung besteht. In der stufenweise Betrachtung von Organisationsweisen des Lebendigen bei Pflanze, Tier und schließlich dem Menschen gewinnt er eine Bestimmung „*exzentrischer Positionalität*“ des Menschen als zentralem Merkmal seiner Lebensform (a.a.O, S. 360ff.). Dem Menschen „ist der Umschlag vom Sein innerhalb des eigenen Leibes zum Sein außerhalb des Leibes ein unauflösbarer Doppelaspekt der Existenz, ein wirklicher Bruch seiner Natur. Er lebt diesseits und jenseits des Bruches, als Seele und als Körper und als die psychophysisch neutrale Einheit dieser Sphären. Die Einheit überdeckt jedoch nicht den Doppelaspekt...“ (S. 365).

Aus dieser Grundbestimmung ergeben sich weitere Merkmale menschlicher Außen-, Innen- und Mitwelt. In unserem thematischen Zusammenhang betrifft dies vor allem den unauflösbaren Doppelaspekt des Menschen als Körper und Leib. „Der Exzentrizität der Struktur des Lebewesens entspricht die Exzentrizität der Lage oder der unauflösbare Doppelaspekt seiner Existenz als Körper und Leib ... Deshalb sind beide Weltansichten notwendig, der Mensch als Leib in der Mitte einer Sphäre, die entsprechend seiner empirischen Gestalt ein absolutes Oben, Unten, Vorne, Hinten, Rechts, Links, Früher und Später kennt ... und der Mensch als Körperding an einer beliebigen Stelle eines richtungsrelevanten Kontinuums möglicher Vorgänge, eine Ansicht, die zur mathematisch-physikalischen Auffassung führt“ (S. 367). Der dualismuskritische Impuls Plessners hat ihn nicht zu einem Monismus verleitet oder auch einer einfachen Destruktion der Cartesischen Differenz, die er – wie im Falle Gehlens – als Ausweichen empfindet (Plessner 1982b, S. 233f.). Das besondere doppeldeutige Verhältnis des Menschen zu seinem Körper, sein gebrochenes Verhältnis zu sich selbst sieht er im Lachen und Weinen belegt.

Wie geht nun Plessner vor? Er setzt bei der menschlichen Expressivität als Grundphänomen ein. Jede Expressivität des Menschen in Gestik, Mimik, Haltung und Sprache, der Leib, der ich bin, als Ausdrucksfläche, um die ich im Unterschied zum Tier weiß, all dies sind Mittel, um die basale menschliche Differenzenerfahrung zu bewältigen. Dies sind alles bis heute potentiell hochrangige soziologische Forschungsthemen im Bereich der Körperforschung. „Expressivität ist eine ursprüngliche Weise, damit fertig zu werden, dass man einen Leib bewohnt und zugleich ein Leib ist“ (S. 249). Was wird am Lachen und Weinen nun deutlich? Plessner analysiert diese Phänomene als Reaktionen des Leibes auf Grenzsituationen, die anders – etwa durch Sprechen oder vorsprachliche Gestik – nicht zum Ausdruck gebracht werden können: „Lachen und Weinen sind Reaktionen auf Grenzen, an welche unser Verhalten stößt. Sie sind Äußerungen eines Unvermögens, das freilich nicht an den zahl- und regellosen kleinen oder großen Niederlagen abgelesen werden darf, die unser Leben durchziehen. Sie haben vielmehr prinzipiellen Charakter ...“ (Plessner 1983, S. 226). Was Verhalten außer Kraft setzt, erregt Lachen und Weinen und weist somit im Moment des Nichtgelingens und der leiblichen Reaktion zurück auf die Verkörperung als Instrument der Verhaltensbildung selber. Eine vergleichbare Funktion schreibt Goffman der körperlich sichtbaren Verlegenheit zu, der Körper wird zum Mediator zwischen Selbst und sozialer Identität (Goffman 1975).

Ebenfalls ansetzend bei einer Kritik des Cartesianismus entwickelt *Maurice Merleau-Ponty* in seiner Theorie der Wahrnehmung (Merleau-Ponty 1966) zunächst ein Körperkonzept, das die Innen- und Außensphäre verschränkt. „Zwischenleiblichkeit“ und „Sein-zur-Welt“ markieren als Begriffe die soziale Einbettung und Gerichtetheit des Körpers von Anfang an. Die präreflexive Erfahrung kennt den Unterschied zwischen eigenem Körper und Welt nicht. Die Zwischenleiblichkeit – experimentell konkretisierbar etwa in der Doppelsinnigkeit der Tasterfahrung – steht zwischen Subjekt und Objekt und ist dem Bewusstsein voraus. Jahrzehnte später in „Das Sichtbare und das Unsichtbare“ formuliert er noch pointierter: „Das Fleisch (Chair) ist nicht Materie, es ist nicht Geist, nicht Substanz“ (Merleau-Ponty 1986, S. 183). „Als formendes Milieu für Subjekt und Objekt ist das Fleisch (Chair) kein Seinsatom, kein hartes An sich, das an einem einzigen Ort und in einem einzigen Augenblick Platz fände: man kann zwar von meinem Leib sagen, er sei nicht *anderswo*, aber man kann nicht sagen, er sei *hier* oder *jetzt* im Sinne gewöhnlicher Gegenstände“ (S. 193). Mögen auch die Begriffsschöpfungen nicht jedermanns Geschmack sein, sie sind zu würdigen als ein Ringen um nicht cartesisch infizierte Konzepte für den Körperleib. Merleau-Pontys Untersuchungen sind sowohl philosophisch wie gehirnphysiologisch und wahrnehmungspsychologisch weitgehend untermauert und sind für soziologische Studien noch auszuschöpfen.

Die Skizze muss hier abgebrochen werden. Zweierlei war angezielt: Zum einen sollte nun nachvollziehbar sein, dass soziologische Grundlagenkonzepte von Sozialität und Interaktion nicht ohne Konzeptionen von Körper und Leib auskommen. Soweit für die Bearbeitung dieser Fragen empirische Zugänge gewählt werden, ist damit auch ein Weg gewiesen: Sozialität kann empirisch an Interaktionen und Ausdrucksweisen der sozialen Leiblichkeit untersucht werden. Dass sich dabei ein weiteres Bündel von Wie-Fragen eröffnet, wird gleich noch zu behandeln sein. Zum anderen geht an die Adresse empirischer Körperforschung, dass Untersuchungen zu Einzelfragen mehr konzeptionelle Tiefe oder Weite gewinnen, wenn sie im Horizont der eben angeschnittenen grundsätzlichen Fragen menschlicher Leiblichkeit, der Ambiguität und des Doppelaspektes menschlicher Existenz ausgearbeitet werden.

4. Körperkonzepte für Mensch und Gesellschaft

Konzepte und Symbolisierungen des Körpers sind historisch vielfältig und erstrecken sich nicht nur über den menschlichen Körper und seine Teile, sondern bezeichnen auch explizit oder implizit soziale Organisationsformen bis hin zu Differenzierungsvorstellungen von Gesellschaft.

„Breasts, thighs, lips, eyes, heart, belly, navel, hair, penis, nipples, anus, brain, guts and balls. Body parts: but also much more. We have imposed layers of ideas, images, meanings and associations on these biological systems which together operate and maintain our physical bodies. ... Like the organs and parts of the body, the attributes of the body

are eminently social. Our age, gender and colour roles are principal determinants of our lives and our social identities, the focal point of our self-concepts and group-concepts“ (Synnott 1993, S. 1f.).

Historische Körperkonzepte und auch nur ein kurzer Blick in die ethnologische Forschungsliteratur können unsere gegenwärtigen Vorstellungen erweitern und uns klarmachen, dass hier nichts „natürlich“ ist, sondern menschliche Natur selber einer sozial konstruierten Welt angehört. Bleiben wir in Europa.⁶ Die altgriechische Kultur verehrte den Körper und hat ihm in seiner ästhetischen Darstellung in der bildenden Kunst bleibenden idealisierten Ausdruck verschafft. Einige philosophische Schulen, lebensphilosophische Ansätze stellten den Körper und körperbewusstes Leben in unterschiedlichen Varianten in den Mittelpunkt. Der Hedonismus (Aristipp, 435-366 v. Chr.) stellte körperliche Vergnügen über geistige; auch die Epikuräer (Epikur, 341-270 v. Chr.) gaben dem Vergnügen erste Priorität, ordneten das geistige aber über das körperliche. Die stark asketische Richtung des Orphismus (sexuelle Enthaltensamkeit, kein Fleisch, kein Wein) prägte seit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert mit der Grundvorstellung einer göttlichen menschlichen Seele im Grab des Körpers wichtige Denker und beeinflusste so über Sokrates, Platon und den Neuplatonismus auch die christliche Gedanken- und Lebenswelt. Platons (427-348 v. Chr.) Grundvorstellungen sind auch dem philosophischen Laien nicht unbekannt. Wir erfahren von ihm, dass Sokrates die Seele als Gefangener des Körpers sah, der die Einsicht der Seele behindert; Leib und Seele werden als Gegensätze gefasst, und erst im Tode befreit sich die Seele vom Körper. Philosophische Anstrengung kann als Befreiungsarbeit der Seele gedeutet werden; hier bekommt die Askese eine wichtige Rolle. Platons Schüler Aristoteles (384-322 v. Chr.) opponierte gegen diesen Dualismus. Die Seele als Lebensprinzip wurde von ihm als Form des lebendigen Körpers verstanden. Körper und Seele gehören zusammen wie Wachs und seine Form. So sind im dritten vorchristlichen Jahrhundert die beiden philosophischen Leitkonzepte eines Dualismus oder Monismus formuliert, die bis in die Gegenwart in unterschiedlichen Spielarten immer wieder aufgegriffen wurden. Will man eine Gewichtung wagen, war es sicherlich der Dualismus, der sowohl in der Philosophie als auch über die christliche Theologie und Lebenspraxis als Mehrheitskultur die größere Wirkung in Europa entfaltete.

Die frühchristliche Paulinische Theologie ist nicht unbedingt dualistisch im Blick auf die Seele-Körper-Thematik, aber sie ist in jedem Falle hoch ambivalent. Es finden sich eine beträchtliche Anzahl von widersprüchlichen und paradoxen Aussagen zum Körper als leidenden und glorifizierten, als Feind und als Tempel etc., die es in der Folgezeit ermöglichten, sowohl asketische wie moderate Lebenspraxen, nicht zuletzt in der Gestaltung von Sexualität und dem Gendering, als christlich zu verstehen. Mit Ausnahmen, wie etwa Augustinus (354-430) oder Thomas von Aquin (1225-1274), die den Körper zwar der Seele unterordneten, aber nicht negativ sahen, lässt sich die offizielle Geschichte des Christentums, also Theologie und monastische Lebenspraxis bis in die Renaissance als Geschichte des Misstrauens gegenüber dem Körper im Glaubensprozess lesen. Gleichzeitig liegt man richtig mit der Vermutung, dass diese stark dualistisch geprägte und den Körper abwertende Haltung der theologisch-

kirchlichen Programmebene eher eine Sache für Spezialisten war, also vor dem alltäglichen Hintergrund ganz und gar nicht asketischer und körperlich weniger restriktiver Lebenspraxis stattfand. „Im Mittelalter sprach man ganz allgemein und unverhüllt von den verschiedenen Seiten des Trieblebens, gab man, im Sprechen wie im Handeln, den eigenen Affekten offener nach. Das Maß der Zurückhaltung und der Intimisierung – wie späterhin in der Kleinfamilie als der einzigen Enklave der Sexualität – ist noch nicht so groß“ (Borst 1983, S. 392). Elias hat überzeugend nachgewiesen, wie im Laufe der letzten tausend Jahre die Peinlichkeits- und Schamgrenzen mit Blick auf den Körper angehoben wurden (Elias 1976).

In der Renaissance kommt der Körper positiv bewertet und bleibend in die bildende Kunst, die sich zunehmend säkularisiert. Gleichzeitig greift der Prozess der Zivilisierung stärker, und der Körper, vor allem die unmittelbaren Äußerungen von Körperfunktionen um Essen, Trinken, Ausscheidungen etc. werden zunehmend kontrolliert, und der Körper wird stärker der öffentlichen Sphäre entzogen, privatisiert. Vielleicht ist es richtig zu sagen, dass in dieser Zeit mit dem Umbruch zur gesellschaftlichen Moderne die eher akademisch-philosophische und theologische Vorstellung vom Körper als Feind allmählich verschwindet (Synnott 1993, S. 19). Die praktische Körperkontrolle in der Erziehung und schließlich durch staatliche Instanzen und Einrichtungen des Straßens aber auch des Heilens nimmt jedoch stetig zu.

Es wäre ein eigenes Kapitel, in diesem Prozess der Entstehung der gesellschaftlichen Moderne die Veränderung der Körperkonzepte in der Medizin nachzuzeichnen. An Figuren des Übergangs zu einer neuzeitlichen Medizin wie dem Begründer moderner Anatomie Andreas Vesalius (1514-1564) oder Philippus Theophrastus Paracelsus (1493-1541) ließe sich zeigen, wie sich die Heilkunst auf den Weg naturwissenschaftlichen Denkens gemacht hat und wie in der Folge eine Separierung psychosozialer und naturwissenschaftlicher Sphären die Medizin zugunsten der letzten bis jetzt prägt. Über Descartes (1569-1650) und seinen Dualismus von *res extensa* und *res cogitans* war oben schon hinreichend die Rede; er wurde zu einem Kennzeichen unserer Moderne bis in die Gegenwart.

Meine grobe Skizze sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass es immer und in jeder gesellschaftlichen Epoche mehr als nur ein vorherrschendes Körperkonzept gab. Es gab und gibt immer mehrere Auffassungen, die sich aneinander ausbildeten als konkurrierende, ergänzende oder gegensätzlich Konzepte. Für die Frage nach der jeweiligen Situation und Auffassung im Alltagsleben vergangener Zeiten ergibt sich zudem ein Quellenproblem, denn die historischen Befunde sind reichhaltiger für die gesellschaftlichen Bereiche, in denen Dokumente, schriftliche und bildliche Zeugnisse existieren als für die breite Alltagskultur, die oft nur mühsam indirekt erschlossen werden kann.

Die soeben skizzierten generellen Schematisierungen von Körper bestimmen meist nur grob weitere wesentliche körperbezogene Symbolisierungen. Aus der höheren Rangordnung der Seele vor dem Körper folgt keineswegs zwingend die höhere soziale Rangordnung von Mann und Frau. Dennoch etablierte sich in der europäischen Geschichte mit einer solchen Rangordnung auch eine Zurechnung von Körper und Weiblichkeit sowie Mann und Geistigkeit, die sich in weiteren

Gendermerkmalen realisiert. Aus der Vorstellung von der Vorrangigkeit geistigen Genusses vor dem körperlichen folgten noch nicht automatisch eine vegetarische Ernährung, die Regel sexueller Enthaltensamkeit oder sonstige Askese, aber solche Regeln lassen sich damit in Einklang bringen und bestärken, sobald sie etabliert sind, den weiteren Horizont der Körperschematisierungen.

Ein Prüfstein für die Konsequenzen und Strukturierungsleistungen von generellen Körperkonzepten ist immer die jeweils im Zusammenhang damit entwickelte Vorstellung von Krankheiten, ihren Ursachen und Behandlungsmöglichkeiten. Religiöse Konnotationen von Krankheit passen besser zu einem negativ gewerteten Körperkonzept; wird der Körper nur als biophysisch vermessbare Größe gesehen, wird auch Krankheit vorwiegend in diesem Funktionszusammenhang angesiedelt und behandelt. Vorstellungen von seelischen Erkrankungen wie etwa Neurosen oder Konzepte im Zwischenbereich des Leiblichen, wie die der psychosomatischen Medizin, haben es zunächst schwer, Terrain zu gewinnen und müssen sich gegenüber der Normalvorstellung von Krankheit als organischem Geschehen legitimieren und praktisch auf vielen Ebenen mühsam um ihre Existenzberechtigung ringen. Auch die beiden existenziellen Grenzmarkierungen des menschlichen Lebens, Geburt und Tod, sind in ihrer konkreten sozialen Gestaltung immer auch Ausdruck und Bearbeitung von Körperkonzepten zur Bewältigung der fundamentalen Beunruhigung des Leibes und durch den Leib.

Bislang war die Rede von Körper und Körperkonzepten in Bezug auf den menschlichen Körper und seine soziale Symbolisierung. Eine weitere mögliche Betrachtungsweise ist die Übertragung von Körpervorstellungen auf die Gesellschaft. Es gehört zu den Verdiensten von *Mary Douglas*, dass sie gezeigt hat, wie der menschliche Körper und die Rituale, die an ihm durchgeführt werden, nicht einfach in Richtung auf das Individuum zu interpretieren sind, sondern Körper und Körpersymbole etwas über die Gesellschaft in ihrer Konstitution durch Grenzen und interne Strukturen aussagen, konkrete Gesellschaft damit auch ausbilden.

„The body is a model which can stand for any bounded system. Its boundaries can represent any boundaries which are threatened or precarious. The body is a complex structure. The functions of its different parts and their relation afford a source of symbols for other complex structures. We cannot interpret rituals concerning excreta, breast milk, saliva and the rest unless we are prepared to see in the body a symbol of society, and to see the powers and dangers credited to social structure reproduced in small on the human body“ (Douglas 1978, S. 115).

Sie zeigt detailliert am Beispiel des indischen Kastensystems, wie Gefahren „sozialer Verschmutzung“ – damit sind Grenzverletzungen gemeint, die das gesellschaftliche (Kasten-)System von außen oder in seiner inneren Substruktur bedrohen – durch Körpersymbolisierungen definiert und zugleich bewältigt werden. Auf dieser konzeptionellen Linie entwickelt Douglas eine Zwei-Körpertheorie, in der sie den menschlichen und den sozialen Körper in direkter Korrespondenz sieht. Sie behauptet und belegt, „dass der menschliche Körper immer und in jedem Fall als Abbild der Gesellschaft aufgefasst wird, dass es überhaupt keine ‚natürliche‘, von der Dimension des Sozialen freie Wahrnehmung und Be-

trachtung des Körpers geben kann. Das Interesse an Körperöffnungen ist eng mit dem Interesse an sozialen Ein- und Austrittsvorkehrungen, Flucht und Zugangswegen gekoppelt ... Deshalb möchte ich die Hypothese vertreten, dass es sich bei Körperkontrolle um einen Ausdruck der sozialen Kontrolle handelt und dass das Aufgeben der Körperkontrolle in gewissen Ritualen den Erfordernissen der in ihnen zum Ausdruck kommenden sozialen Erfahrungen entspricht“ (Douglas 1981, S. 106). Die Anthropologin macht plausibel, dass in einer Gesellschaft, die Formalität und klare Rollenbilder hoch bewertet, auch eine strikte Körperkontrolle beobachtbar ist. „Der menschliche Körper ist das mikroskopische Abbild der Gesellschaft, ihrem Machtzentrum zugewandt und in direkter Proportion zum zu- bzw. abnehmenden gesellschaftlichen Druck ‚sich zusammennehmend‘ bzw. ‚gehenlassend‘“ (a.a.O., S. 109). Sie resümiert: „Die ‚zwei Körper‘ sind einmal das Selbst und zum anderen die Gesellschaft. Manchmal kommen sie sich so nahe, dass sie fast miteinander verschmelzen, manchmal sind sie durch eine beträchtliche Distanz voneinander getrennt“ (a.a.O., S. 123).

Vielleicht sind moderne Gesellschaften doch zu komplex, um durch eine solche relativ einfache Korrespondenzthese auf beiden Seiten nämlich der des individuellen Körperverhaltens und der der gesellschaftlichen Strukturen, hinreichend beschreibbar zu sein. Auf jeden Fall findet sich bei Douglas neben den immer interessanten Details ein hohes theoretisches Anregungspotential, das soziologisch noch zu heben ist.⁷

5. Körper in biographischer Strukturierung und „face-to-face“ Interaktion

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle auch nur einige der bislang angedeuteten Anregungen in praktizierbare Forschungsfragen und Methoden umzusetzen. Für die Soziologie, die meist nicht historisch arbeitet, erscheinen mir jedoch ethnographische Verfahren der Beobachtung, Interviews zu Körpererfahrungen und Interaktionsanalysen, die sich nicht nur auf Sprache, sondern auf ein Konzept von Kommunikation stützen, das die nonverbale Dimension mit einbezieht, besonders erfolgversprechend. Methodisch handelt es sich dabei schwerpunktmäßig um qualitative Verfahren, die in der einen oder anderen Variante meist wissenssoziologisch fundiert und hermeneutisch, also (sprach-)verstehend vorgehen. Zu diesen interpretativen Verfahren sind auch objektivierende Techniken der Konversationsanalyse oder der visuellen Interaktionsanalyse zu rechnen, soweit sie nicht messlogisch und -technisch, sondern fallrekonstruktiv vorgehen.

Der Verfasser bewegt sich mit seinen theoretisch-konzeptionellen und empirischen Arbeiten über zwei Jahrzehnte in einem so qualifizierbaren Forschungsfeld, das sich weiter auf Phänomene der biographischen Strukturierung konzentriert. Mit anderen Forschern dieser Subcommunity hat er versucht zu verdeutlichen, dass eine große Fülle von Phänomenen im Überschneidungsbereich

von Individuum und Gesellschaft biographischer Strukturierung unterliegt und mit Mitteln der Biographieforschung bearbeitet werden kann.⁸ Sowohl in der Konzeption wie auch in der Methodologie und Methodik wird hier der Anspruch erhoben, eine nicht-cartesische rekonstruktive Sozialforschung zu betreiben, die sowohl Aussagen über allgemeine gesellschaftliche Prozesse wie auch fallbezogene, schließlich interventionsrelevante Ergebnisse vorlegen kann (Fischer 2002; Fischer 2003).

Versteht man unter biographischer Strukturierung (Fischer-Rosenthal 2000b) das stets im Interagieren aktualisierte Zusammenwirken präskriptiver gesellschaftlicher Muster und retrospektiv-prospektiver individueller Konstruktionen über die Lebensspanne, dann sind sowohl von der Seite gesellschaftlicher Zuschreibungen wie auch in der individuellen Gestaltung der biographischen Orientierung prinzipiell immer auch Eigenerfahrungen des Körpers wie deren kollektive Symbolisierungen mit im Spiel. Dies betrifft einmal Krisenerfahrungen in den Stufenkrisen des Sozialisationsprozesses, die immer auch Körpererfahrungen sind. Es bezieht sich weiter auf negative und schmerzhafte Prozesse wie Krankheiten, aber es bezieht sich auch auf besondere Entwicklungen von Kapazitäten und Möglichkeiten, die dem Individuum sozusagen ein körperliches Empowerment liefern, was mit subjektiven Gefühlen des Stolzes, der Befriedigung und des Glücks verbunden ist. Hier ist nicht nur an Sport oder Leistungssport (Delow 2000) zu denken, sondern allgemein an Prozesse der psychosexuellen Entwicklung, die jeder durchläuft und die sich möglicherweise meist „im Hintergrund“ abspielen, aber von Zeit zu Zeit auch prägnante Erfahrungsgestalt annehmen müssen, damit sie in biographische Schemata integriert werden können.

„Biographie und Leib“ (Alheit/Dausien/Fischer-Rosenthal u.a. 1999), „Körper im biographischen Kontext“ (Abraham 2002) sind Thematisierungen dieser Annahmen und liefern fallrekonstruktiv empirische Belege für Leibkonstitutionen. Ausgehend von biographisch-narrativen Interviews werden hier die impliziten oder oft auch expliziten Thematisierungen zum Anlass für körperbezogene Erkenntnisse gemacht. Das methodische Problem, dass hier immer über den Körper nachträglich geredet wird, er also immer ausgelegt wird, ist durchaus erkannt und kann mit seinen Begrenzungen gar nicht geleugnet werden. Hier sind Methodeninnovationen durchaus denkbar, wenn sie auch Grenzen haben. Nach dem Stand der Dinge ist es etwa kaum möglich, in einem sozialwissenschaftlichen Interview zur Frage des Zusammenhangs von Biographie und Bluthochdruck, vor oder nach dem Interview, dem Gesprächspartner den Blutdruck zu messen.⁹

Stellt man sich allerdings den Kontext der Krankenbehandlung vor, sind durchaus Mischungen aus medizinisch-körperlichen und hermeneutischen Fallrekonstruktionen denkbar, bei denen unterschiedliche biographische Narrationen erzeugt werden, die in der Bemühung um den Patienten zusammengebracht werden können. So sieht der Psychosomatiker und Psychiater Wolfgang Tress (1994) zwei Ebenen der Körpererforschung im Fall psychiatrischer Erkrankung, die wählbar sind: eine gesetzeswissenschaftlich-kausale naturwissenschaftliche Art und „eine empirische Hermeneutik von Absichten, Erlebnissen und planvollem Handeln in zwischenmenschlichen Zusammenhängen“ (Tress 1994, S. 49). Er versucht, konzeptionell diese beiden Ebenen in einen Ar-

beitzusammenhang zu bringen, bei denen Sphären der orientierenden Kommunikation und der körperlichen Funktionen in einer Art Kontinuum gedacht werden, die die leibsinliche Person des Menschen ausmachen und zu einem legitimierten, wenn auch praktisch schwer durchführbaren Methodenpluralismus führen. „Ein solcher Pluralismus humanwissenschaftlicher Ideen ist der Leibperson des körperlichen Menschen immanent. Daher generieren wir multiple biographische Narrative zum einzelnen menschlichen Subjekt“ (a.a.O., S. 51), die sowohl im naturwissenschaftlichen wie im humanwissenschaftlichen Diskurs wurzeln und in der Kommunikation zwischen diesen Zugängen noch zu Verstehen und Verständigung führen können.

Auch in nicht-medizinischen professionellen Bereichen drängt sich die Körperthematik dann auf, wenn klientenorientiert gearbeitet wird. Erfahrungen aus meiner studentischen Forschungswerkstatt mit biographischen Interviews aus dem Bereich der sozialen Arbeit zeigen, dass der Körper in den Selbstdarstellungen immer präsent ist, ohne dass dies seitens der InterviewerInnen vorgegeben werden müsste. Eigene theoretische und interventionsbezogene biographische Fallrekonstruktionen im Jugendhilfebereich (Fischer 2003; Fischer/Goblirsch 2003) stoßen auf explizite thematische Körperphänomene wie aktive und passive Gewalterfahrungen oder implizite Körperphänomene im dominanten Verhalten von Jugendlichen in Videodokumentationen von Interaktionen. Die Frage von Gewalt als biographisch strukturierend ist hier auch in dem Sinne aufzugreifen, dass nach der adoleszenten Selbstkonstitution durch Gewaltprozesse gefragt wird (vgl. auch Abraham 2002, S. 179f.), sozusagen in einer theoretischen Haltung komplementär zu Fragen der Traumaforschung oder den Spielarten von „Opferforschung“, wo deutlich der Beschädigungsaspekt im Vordergrund steht.

Wie fruchtbar biographische Fallrekonstruktionen zur Körperthematik sein können, belegt die hier schon mehrfach zitierte und eindrucksvolle Untersuchung von Anke Abraham (2002). Neben den vielschichtigen Fallstrukturen entwickelt sie eine Typik von Thematisierungsprofilen des Körpers (S. 443-446). Einmal konstruiert sie den Typ, der den Körper „im Kontext einer emotionalen Öffnung und des Wissens um die Zusammenhänge von Körper, Psyche und Biographie“ sieht. Er zeichnet sich durch ein hohes biographisches Reflexionsniveau und Wissen um Zusammenhänge von Körper und Psyche aus. Vielleicht könnte man ihn in Anlehnung an unsere vorangegangene Skizze den „Post-Cartesischen Typ“ nennen. Der zweite Typ sieht den Körper als „Träger von Symptomen“ (entweder gesund oder krank). Dies wäre in meiner Sprache der „Cartesische Typ“. Abrahams dritter Typ bringt mit dem Körper automatisch Sexualität in Zusammenhang. Der vierte Typus lässt keinen spontanen Zugang zur Körperthematik erkennen; Körperwissen bleibt implizit.

Ein weiteres Portal empirischer soziologischer Körperforschung öffnet sich, wenn *Interaktionen* und ihre Regeln und Regelbrüche analysiert werden. Die gegenwärtigen gut zugänglichen Video-Dokumentationstechniken und computergestützten Bearbeitungs- und Präsentationsverfahren erlauben Zugänge, deren Potentiale für eine breitere sozialwissenschaftliche Grundlagen- und Anwendungsforschung noch zu entdecken sind.¹⁰ Jeder, der auch nur einmal probeweise versucht hat, wenige Minuten einer Videodokumentation einer beliebigen Interaktion zu analysieren, kennt den Überflutungsschock angesichts eines

hochkomplexen Materials. Ist schon die über sprachverstehende Analysen und Rekonstruktionen methodisch geführte Forschung reichlich komplex, tun sich hier Welten auf, die sowohl theoretisch wie forschungspraktisch äußerst vielschichtig sind. Dem entsprechen die multidisziplinären Zugänge der Sprachwissenschaften, Linguistik, Psychologie und schließlich auch der soziologischen Konversationsanalyse, die jeweils das Feld aus ihrer Perspektive bearbeiten. Schon bei der einfachen Frage der Dokumentation im Kontext der textlichen Rekonstruktion von Interaktionsstrukturen in ihren verbalen und nonverbalen Anteilen stößt man immer auf das nicht triviale Problem, wie etwas interpretationsunabhängig dargestellt werden kann, damit es interpretiert werden kann, bzw. eine Interpretation, etwa in einem Fachartikel oder einer ähnlichen wissenschaftlichen Publikation mitgeteilt werden kann. Schon eine Klassifikation von Feldern des Nonverbalen (Hübler 2001, S. 12ff.) nach Körperbewegungen, physischen Eigenschaften, Berührungsverhalten, parasprachlichen Äußerungen, Proxemic (Nähe), etc. und Systematiken von Gesten implizieren Bedeutungszuschreibungen, die ja erst im Forschungsprozess festgestellt werden sollen. Weiter, es gibt keine Verschriftlichung von Interaktionen wie es eine Verschriftlichung von Sprechen gibt. Es gibt auch keine konsensuelle Grammatik des nichtsprachlichen Verhaltens. Beobachtet man eine Interaktion, müssen die nonverbalen Beobachtungssitens und ihr Ablauf jeweils definiert werden. Im Kontrast zu dieser schwierigen Vertextungsfrage in der wissenschaftlichen Zugangsweise, die eben auch eine Frage nach der Art der Interpretation oder selektiven Aufmerksamkeit ist, steht die alltagsweltliche Beobachtungsfähigkeit, die bei Kulturkenntnis in der Lage ist, auch ohne Wahrnehmung der Sprachinhalte weitgehend zutreffende Rekonstruktionen zu liefern – zutreffend sowohl hinsichtlich des nonverbalen Fortgangs der Interaktion als auch bezogen auf die sprachliche Kommunikation. Das heißt, was dem nativen Mitglied einer Interaktionskultur im Handlungsvollzug pragmatisch gelingt, nämlich die Anwendung eines „tacit knowledge“ oder eines irgendwie gearteten Regelwissens, das verlässliche Strukturierungen im Blick auf körperliches Verhalten hervorbringt, ist bislang erst unzureichend als explizites wissenschaftliches Wissen verfügbar.

Man stößt in einer solchen praktischen Analysearbeit schnell auf weitere Grundfragen, die sich wieder an die bereits oben thematisierte Körperproblematik anschließen lassen. Was ist wichtiger, die Gestik, Mimik, Körperhaltung etc. oder die sprachliche Ebene der Interaktion? Hier gibt es bereits unterschiedliche Antworten. Bereits in den 1950er Jahren hat Birdwhistell (1955) die These aufgestellt, dass die nonverbalen Anteile der Kommunikation mit 65% überwiegen. Seither gibt es Versuche, dies und auch das Gegenteil zu belegen.¹¹ Es gibt Forschungstraditionen, die die relative Sprachunabhängigkeit des Nonverbalen betonen und Bedeutungsfiguren herausarbeiten (Kendon 1980). Andere Analyserichtungen, wie zum Beispiel auch die ethnomethodologische Konversationsanalyse, stellen zwar fest, dass die Gestik der Verbalisierung voraussetzt, ordnen sie aber funktional dem Sprachgeschehen in der Kommunikation unter (Goodwin 1986; Heath 1984; Heath 1986; Heath 1992; Schegloff 1984). Fasst man wie Goffman nonverbales und verbales Verhalten als verschiedene Kanäle auf (Goffman 1977; Kendon 1988a), lassen sich jeweils unterschiedliche Botschaften in der Interaktion entschlüsseln und aneinander überprüfen. Eigene Analyse-

praxis in einem modifizierten Schema strukturaler Hermeneutik zeigt, dass sich nicht nur die nonverbale und die verbale Ebene getrennt sinnvoll rekonstruieren und vergleichen lassen, sondern – danach – auch das Zusammenspiel von körperlichen und sprachlichen Interaktionsabläufen noch eine weitere eigenständige dritte Rekonstruktionsebene mit neuen Ergebnissen darstellt.

Es ist zu erwarten, dass in solchen Interaktionsanalysen die generelle These der Ambiguität des Körpers, seine sozialen Symboliken und auch die Expressivität des Individuums im „Ausdrucksfeld des Leibes“ (Plessner) prinzipiell bestätigt und material empirisch ausgearbeitet werden können. Der durch rekonstruktive Interaktionsanalysen zu erhoffende Erkenntnisgewinn geht in zwei Richtungen. In Übereinstimmung mit unseren Vorüberlegungen erstreckt er sich einmal auf grundlagentheoretische Fragen der Konstitution von Sozialität und die Rolle der Körperlichkeit dabei sowie allgemeine Fragen der Strukturierung von Kommunikation. Zum anderen ist offensichtlich, dass helfende Professionen sowohl im diagnostischen wie interventiven Bereich von solchen körperbezogenen Interaktionsanalysen einen unmittelbaren Nutzen für die Betreuung und Begleitung ihrer Klienten haben.

Anmerkungen

- 1 Eine Ausnahme: Giddens 1997; vgl. die Kapitel „Body: Eating, Illness and Ageing“ (S. 115-138) und „Gender and Sexuality“ (S. 89-114).
- 2 Die es natürlich gibt; in den letzten Jahren wächst die Spezialliteratur deutlich, vor allem im Umkreis der englischen Zeitschrift „Theory, Culture and Society“ (TCS) wird eine lebhaft Diskusion geführt (vgl. für viele Featherstone/Hepworth/Turner 1991; Turner 1996; Featherstone 2000; Shilling 1993/96).
- 3 Eine derartige meines Erachtens nicht voll gerechtfertigte Defizitfeststellung macht Abraham (2002, S. 84ff.) für das Werk von Alfred Schütz. Der Vorwurf, der „heimliche Sog, ... die soziale Welt und Wirklichkeit ganz und ausschließlich im Sinne ihrer symbolischen Konstruiertheit aufzufassen“, lässt sich am Maßstab der eigenen Abraham'schen Körpersoziologie machen, die dann bestimmte materiale und empirische Ausarbeitungen vermisst, dabei werden jedoch die Dimensionen von Leiblichkeit als Fundierungsleistungen für Sozialität bei Schütz zu wenig gewürdigt.
- 4 Dies gilt besonders für die anglophone Szene, die Plessner so gut wie gar nicht wahrnimmt.
- 5 Eine erfreuliche Ausnahme ist die kritische Würdigung von Abraham (2002), wenn ich auch ihren Vorwurf an Plessner bezüglich der Zementierung des Menschen als bewusstseinsbegabten Wesens (S. 98) nicht teile.
- 6 Ich orientiere mich hier an der anregenden und übersichtlichen Darstellung von Synnott (1993); die Seitenangaben im Text beziehen sich hierauf.
- 7 Ein ähnliches Konzept, das stark von Douglas inspiriert ist, aber auch die phänomenologische Tradition, vor allem Merleau-Ponty aufnimmt, liegt vor in John O'Neills „Die fünf Körper“ (O'Neill 1990). Wie Körper und Gesellschaft in Beziehung gesehen werden können, findet sich auch bei Benthien/Wulf 2001; Gebauer/Wulf 1992 und Gebauer/Wulf 1998.
- 8 Vgl. Fischer/Kohli 1987; Fischer-Rosenthal 1995; Fischer-Rosenthal 1996; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 2003; siehe auch die gelungene aktuelle Darstellung dieses Forschungsfeldes bei Abraham (2002, S. 130-154).
- 9 Eine Überlegung, die der Verfasser bei einer entsprechenden Untersuchung im medizinischen Kontext anfangs der 1990er Jahre in Israel tatsächlich machte, aber verwarf.

- 10 Der Verfasser führt gegenwärtig ein bmbf-gefördertes Forschungsprojekt zur Analyse von Interaktionen in der Sozialen Arbeit durch (siehe www.online-casa.de sowie www.uni-kassel.de/fb04/lehre/labor).
- 11 Vgl. insgesamt die sehr instruktive Arbeit von Hübler 2001.

Literatur

- Abraham, A.: Der Körper im biographischen Kontext. Wiesbaden 2002
- Alheit, P./Dausien, B./Fischer-Rosenthal, W. u.a. (Hrsg.): Biographie und Leib. Gießen 1999
- Benthien, C./Wulf, C. (Hrsg.): Körperteile. Eine kulturelle Anatomie. Reinbek 2001
- Birdwhistell, R.L.: Background to kinesics. In: ETC 13 (1955), S. 10-18
- Borst, O.: Alltagsleben im Mittelalter. Frankfurt a.M. 1983
- Corbin, J. M./Strauss, A. L : Weiterleben lernen – Chronisch Kranke in der Familie. München 1993
- Corbin, J. M./Strauss, A. L : Unending work and care : managing chronic illness at home. San Francisco 1988
- Davis, K.: Reshaping the Female Body. The Dilemma of Cosmetic Surgery. New York/London 1995
- Delow, A.: Leistungssport und Biographie. Münster 2000
- Douglas, M.: Purity and Danger. An analysis of the concepts of pollution and taboo. London/Boston 1978
- Douglas, M.: Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Frankfurt a.M. 1981
- Elias, N.: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. Frankfurt a.M. 1976
- Featherstone, M. (Hrsg.): Body Modification. London 2000
- Featherstone, M./Hepworth, M./Turner, B. S. (Hrsg.): The Body. Social Process and Cultural Theory. London/Newbury Park/New Delhi 1991
- Fischer, W.: Fallrekonstruktion und Intervention. In: Burkart, G./Wolf, J. (Hrsg.): Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen (Festschrift für Martin Kohli zum 60. Geburtstag). Opladen 2002, S. 63-87
- Fischer, W.: Fallrekonstruktion im professionellen Kontext: Biographische Diagnostik, Interaktionsanalyse und Intervention. In: Hanses, A. (Hrsg.): Biographie und Soziale Arbeit. Baltmannweiler 2003 (im Druck)
- Fischer, W./Goblirsch, M.: Narrativ-biographische Diagnostik und Interaktion in der Jugendhilfe. In: Heiner, M. (Hrsg.): Psychosoziale Diagnostik. 2003 (in Vorbereitung)
- Fischer, W./Kohli, M.: Biographieforschung. In: Voges, W. (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen 1987, S. 25-49
- Fischer-Rosenthal, W.: Biographische Methoden in der Soziologie. In: Flick, U. u.a. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. 2. Aufl. Weinheim 1995, S. 253-256
- Fischer-Rosenthal, W.: Strukturelle Analyse biographischer Texte. In: Brähler, E./Adler, C. (Hrsg.): Quantitative Einzelfallanalysen und qualitative Verfahren. Gießen 1996, S. 147-209
- Fischer-Rosenthal, W.: Address Lost: How to Fix Lives. Biographical Structuring in the European Modern Age. In: Breckner, R./Kalekin-Fishman, D./Miethe, I. (Hrsg.): Biographies and the Division of Europe. Experience, Action and Change on the 'Eastern Side'. Opladen 2000a, S. 55-75
- Fischer-Rosenthal, W.: Biographical work and biographical structuring in present-day societies. In: Bornat, J./Chamberlayne, P./Wengraf, T. (Hrsg.): The Turn to Biographical Methods in Social Science. London 2000b, S. 109-125

- Fischer-Rosenthal, W./Rosenthal, G.: Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 2. Aufl. Reinbek 2003, S. 456-468
- Foucault, M.: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M. 1977
- Gebauer, G./Wulf, C.: *Mimesis. Kultur – Kunst – Gesellschaft*. Reinbek 1992
- Gebauer, G./Wulf, C.: *Spiel, Ritual, Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt*. Reinbek 1998
- Giddens, A.: *Sociology*. 3. Aufl. Cambridge 1997
- Goffman, E.: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. 140. Bd. Frankfurt a.M. 1975 (engl. Originalausgabe 1963)
- Goffman, E.: *Rahmenanalyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a.M. 1977
- Goodwin, C.: *Gesture as a resource for the organization of mutual orientation*. In: *Semiotica* (1986) 62, S. 29-49
- Heath, C. C.: *Talk and reciprocity: a sequential organization in speech and body movement*. In: Atkinson, J. M. (Hrsg.): *Structures of Social Action*. Cambridge 1984, S. 247-265
- Heath, C. C.: *Body movement and speech in medical interaction*. Cambridge 1986
- Heath, C. C.: *Gesture's descreet tasks: Multiple relevencies in visual conduct and in the contextualisation of language*. In: Auer, P./di Lzlia A. (Hrsg.): *The Contextualization of Language*. Amsterdam 1992, S. 101-127
- Hübler, A.: *Das Konzept „Körper“ in den Sprach- und Kommunikationswissenschaften*. Tübingen 2001
- Kamper, D./Wulf, C. (Hrsg.): *Die Wiederkehr des Körpers*. Frankfurt a.M. 1982
- Kendon, A.: *Gesticulation and speech: Two aspects of the process of utterance*. In: Key, M. R. (Hrsg.): *Nonverbal communication and language*. The Hague 1980, S. 207-227
- Kendon, A.: *Erving Goffman's approach to the study of face-to-face interaction*. In: Wooton, A./Drew, P. (Hrsg.): *Erving Goffman: Exploring the Interaction Order*. Cambridge 1988a, S. 14-40
- Kendon, A.: *How gestures can become like words*. In: Poyatos, F. (Hrsg.): *Crosscultural Perspectives in Nonverbal Communication*. Toronto 1988b, S. 131-141
- Kendon, A.: *The negotiation of context in face-to-face interaction*. In: Goodwin, C./Duranti, A. (Hrsg.): *Rethinking context*. Cambridge 1992, S. 323-335
- Kendon, A./Sebeok, T. A./Umiker-Sebeok, D. J. (Hrsg.): *Nonverbal communication, interaction, and gesture*. The Hague 1981
- Leder, D.: *The absent body*. Chicago 1990
- Mead, G. H.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a.M. 1968
- Mead, G. H.: *Die Genesis des sozialen Selbst und die soziale Kontrolle*. In: *Ders.: Philosophie der Sozialität*, hrsg. v. H. Kellner. Frankfurt a.M. 1969, S. 69-101
- Merleau-Ponty, M.: *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin 1966
- Merleau-Ponty, M.: *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München 1986
- O'Neill, J.: *Die fünf Körper. Medikalisierte Gesellschaft und Vergesellschaftung des Leibes*. München 1990
- Plessner, H.: *Die Stufen des Organischen und der Mensch; Einleitung in die philosophische Anthropologie*. 2., um Vorwort, Nachtrag und Register erweiterte Aufl. Berlin 1965
- Plessner, H.: *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Dux, G./Marquard, O./Ströker, E., 10 Bde. Frankfurt a.M. 1980-1985
- Plessner, H.: *Ausdruck und menschliche Existenz (1957)*. In: Plessner, H. (Hrsg.): *Gesammelte Schriften*. VII. Bd. Frankfurt a.M. 1982a, S. 435-445
- Plessner, H.: *Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens (1941)*. In: Plessner, H. (Hrsg.): *Ausdruck und Menschliche Natur. Gesammelte Schriften*. VII. Bd. Frankfurt a.M. 1982b, S. 201-387

- Plessner, H.: Elemente menschlichen Verhaltens (1961). In: Plessner, H. (Hrsg.): *Conditio Humana*. Gesammelte Schriften. VIII. Bd. Frankfurt a.M. 1983, S. 218-234
- Schegloff, E. A.: On some gestures' relation to talk. In: Atkinson, M. J./Heritage, J. (Hrsg.): *Structures of Social Action*. Cambridge 1984, S. 266-296
- Schütz, A.: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Ders. (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze*. Bd. I. Den Haag 1953, S. 3-54
- Shilling, C.: *The Body and Social Theory*. London 1993/1996
- Synnott, A.: *The body social. Symbolism, Self and Society*. London/New York 1993
- Tress, W.: Forschung zu psychogenen Erkrankungen zwischen Klinisch-hermeneutischer und gesetzeswissenschaftlicher Empirie: Sozialempirische Marker als Vermittler. In: Faller, H./Frommer, J. (Hrsg.): *Qualitative Psychotherapieforschung*. Heidelberg 1994, S. 38-52
- Turner, B.S.: *The Body and Society*. 2. Aufl. London 1996
- Waldenfels, B.: Nähe und Ferne des Leibes. In: Ders. (Hrsg.): *Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden 3*. Frankfurt a.M. 1999, S. 16-32
- Waldenfels, B.: *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt a.M. 2000

Roswitha Breckner

Körper im Bild. Eine methodische Analyse am Beispiel einer Fotografie von Helmut Newton

Zusammenfassung

In diesem Beitrag geht es darum, einen Zugang zur methodischen Analyse von Körperdarstellungen in Bildern, insbesondere in Fotografien, zu finden. Basierend auf bildtheoretischen Überlegungen zum Verhältnis von Bild und Sprache sowie Bild und Wirklichkeit wird ein methodisches Verfahren der Bildanalyse vorgeschlagen. Seine Kernelemente bestehen aus einer Segmentanalyse, die auf einer Dokumentation des Wahrnehmungsprozesses eines Bildes sowie seiner formalen Beschreibung beruht und die Interpretation thematischer Bezüge aus spezifisch bildlichen Gestaltungszusammenhängen zum Gegenstand hat. Das Verfahren wird an einer Fotografie des Modefotografen Helmut Newton exemplarisch durchgeführt. Damit soll gezeigt werden, zu welchen Vorstellungswelten bezüglich sexuierter Beziehungen zwischen Körper und Geschlecht uns eine methodisch angeleitete Bildanalyse einen Zugang eröffnet. Die Spezifik der Darstellung von Körpern im Rahmen einer Bildfläche, insbesondere in einer Fotografie, wird in einer Schlussbemerkung zusammengefasst.

Abstract

The article attempts to provide a method as to analyse (re)presentations of the gendered body, specifically on photographic pictures. The analysis is based on theoretical considerations and concepts on the relationship of picture and language as well as the relationship of picture to reality. The key element of the method is the analysis of segments, which are identified by the description of the perceptual process, and formal elements of the construction of a picture. The interpretation focuses on thematical references deriving from specifically pictorial phenomena. The analysis is exemplified by a photograph by Helmut Newton, the well known fashion photographer. Here, the method gives an insight into sexually determined relations between bodies and gender. In the conclusion, the specifics of the (re)presentation of human bodies on pictures, especially photographs, are summarized.

Körper bedeuten etwas, dies ist keine Neuigkeit mehr, auch nicht in den Sozialwissenschaften. *Wie* aber Bedeutung im und durch den Körper konstituiert wird, ist immer noch eine komplizierte Frage. Es war und ist vor allem die interdisziplinär angelegte feministische Diskussion, die in den letzten 20 Jahren

das Thema *Körper* theoretisch fruchtbar gemacht und eine Reihe interessanter, für die gesamte Soziologie innovativer Arbeiten hervorgebracht hat.¹ Die Frage nach der Konstitution von Geschlechterbeziehungen, in denen die Rolle des Körpers bzw. wie man diesen versteht zu einem heiß diskutierten Thema wurde, stand hier im Mittelpunkt.² Inwieweit Körper, wie jegliche menschlichen Ausdrucksformen, in *Diskurse* eingebettet und mithin durch textuelle, d.h. vornehmlich sprachlich zugängliche Bedeutungsstrukturierungen konstituiert werden, oder aber ob Körper eine über Sprache als diskursive Textur hinausweisende bzw. von dieser nicht gänzlich kontrollierte Bedeutungsdimension re-präsentieren, gehört zu den Kernfragen dieser Debatten.

Ohne diese hier fortführen zu wollen, fällt eine Parallele zu einem anderen Diskussions- und Forschungskontext auf, nämlich bezüglich der Bedeutung von *Bildern* in der sozialen Welt, der ähnlich weitreichende Facetten aufweist und disziplinäre Kernfragen berührt. Diese reichen von erkenntnis- und grundlagentheoretischen Fragen wie: Denken bzw. erkennen wir in Bildern und/oder vornehmlich mittels Sprache? Sind Bilder grundsätzlich in ihrer Bedeutungskonstitution strukturähnlich zur Sprache, also auch *Texte* im weitesten Sinne und daher auch mit Mitteln der Sprachanalyse (etwa der Semiotik oder Hermeneutik) zugänglich? Oder konstituieren sie eine eigene Ausdrucks- und Bedeutungsform, die nur mit spezifischen, nämlich bildtheoretisch fundierten Mitteln, erfasst werden kann? Und wenn ja, wie sind diese kommunizierbar, gar wissenschaftlich und in einem methodischen Rahmen?

Körper und Bild zeichnen sich demnach beide durch eine Ausdrucksgestalt als Bedeutungsträger aus, die an gegenständliche Erscheinungsformen gebunden sind und deren Auflösbarkeit in Sprache möglicherweise an Grenzen stößt bzw. wo die Übersetzbarkeit zwischen verschiedenen Ausdrucksformen und -medien zumindest ein Problem, nicht zuletzt ein methodologisches und methodisches, darstellt. Körper und Bilder, besser wäre es vielleicht, von Körper- und Bildausdruck zu sprechen, haben zudem gemeinsam, mehrdeutig zu sein. Wir wissen zwar, dass wir mit unseren Körpern auch *sprechen* und haben gelernt, im Verlauf von Interaktionen zu *verstehen*, was jemand mit dem Körper *sagt* (vgl. exemplarisch Goffman 1981). Dies bleibt allerdings, im Unterschied zur Sprache, auch auf der manifesten Ebene meist unterhalb der Bewusstseinschwelle und wird nur bei Störungen bzw. bei Attraktionen wahrgenommen. Hinzu kommt, daß während wir beim Sprechen hören, was wir sagen, auch in welchem Ton, wir unseren Körper nicht beobachten können, während wir uns in ihm und mit ihm bewegend *verständigen*. Wir machen ihn zwar – auch konstitutionell (siehe Plessner) – ebenfalls zum Gegenstand der Beobachtung und Reflexion, dies erfordert in der Regel jedoch einen spezifischen Anlass. Der Körper ist uns also in der Vorstellung (reflexiv) zugänglich, während wir ihn zugleich unmittelbar gebrauchen und empfinden.³

Wie kann nun die Körperdimension im sozialen Geschehen beobachtet werden? Als Mittel der Darstellung und des Ausdrucks ist er uns in verschiedensten Formen seiner bild-räumlichen Aufzeichnung bzw. Gestaltung als Beobachtungsgegenstand zugänglich. In der Absicht, einen methodischen Zugang zur Analyse der *ins Bild gesetzten Körperdimension* in der sozialen Welt zu finden, konzentriere ich mich im Folgenden auf die Frage, welche sozialen Bezüge in der

bildlichen Fixierung und Materialisierung von Körpern in einem spezifischen Medium, nämlich der Fotografie – und genauer noch: einer Fotografie des Modefotografen Helmut Newton – thematisiert werden. Es wird also darum gehen, welche Aspekte sozialer Wirklichkeit in materiellen Bildern, insbesondere Fotografien, *sichtbar* bzw. *sehend zugänglich* gemacht werden können.

Will man Bilder nicht nur als Illustration benutzen, sondern sie als eigenständige Quelle und Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analyse ernst nehmen, so gilt es zunächst, ihre spezifische Bedeutung als Mittel der Erkenntnisgewinnung zu diskutieren (2). Dabei will ich mich auf zwei Schwerpunkte konzentrieren, nämlich die Frage nach dem Verhältnis von Bild und Text (2.1) sowie nach der Beziehung zwischen Bild und Wirklichkeit. Hier werde ich bereits eine Zuspitzung auf das spezifische Bildmedium der Fotografie vornehmen (2.2). Anschließend möchte ich ein Vorgehen zur Bildanalyse vorstellen (3), das schließlich an einer Fotografie von Helmut Newton exemplarisch vorgeführt wird (4). In einer Schlussbemerkung wird resümierend festgehalten, welcher Zugang zu Körperwelten mit der Analyse von Körperfotografien gewonnen werden kann (5).

2. Bilder in der sozialen Welt

2.1 Bild und Text

Was also ist ein Bild? Geht man den Beiträgen, die sich in grundlegender Weise mit dieser Frage beschäftigt haben, nach⁴, fällt auf, dass für die Bestimmung von Bildern Vorstellungen zum Verhältnis zwischen Bild und Sprache in allen Ansätzen den Ausgangspunkt der Überlegungen und Argumentation bilden. Hierbei sind jedoch unterschiedliche Positionen zu beobachten, denen unterschiedliche Annahmen zugrunde liegen (vgl. übersichtlich einführend Müller-Doohm 1993). Während die einen davon ausgehen, dass sich Bedeutungs- und Sinngehalte in Bildern (wie in allen anderen menschlichen Ausdrucksformen und Artefakten) auf sprachlich konstituierte Bedeutungsbezüge rückführen lassen (müssen) sobald sie als Gegenstand der (sozialen) Welt wahrgenommen werden, auch wenn sie sinnliche Erfahrungen vorsprachlicher Qualität zum Ausdruck bringen, gehen andere davon aus, dass Bildern eine eigene Ausdrucks- und Gestaltungsform innewohnt, die nicht auf sprachlich konstituierte Bedeutungen zurückgeführt werden können, sondern eine eigene, von der Sprache unabhängige, ihr sogar vorgängige und von ihr überlagerte Realität bilden (Boehm 1994). Im ersten Zugang richten sich die Bemühungen zur Herstellung der Möglichkeit einer methodischen Interpretation vornehmlich darauf, die spezifische *Zeichenhaftigkeit* von Bildern im Rahmen von kulturellen bzw. sprachlichen Bedeutungssystemen zu entschlüsseln. Die Analyse der Beziehung zwischen Bild-Zeichen und bezeichnetem Objekt sowie den (symbolischen) Verweissungsbezügen zwischen den dargestellten Objekten im Rahmen eines übergreifenden Bedeutungssystems stehen hier im Vordergrund. Im Bereich der Kunst-

geschichte haben sich diese Bemühungen in einer weit ausdifferenzierten Ikonographie niedergeschlagen. In der philosophischen Bildtheorie wird diese Position in der Regel von semiotischen Ansätzen eingenommen (Eco 1994, z.T. Barthes 1986). Die *Sprache der Bilder*, die uns ähnlich systematische Interpretationsprozesse erlauben würde, wie sie in den Textwissenschaften auf der Basis eines in der (Satz-)Grammatik ruhenden Verweisungssystems von Bezeichnungen und relationalen Bezügen in der Bedeutungskonstitution inzwischen entwickelt sind, ist allerdings noch nicht ge- bzw. erfunden worden.

Gegenüber diesem Ansatz wird eingewendet, dass eine für Bilder nicht nur spezifische, sondern konstitutive Dimension nicht berücksichtigt wird, nämlich die *Bildlichkeit* als eine Form von Ausdruck, die ohne Verweisungsbezüge auf ein außer ihr liegendes Objekt entsteht und ihr *Thema* vornehmlich im Verweis auf sich selbst entwickelt (vgl. exemplarisch Imdahl 1995). Dieser Ansatz richtet seine Aufmerksamkeit vor allem auf die Möglichkeit der Wahrnehmung und Beschreibung von Phänomenen, die durch *bildliche* Mittel (Farbe, Kontraste, Flächen, Formen, Konstellationen) und ihre Relationen innerhalb eines Bildrahmens entstehen. Hinsichtlich der Kommunizierbarkeit der auf diesem Wege entdeckten Phänomene bleibt freilich auch dieser Ansatz an die Sprache gebunden. Er sucht allerdings nicht nach einer direkten Übersetzbarkeit von *bildlich* konstituierten Phänomenen in sprachlich/kulturell konstituierte Bedeutungs- und Sinnbezüge. Vielmehr verweigert er sich diesen, nicht zuletzt, um der Spezifik von Bildern als Ausdrucksgestalt (jenseits einer rationalisierbaren Bildersprache) auf die Spur zu kommen.

Im Versuch, aus der Gegenüberstellung zwischen Sprach- bzw. Bildverfechtern, die bis auf ihre religiöse Herkunft im theologischen Streit um das *Bilderverbot* zurückverfolgt wird, einen produktiven Ausgang zu finden, entwickelt W.J.T. Mitchell einen Ansatz, in dem er Sprache wie Bilder als Ausdruck von Vorstellungen versteht, die weder rein sprachlicher noch rein bildlicher Natur sind. Damit gehören Sprache wie Bilder einer Vorstellungswelt an, die als solche (weil *im Kopf*) nie direkt zugänglich ist und sich aus kognitiven wie affektiven, rationalen wie irrationalen, logischen wie unlogischen, kulturell überformten wie archaischen, symbolisch codierten wie uncodierten Quellen und Impulsen speist. Als Ausdrucksgestalt dieser Vorstellungen gehen Sprache und Bilder zwar nicht ineinander auf, gehören aber beide einer Vorstellungswelt an, die sich nicht in zwei distinkte Bereiche, den bildlichen oder sprachlichen, trennen lässt (vgl. hierzu auch Arnheim 1977, 1984).

Vorstellungen, so die Annahme, werden von inneren wie äußeren Bildern als einer bereits strukturierten Form von Wahrnehmung gespeist, die ebenso von objekthaft-materiellen und sprachlichen Ausdrucksformen ausgehen wie sie sich umgekehrt darin ausdrücken.⁵ Der Bezugspunkt sind hier demnach Vorstellungen, deren materiell-bildliche bzw. sprachliche Konstitutionsbedingungen bzw. Ausdrucksformen sich allerdings nicht aufeinander reduzieren lassen. Eine Vorstellung erscheint – in Bild, Objekt oder Sprache ausgedrückt bzw. geformt – jeweils *in einem anderen Licht*.

In dieser Perspektive stellt sich für die Begründung eines Verfahrens zur Analyse von Bildern die Frage, welches Licht auf ein (Vorstellungs-)Phänomen durch ein Bild geworfen wird, das in seiner sprachlichen Ausdrucksgestalt nicht

in der Weise möglich wäre.⁶ Eine der gängigen Argumentationen, dass Bilder die eher emotional konnotierten vorsprachlich-sinnlichen Eindrucksqualitäten wiedergeben könnten als die (im Kern) rational organisierte Sprache, relativiert sich im Lichte von Arbeiten, die zeigen, dass Bilder ebenso zentraler Bestandteil von rationalen Denkvorgängen sind wie Sprache umgekehrt auch sinnliche und emotionale Eindrucksqualitäten hervorragend ausdrücken kann. Bilder *komunizieren* demnach nicht nur (vorsprachliche) sinnliche Erfahrungen, sondern sind auch konstitutiver Teil von (abstrakten) Denk- und Erkenntnisvorgängen (Arnheim 1977, Coy 2002).

Ein zweiter Aspekt, der als spezifische Qualität von Bildern immer wieder angeführt wird, betrifft die Simultaneität von Erscheinungen und Vorstellungen, die in Bildern besser darzustellen ist als in linear-sequentiell organisierten sprachlichen Formen. Diese Spezifik von Bildern hält auch kritischen Einwänden stand, so dass sie als ein möglicher Ausgangspunkt herangezogen werden kann. Dennoch, auch Bilder werden nie nur als ein Ganzes gesehen, in dem alle Elemente und Teile gleichzeitig in gleicher Weise in Erscheinung treten und wahrgenommen werden:

„Keineswegs ist die evidente szenische Simultaneität selbstverständlich oder bereits gegeben mit der materiellen Totalpräsenz des Bildes, sie ist vielmehr eine auf sehr besonderen Strategien beruhende dramaturgische Leistung, die weder durch sprachliche Narration ersetzt werden kann noch auch in der Empirie eines Geschehens ein Vorkommen hat.“ (Imdahl 1995, S. 308)

Bilder sind durch die Hervorhebung und Zurücksetzung einzelner Elemente, durch perspektivische Verschiebungen, konstellatorische Relationen und vieles mehr strukturiert, so dass die *Dinge* in ihrer Gewichtung nicht unterschiedslos vor das Auge treten. Vielmehr erschließt die Wahrnehmung eines Bildes seine Strukturierung, indem das Auge über das Bild *wandert*. Dabei erbringt es, so die Annahme, eine Strukturierungsleistung, die die verschiedenen Elemente zu einem Ganzen zusammensetzt, um das Wahrgenommene als *etwas* zu erkennen bzw. das Zusammenspiel der Elemente wirken zu lassen (Arnheim 1984). Dabei folgt es, so eine weitere Annahme, im Bild angelegten *ikonischen Pfaden* (Loer).⁷ Sie bezeichnen die spezifisch *bildlichen* Elemente, entlang denen sich die Wahrnehmung des Bildes prozessual organisiert.

Im Unterschied zur Sprache, die eine lineare Sequenz der Wahrnehmung von Zeichen und Sätzen nahelegt, gibt es im Bild keine vergleichbaren linearen Sequenzen. Vielmehr bleibt ihre Bestimmung und Anordnung kontingent, so dass das Auge zwischen erkennbaren Pfaden springen bzw. aus der Mehrdeutigkeit der Pfade auch neue *sehend* entwickeln kann. Daraus ergibt sich die methodologische Herausforderung, der Koinzidenz von *Simultaneität* (alle ikonischen Elemente und Pfade sind *auf einen Blick* als Erscheinungen zugänglich und beziehen sich aufeinander) sowie *Sequentialität* (Zeitlichkeit findet Eingang in die Bildgestaltung und wird unumgänglich in der Bildwahrnehmung, wenn das Auge über das Bild *wandert*) in der Bildkonstitution gerecht zu werden. Bevor hierzu ein Verfahren vorgeschlagen wird, soll kurz noch auf die zweite methodologische ‚Gretchenfrage‘, die sich aus sozialwissenschaftlicher Perspektive besonders dringlich stellt, eingegangen werden.

2.2 Bild und Wirklichkeit

Bei der Frage nach dem Verhältnis von Bild und Wirklichkeit gilt es zunächst zu klären, ob ein Bild einen Teil oder Aspekt von Wirklichkeit *wiedergibt*, an dem wir als SozialwissenschaftlerInnen ‚eigentlich‘ interessiert sind. Werden Bilder mithin als *Quelle* bzw. als *Datum* unter vielen anderen Daten benutzt, aus denen auf eine Wirklichkeit geschlossen wird, die auch ohne diese Bilder existiert?⁸ Oder werden Bilder als ein konstitutives Element der untersuchten Wirklichkeit betrachtet, die ohne *dieses* Bild bzw. diese Gattung von Bildern nicht existieren würde, die aber auch nicht ausschließlich aus Bildern besteht?⁹ Oder wird ein Bild bzw. eine Bildersammlung als eine eigenständige Wirklichkeit betrachtet, die in vorwiegend internen Verweisungsbezügen entsteht, wie etwa in Kunstwerken? Eine Entscheidung darüber, was als sozialwissenschaftlich relevant bzw. irrelevant erachtet wird (bzw. werden sollte), ist m.E. nicht angebracht. Bilder können unter allen genannten Aspekten zu einem interessanten Analysegegenstand werden.¹⁰ Die Schwierigkeit kann jedoch darin liegen, dass der Gegenstandsbezug (was analysiere ich an/in diesem Bild) möglicherweise nicht im Vorhinein zu definieren ist, vielmehr selbst zum Gegenstand der Analyse gemacht werden muss (vgl. hierzu auch Becker 1986, S. 276, 279). Die Bestimmung des Analysegegenstandes (was *zeigt* dieses Bild) kann also auch Ergebnis der Analyse sein, das im Nachweis des Analyseverfahrens die spezifische Perspektive, unter der er in den Blick genommen wurde, enthalten sollte.

Einer Systematisierung von Gernot Böhme (1999) folgend lassen sich folgende Bezüge zwischen Bild und Wirklichkeit festhalten, die Interpretationszugänge implizit oder explizit bestimmen dürften:

- Das Bild als *Abbild* von Gegenständen (und ihren Beziehungen), deren physische Qualitäten in ein Bild transformiert werden. Das Bild (und seine Qualität) bestimmt sich hier in der Relation zu einem *Original*, wobei dies Verschiedenes sein kann: Gegenstände, Handlungssituationen, Szenen, Zustände u.v.m.
- Das Bild als *Zeichen*, das prinzipiell in Sprache auflösbar ist. Hier bestimmt sich das Bild durch den codierten bzw. symbolhaften Verweis auf das Bezeichnete, ohne dessen gegenständliche Qualitäten unmittelbar aufnehmen zu müssen, und ist Teil einer kollektiv geteilten Wahrnehmungs-, Sinn- und Bedeutungsstruktur, die im Wesentlichen sprachlich vermittelt ist (etwa in der religiösen Malerei oder in der Werbung).
- Das Bild als *Bild*. Hier bestimmt sich das Bild über seine *Bildlichkeit*, seine Form- und Ausdrucksgestalt, die vornehmlich durch interne Verweisungsbezüge Bedeutungen hervorbringt.
- Das Bild als *Kommunikationsmittel*. Das Bild wird durch seinen Gebrauch bestimmt. Es wird erst zu einem *Bild*, wenn es auch *angesehen* wird. Ohne die Anschauung, die immer in spezifischen Kontexten stattfindet (Ausstellungen, Betrachtung von Familienalben etc.), würde aus dem Gegenstand *gemaltes Bild* bzw. *Fotografie* kein Bild im Sinne einer *Ansicht* (Berger) werden.

- Das Bild als *Steigerung von Wirklichkeit*. Hier kehrt sich das Dominanzverhältnis zwischen Bild als einer Abschattung von Wirklichkeit geradezu um. In dieser Perspektive zeigt nicht das Bild etwas von einer Wirklichkeit, die sich unabhängig von diesem Bild konstituiert hat, sondern das Bild bestimmt, was die Wirklichkeit *ist*. Dies geschieht, laut Böhme, zunehmend durch die Omnipräsenz von Bildern, die unsere Sehensweisen in der Weise strukturieren, dass wir nur das als *Wirklichkeit*¹¹ wahrnehmen, was sich uns in Form von Bildern, insbesondere fotografischen Bildern, darstellt (vgl. G. Böhme 1999, S. 111-127).

Aus der Vielfalt der Welt der Bilder sowie ihrer jeweiligen Anschauungsweise ließen sich Belege für alle Bestimmungsformen eines Bildes finden, so dass diese sich m.E. prinzipiell gegenseitig nicht ausschließen. Am Beispiel der Fotografie, die traditionell eher der Abbildfunktion zugerechnet wird (und als solche nicht nur in der sozialen, sondern auch in der wissenschaftlichen Praxis noch weidlich gebraucht wird), lässt sich zeigen, dass auch sie sich erst aus dem Zusammenspiel der verschiedenen Wirklichkeitsbezüge verstehen und erklären lässt (vgl. u.a. Becker 1986, S. 231f.). Gleichwohl entwickelt sich in der Fotografie in ihrem gegenüber anderen Bildgattungen spezifischen Objektbezug – der die Präsenz eines lichtabstrahlenden Gegenstandes bzw. eines lichtaufnehmenden Mediums vorausgesetzt hat und damit, wenn auch selektiv und in die Zweidimensionalität transformiert, so doch einige (physische) Qualitäten der *abgelichteten* Gegenstände einer Anschauung zugänglich macht – ein spezifisches Wirklichkeitsverhältnis.¹² Fotografien werden daher vor allem zu dokumentarischen Zwecken eingesetzt, womit ihnen eine spezifische Nähe zu einem in aktu stattfindenden Geschehen bzw. einem Objekt zugeschrieben wird (vgl. Becker 1986). Sie zeichnen sich in ihrem traditionellen Gebrauch zudem durch eine spezifische Beziehung und Nähe zur Vergangenheit aus (vgl. Barthes 1986). Dass diese Nähe nicht per se ein vollständigeres Bild oder aber eine bessere Darstellung des Geschehens in der Vergangenheit garantiert, ist bereits mehrfach betont worden und muss hier nicht mehr ausgeführt werden.¹³ Fotografien haben sich inzwischen aber auch als Medium und Objekte der Kunst durchgesetzt, womit sich ihr dokumentarischer Charakter in seiner traditionellen Form tendentiell auflöst und sie eher mit *gemalten* Bildern zu vergleichen sind. Diesen machen sie gar den Rang streitig in der künstlerischen Entwicklung neuer Sehensweisen von den Dingen und Verhältnissen unserer Welt. Man denke hier nur an hoch ikonische Fotografien etwa von Man Ray, die eine eigene Stilrichtung und damit neue *Darstellungs-* und *Sehensweisen* begründet haben, aber auch an die Macht fotografischer Gestaltung in der Werbung, die ebenfalls sehr viel mehr mit den künstlerisch-bildlichen Möglichkeiten von Fotografien umgehen (vgl. exemplarisch Hartmann/Haubl 1992; Newton 2000a, 2000b) als mit ihrem dokumentarischen oder Abbildcharakter. Gleichwohl bestehen die verschiedenen Gebrauchsweisen der Fotografie nach wie vor nebeneinander, so dass erst im Analyseprozess bestimmt werden kann, welche Wirklichkeitsverhältnisse in dem jeweiligen Bild dominieren, welche sich überlappen oder welche gar ganz ausgeschlossen werden können.

Was wird also gesehen und interpretiert, wenn wir uns Bildern in methodischer Absicht zuwenden? Aus dem Gesagten dürfte deutlich geworden sein, dass

es auf diese Frage keine selbstverständlichen Antworten gibt, diese vielmehr dem Analyseprozess selbst angehören. Dabei können verschiedene Ebenen fokussiert bzw. realisiert werden. Die Analyse kann sich schwerpunktmäßig beziehen auf

- Vorstellungen bzw. die *Imagination der Bildproduzenten* (und deren möglichen Erfahrungshintergrund);
- *Gegenstandsbezüge* innerhalb des Bildes, etwa in der symbolischen Ordnung der Objekte;
- *Ikonische Bildwirklichkeiten* (Imdahl), die durch Formen, Farben, Perspektiven und Konstellationen entstehen;
- *Interaktions- und Handlungsbezüge*, die zwar im Bild festgehalten worden sind, über diese Momentaufnahme aber hinausweisen;
- *abwesende Wirklichkeiten*, auf die das Bild verweist und ohne die seine Bedeutungsbezüge nicht verstehbar wären;
- *Entstehungs- und Aufbewahrungskontexte* eines Bildes bzw. von Bildersammlungen;
- das Zusammenspiel all dieser Aspekte.

In systematischer Hinsicht lassen sich alle diese Ebenen in jedem Bild auffinden. Ihr Gehalt und damit der Ertrag der Analyse wird jedoch je nach Bildgattung, -qualität etc. variieren. Der Fokus wird auch davon abhängig sein, in welcher Weise ein Bild ins Verhältnis zu welcher *Wirklichkeit* gesetzt wird.

3. Zum methodischen Vorgehen

Der Umgang mit der Simultaneität der Gegebenheit von Wahrnehmungseindrücken sowie ihrer sequentiellen Aufnahme und Strukturierung durch den Wahrnehmungsprozess stellt sich, wie bereits angedeutet, als spezifische Herausforderung an eine methodische Analyse von Bildern bzw. von Fotografien dar. In Bezug darauf möchte ich eine Vorgehensweise vorschlagen, die – vornehmlich als *Segmentanalyse* organisiert – der Strukturierung des Bildes nicht zuletzt auch im Prozess seiner Wahrnehmung zu folgen versucht, um zu verstehen, in welcher Weise aus der Beziehung und Organisiertheit zwischen verschiedenen Elementen eine Bildgestalt mit ihren spezifischen Ausdrucksqualitäten und Thematisierungen entsteht. Diesen Prozess gilt es, laut Rudolf Arnheim, in einem analytischen Zugriff bewusst zu machen und zu entschlüsseln.

„The process of structuring, in which each element receives its character by taking its place in the whole, occurs to some extent below the level of consciousness. What the viewer sees in the picture is already the outcome of that organizational process“ (Arnheim 1984, S. 176f.).

Auf der Grundlage der Arbeiten von Max Imdahl (insbesondere 1980) können wir davon ausgehen, dass eine Bildgestalt wesentlich durch formale Strukturen

im Bild entsteht, etwa in den Relationen zwischen Farben, Formen, Figuren und Linien, die jeweils spezifische Perspektiven, Kompositionen sowie Beziehungen in der Bildfläche ergeben. Eine Bildgestalt realisiert sich jedoch erst in einem aktiven *Prozess des Sehens* (und kann sich dort auch verändern), der zum einen durch ein Wiedererkennen vornehmlich gegenständlicher und räumlicher Gegebenheiten und zum anderen durch bildliche (ikonische) Elemente und Relationen geleitet wird. Insgesamt wird von einem Bildganzen ausgegangen, das durch die Relationen einzelner Elemente innerhalb eines umgrenzenden Rahmens im Sehen Gestalt gewinnt. Die Entwicklung einer Bildgestalt im Sehen ist – so wie in allen interpretativen Verfahren – in ihrem Möglichkeitspotential offen, wenngleich aufgrund der Strukturierung des Bildes nicht beliebig. Das im Folgenden angewendete methodische Vorgehen orientiert sich an diesen Annahmen, die hier nicht weiter ausgeführt werden können.

Die methodische Organisation des Interpretationsprozesses sieht sich wiederum vor dem Problem, dass wir das, was wir im Sehen simultan und multidimensional wahrnehmen, nur sequentiell versprachlichen können, wenn wir unsere Wahrnehmungen (und Interpretationen) anderen in verbaler oder schriftlicher Form zugänglich machen wollen. Das Verfahren wird daher in verschiedene Schritte untergliedert, die verschiedene Aspekte der Bildkonstitution adressieren. Im Bewusstsein, dass in der Bildwahrnehmung die nacheinander aufgeschlüsselten Bezüge gleichzeitig zugänglich sind. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der sukzessiven Analyse zu identifizierender Segmente, um die mit ihnen verbundenen gegenständlichen, symbolischen und bildlichen Aspekte im Hinblick auf die Entstehung eines Bildganzen mit seinen spezifischen Thematisierungen im Detail rekonstruieren zu können: „The method is as visual as direct perception, but it must draw a fence around each of the elements and consider them in succession rather than in a synoptic overview“ (Arnheim 1984, S. 177).¹⁴ Auch wenn eine alle methodischen Anforderungen erfüllende Detailanalyse hier nicht vorgeführt werden kann, sollen die einzelnen Schritte kurz dargestellt werden.¹⁵

In einem *ersten Schritt* werden, gestützt auf die reflexive Beobachtung des Wahrnehmungsprozesses sowie mit Hilfe formaler Aspekte des Bildaufbaus (Licht, Farben, Flächen, Formen, Figuren, Größenverhältnisse, Konstellationen, Perspektiven, Vordergrund/Hintergrund, Zentrum/Rand, szenische Elemente und Choreographie, Textelemente), die wesentlichen Segmente des Bildes identifiziert, aus denen sich vermutlich das Bildganze, das weitgehend durch den Rahmen bestimmt wird, zusammensetzt. Hier wird noch nicht inhaltlich interpretiert, vielmehr eine formale Grundlage für die Interpretation geschaffen.¹⁶ Sie beinhaltet lediglich eine Festlegung, mit welchem Element die Analyse begonnen wird.

In einem *zweiten Schritt* folgt nun ein Interpretationsprozess, in dem unabhängig von externem Kontextwissen, dem Verfahren der Objektiven Hermeneutik zur Hypothesenbildung folgend, entlang einzelner Segmente Lesarten zur bild-thematischen Bedeutung von Gegenständen, Symbolen und ikonischen Elementen entwickelt werden. An jedes einzelne Segment können folgende Fragen gerichtet werden:

- Inwiefern können lokale, zeitliche, gegenständliche, symbolische und interaktive Referenzen des Segments für die Bildgestaltung relevant werden?
- In welcher Weise werden mit dem Segment räumliche Bezüge in seiner perspektivischen Ausrichtung geschaffen?
- Werden mit diesem Segment als Teil einer Szene zeitliche Bezüge hergestellt und wenn ja, wie?
- Welche *ikonischen Pfade* werden mit dem jeweiligen Segment in der Bildfläche angelegt?
- Welche (bild-)gestaltende Funktion hat das jeweilige Segment für die Entwicklung thematischer Bezüge?
- Welche Möglichkeiten werden im weiteren Bildverlauf realisiert oder abgebrochen?

In einem *dritten Schritt* wird nun den Spuren bezüglich des Entstehungskontextes, der Aufbewahrung, Verwendung und Rezeption der Fotografie, also ihrem Gebrauch nachgegangen. Diese geben wiederum Hinweise darauf, ob und wie sich Bildbedeutungen im Gebrauch realisieren oder gar erst dort konstituiert werden:

- Gibt es Hinweise darauf, was vor der Entstehung des Bildes/der Fotoaufnahme passiert sein könnte? Was danach?¹⁷
- Was lässt sich über die Intention der Bildproduzenten, in unserem Fall der Fotografen bzw. der Fotografierten und ihren Beziehungen zueinander, erkennen? Werden Intentionen realisiert oder eher konterkariert?
- Wie setze ich mich als BetrachterIn ins Verhältnis zu einzelnen Segmenten und schließlich zum gesamten Bild?

Schließlich werden in einem *vierten Schritt* die Ergebnisse der bisherigen Analyse zusammengetragen, indem die Frage „Was wird im und durch das Bild sichtbar gemacht?“ durch das *wie* ebenso wie durch das *wozu* zu beantworten versucht wird. Damit sollte die Strukturierung der Bedeutungsbezüge durch die innere Organisiertheit des Bildes annähernd geklärt sein.

Je nach weiteren Forschungsinteressen kann nun das Bild/Foto durch weitere Bilder/Fotos dieser Gattung oder aber durch andere Materialien (bspw. wenn es um die Rekonstruktion einer Biographie geht) kontrastiert oder ergänzt werden.¹⁸ Im Folgenden werden ergebnisorientiert die mit diesem Verfahren gewonnenen Beobachtungen am Beispiel einer Fotografie von Helmut Newton exemplarisch vorgestellt.

4. Exemplarische Analyse einer Fotografie von Helmut Newton

Warum fiel die Wahl auf ein Foto von Helmut Newton? Seinen Fotografien begegnete ich zuerst in einem von mir geleiteten Seminar zur *interpretativen Bildanalyse*, in dem sie von Studierenden als Analysematerial eingebracht wurden mit der Frage, ob sie ‚sexistisch‘ seien oder aber ein emanzipatorisches Bild

von ‚starken Frauen‘ zeichneten.¹⁹ Die Autorinnen einer Hausarbeit kamen nach einer Analyse von zwei verschiedenen Fotografien, die in der Seminargruppe diskutiert wurden, zum Ergebnis, dass in einem der ausgesuchten Fotos der dargestellte Frauenkörper bzw. sein Torso (Newton 2000, S. 73) tatsächlich Ansätze der Präsentation eines Frauenkörpers als sexuell verfügbares Objekt enthalte, obwohl unentschieden blieb, ob dies in kritischer oder affirmativer Absicht/Wirkung geschieht. In einem anderen Bild (Newton 2000, S. 46) wurde dagegen vor allem ein neues Frauenbild gesehen, in der die Frau die Definitionsmacht über das sexuelle Geschehen beanspruche. Diese Kontroverse war eingebettet in eine breitere, auch öffentlich geführte Debatte anlässlich einer Ausstellung zu Fotografien von Helmut Newton in Berlin, die scheinbar sehr konträre Eindrücke und Positionen hervorgerufen bzw. provoziert hatte. Deutlich war, dass sie bei den TeilnehmerInnen am Seminar hohes Interesse geweckt hatte und eingebettet war in ihre Auseinandersetzung mit Frauenbildern, mit denen sie sich identifizieren bzw. von denen sie sich abgrenzen konnten. Dies war eine wesentliche Motivation für ihre Zuwendung zu den Fotografien von Helmut Newton.

Diese Erfahrung wurde für mich zum Anlass, in einem folgenden Seminar zur *Analyse von Körperbildern*²⁰ Fotografien von Helmut Newton auch konzeptionell (und nicht nur als Beispiel) einzuführen. Hier gestaltete sich die Diskussion jedoch sehr unterschiedlich. Insgesamt war sie, im Unterschied zur Berliner Debatte, geprägt von einem sehr verhaltenen Zugriff auf die zur Auswahl angebotenen Fotografien und den in ihnen dargestellten Frauenfiguren. Es war schwer auszumachen, ob die Provokation, die von den Fotografien ausgeht, abgewehrt wurde (hier und da wurde ein Kichern vernehmbar, als die Bildbände durch die Reihen der Studierenden – bis auf einen Mann 35 Frauen – gereicht wurden) oder aber bei vielen Studierenden nicht ‚griff‘ und daher nicht ausgelöst wurde. Die Hintergründe hierfür können nur als mögliche Lesarten spekulativ eingeführt werden, weil die Reaktionen nicht systematisch aufgezeichnet und untersucht worden sind. Denkbar ist, dass für die Generation im Übergang von der DDR in die BRD die in den Fotografien von Helmut Newton entwickelten Fragen und Themen die Relevanzschwelle nicht überschritten. Denkbar ist aber auch, dass die durch seine Bilder aufgeworfenen und provozierten Themen, neben den in einem Transformationsprozess ohnehin reichlich vorhandenen alltäglichen Provokationen, als ‚zu dicht‘ und damit zu bedrohlich empfunden wurden. Zum dritten ist auch denkbar, dass im frühen bildlichen Erfahrungshaushalt dieser Generation keine *ikonischen* Anknüpfungspunkte für Helmut Newtons spezifischen Stil vorhanden waren, auf die sie sich in der Betrachtung seiner Fotografien hätten beziehen können.²¹ Um diesen Fragen näher zu kommen, muss nun zunächst untersucht werden, was mit den Bildern von Helmut Newton thematisch verbunden ist, wobei wir uns zunächst auf die Analyse *einer* Fotografie beschränken müssen. Folgen wir zunächst der ersten Bildwahrnehmung.

Abbildung 1: Gesamtbild



Mein Blick fiel zuerst auf die Frau als Ganze, fast zugleich aber auch auf den Mann, wanderte von seinem Körper zu seinem Gesicht und von dort zum Gesicht der Frau. Danach ging der Blick zurück auf das Bett. Schließlich fiel mir

die Lampe auf und nahezu gleichzeitig (wieder) der (Tapeten-)Hintergrund, der zu Beginn schon sehr präsent war.

In der ersten subjektiven Wahrnehmung gab es demnach zwei nahezu simultane Sequentialitäten: Der Blick erfasste Frau und Mann fast gleichzeitig, wanderte aber zuerst von ihr zu ihm und gleich wieder zurück von ihm zu ihr. Zunächst war ich damit beschäftigt, mir *ein Bild* von der zwischen den beiden Figuren aufgebauten Spannung – sie nackt, er förmlich gekleidet – zu machen. Dies hat vermutlich auch die Wahrnehmungsfolge mitbestimmt. Zum einen fordert die Nacktheit der Frau im Kontrast zum Mann dazu heraus, weshalb der Blick vermutlich zuerst auf sie fiel, sich aber fast gleichzeitig auf die Suche nach der Spannung *zwischen den beiden* begab, wahrscheinlich um mich deren Beziehung zu vergewissern. Wir könnten nach diesem ersten Zugang schon vermuten, dass das, was zwischen diesen beiden Figuren passiert, bildbestimmend ist. Sehen wir uns den formalen Bildaufbau an, um zu erkunden, inwieweit dieser unter Umständen meinen Blick mit und neben den subjektiven Wahrnehmungspräferenzen²² ‚gelenkt‘ hat.²³

Folgen wir dem *Aufbau* der *Bildfläche*, bildet der Mann das ikonische Zentrum, welches vor allem durch die Lichtführung und hell-dunkel-Kontraste bestimmt ist. Die Schatten zeigen, dass das Licht von rechts ausgeht. Es wird von Sonnenlicht erzeugt, das durch ein großes, in diesem Abzug nicht sichtbares Fenster²⁴ einströmt. Die Lichtspuren an der Wand und am Boden formen einen Kegel, der – als *Fluchtpunkt in der Bildfläche* – auf den Mann zuläuft. Dadurch, dass der Mann frontal von Licht beschienen wird, stellt er mit seinem schwarzen Anzug den stärksten hell-dunkel-Kontrast im Bild dar. Die Frau setzt sich durch ihren seitlich von Licht bestrahlten Körper gegenüber einem im Schatten liegenden Hintergrund ab. Hier sind die Kontraste jedoch nicht so scharf. Sie ist allerdings die größte helle Fläche im Bild und steht *in der Raumperspektive im Fluchtpunkt*. Die Kamera ist dem Bild gegenüber nicht zentral, sondern seitlich vor der Figur der Frau positioniert. Dadurch wird letztere ebenfalls zum ‚Blickfang‘. Auch formal gesehen baut sich hier also eine Spannung auf, nun zwischen zwei Bilddimensionen, der Bildfläche und der Raumperspektive, in denen die Figuren jeweils zentral gesetzt sind.

Um genauer rekonstruieren zu können, welche Spannung sich wie im Bild aufbaut, wird im Folgenden die Fotografie in ihre im Wahrnehmungsprozess sowie durch die formale Betrachtung als wesentlich erkannten Elemente in Form von Segmenten ‚zerlegt‘. Diese werden zunächst jeweils für sich und dann in Beziehung zu den anderen genauer betrachtet. Mit welchem Segment soll aber begonnen werden?²⁵ Da die Raumperspektive in dem hier ausgewählten Ausschnitt gegenüber der Bildfläche eher in den Hintergrund rückt, folgen wir vor allem dem Bildaufbau in der Fläche und beginnen mit dem Mann als erstem Segment.²⁶



Abbildung 2: Segment 1 – Mann

Auffällig ist zunächst die Körperhaltung. Die Entspanntheit der Schultern kontrastiert mit den zusammengelegten Knien, die disziplinierte Zurückhaltung bis hinunter zu den penibel parallel gestellten Füßen signalisieren. Im Schoß sind die Hände gefaltet, nahezu als wolle der Mann eine Gebetshaltung einnehmen. So könnte jemand auf einer Kirchenbank sitzen, den Blick auf einen Pfarrer oder ein Heiligenbild gerichtet. Auf jeden Fall ist die Bewegung – das signalisieren nicht zuletzt die gefalteten Hände – in diesem Körper stillgestellt. Er macht nicht den Anschein, sich in Bewegung zu befinden oder im nächsten Moment eine solche einzuleiten. Dazu

müssten sich die Hände öffnen. Er drückt aber auch nicht Starre aus, vielmehr eine beobachtende Erwartungshaltung mit kontrolliertem ‚Unterbau‘, ohne sich selbst darauf einzurichten, Teil eines Geschehens zu werden. Der Blick ist auf etwas gerichtet, das eine höhere Position einnimmt als seine Augenhöhe. Er blickt hinauf, legt seinen Hals allerdings nicht frei. Er bleibt also auch dort geschützt und ‚in der Reserve‘ (vgl. Molcho 2001).

Der Anzug weist darauf hin, dass hier möglicherweise ein feierlicher Anlass zelebriert wird. Die Assoziation vom Kirchgang bleibt bestehen. Damit verweist er auf einen öffentlichen Kontext. Alternativ ist jedoch auch eine Essenssituation in einem bürgerlichen Haus denkbar, bei der alle Teilnehmer ‚picobello‘ gekleidet sind und in reservierter bzw. die Lustbereiche kontrollierender Erwartung auf die Verteilung der Speisen durch das Personal warten. Die im Lichtkegel hervorgehobenen blankgeputzten Schuhe lassen vermuten, dass sie noch keiner staubigen Strasse ausgesetzt worden sind, oder aber für den Anlass wieder gesäubert wurden. Dies deutet wiederum auf eine bewusste (Selbst)Inszenierung hin. Insgesamt lässt der Mann, nur für sich betrachtet, eine stille, reserviert gediegene Szene erwarten, die durch einen hohen Inszenierungsgrad, zumindest seitens der Figur, bestimmt ist.

Der Rahmen erinnert uns daran, dass es sich hier um eine umgrenzte *Bildfläche* handelt. In deren Proportionen ist der Körpermittelpunkt des Mannes zwar am linken Rand platziert, seine Beine und Füße ragen jedoch über die Bildmitte etwas hinaus. Seine sitzende Haltung lässt ihn klein erscheinen, in der horizontalen Fläche nimmt er jedoch mehr als die Hälfte des Raumes ein. Sehen wir uns das zweite Segment an.

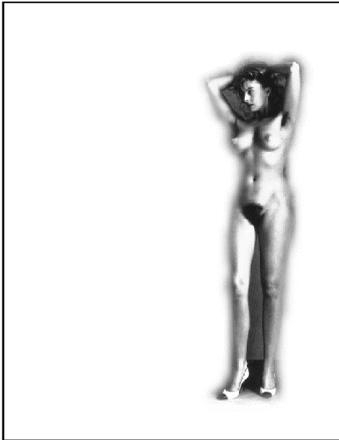


Abbildung 3: Segment 2 – Frau

Wir sehen eine fast nackte Frau, denn immerhin trägt sie auffälligerweise Schuhe. Doch dazu später. Zunächst fällt auf, dass sie aufrecht stehend ihre Hände hinter dem Kopf verschränkt und damit die Aufmerksamkeit auf ihre wohlgeformten Brüste lenkt. Die eine ‚zeigt‘ nach links in das untere Bilddrittel, zusammen mit dem schräg nach unten gestellten Kopf und Blick, womit ihre Form noch besser zur Geltung kommt. Die andere ‚zeigt‘ eher nach vorne und wendet sich den Betrachtern des Bildes zu. Der Körper scheint in zwei Richtungen zu weisen: die linke Hälfte nach vorne, die rechte nach rechts, so als wolle er sagen: die eine Hälfte ‚ge-

hört‘ den Betrachtern außerhalb des Bildes, die sich ihm gegenüber frontal positionieren, die andere einem Betrachter innerhalb des Bildes, der seitlich positioniert ist. Das rechte Bein ist vorgerückt und baut mit der gegenüber der Brust ebenfalls stärker nach vorne ausgerichteten Schuhspitze eine leichte Barriere zur linken Bildseite hin auf.

Diese Haltung weist ebenfalls einen hohen Inszenierungsgrad auf, denn als spontane ist sie nur schwer einzunehmen.²⁷ Darüber hinaus stellt sich auch dieser Körper, trotz der inneren Drehung, als unbewegter dar. Auch an ihm sind keine Zeichen einer gerade stattfindenden oder kurz bevorstehenden Bewegung zu erkennen. Vielmehr macht er den Anschein, in dieser *Pose* zu verharren, vielleicht weil es um sie und nichts weiter geht. Dafür spricht auch die Positionierung im Verhältnis zum Licht, das die linke Brust und den rechten Oberschenkel in einer Weise hervorhebt, dass die wesentlichen körperlichen Reize bestmöglich zum Ausdruck kommen. Und dafür sprechen auch die Schuhe, die in einer im Geschehen fotografisch beobachteten und festgehaltenen erotischen Szene kaum in dieser Weise an den Füßen geblieben wären. Die Schuhe sind damit wesentlicher Teil des Inszenierungsgeschehens. Weibliche Eleganz, Spitzheit (im zickigen wie erotischen Sinn), ihr Gebrauch als Waffe, als Mittel zur Verlängerung der Beine und zur Herstellung einer spezifischen Haltung (die ohne solche Schuhe kaum einzunehmen ist), eine andere Zeit (etwa die 1920er oder 1950er Jahre), eine spezifische Mode oder gar Prostitution, das alles kann mit diesen Schuhen verbunden werden. Sie signalisieren Lust an der eigenen Darstellung und Gestaltung, die durch den Kontrast zur Nacktheit der Figur noch stärker hervortritt. Was mit den Schuhen an *dieser* Figur verbunden ist, ist noch offen. Deutlich ist nur, dass sie wesentlich zur Inszenierung beitragen. Decken wir sie ab, wirkt der Frauenkörper näher, zugänglicher. Hier schaffen die Schuhe demnach Distanz *und* – in Verbindung mit der Nacktheit – Spannung.

Das Gesicht relativiert die Lesart der Inszenierung einer reinen *Pose* wieder etwas. Der geöffnete Mund, der nach vorne geneigte Kopf und der Blick drücken eine offene und gerichtete Zuwendung aus. Auch die losen, gar zerwühlten, auf

jeden Fall in Bewegung gehaltenen Haare setzen der Festgehaltenheit des Körpers in seiner *Pose* etwas entgegen. Vielleicht gehören hierzu auch die Achselhaare, die nicht entfernt wurden und so Teil eines Ausdrucks von Natürlichkeit werden, der seinerseits inszeniert sein kann. Insgesamt schwingt Bewusstheit und Selbstbewusstsein im Umgang mit den eigenen Reizen mit, allerdings auch mit einer Portion Zurückhaltung und Distanz, die zum einen als leichte Schüchternheit, zum anderen als professionelle Distanz gesehen bzw. gedeutet werden kann. Die Unentschiedenheit ist möglicherweise Teil der Inszenierung.

In welcher Art von Szenen ist so eine Körperhaltung und Figur denkbar? Sie könnte in einer Präsentation gegenüber einem (neuen) Liebhaber ebenso Sinn machen (obwohl dann der hohe Inszenierungsaufwand erklärungsbedürftig würde) wie in einem Liebespiel eines Paares, das starke inszenatorische Elemente mag oder braucht, um sich zu stimulieren. Natürlich macht so eine Pose auch im Kontext von Prostitution *Sinn*, wobei hier der bildinszenatorische Aufwand als eine eigene Komponente interpretationsbedürftig würde. Dieser würde sich von selbst erklären in einer Casting-Situation für einen Film, Fotowettbewerb oder dergleichen.

In der Bildfläche ist diese Figur im rechten Drittel platziert, ohne sich jedoch in Spannung zum Rand zu begeben. Sie bleibt Teil des Bildgeschehens, ohne ein *Außerhalb* zu signalisieren oder einzuführen. Das unterstreicht wiederum eine gewisse Statik der Szene, die bildlich nicht in narrative Hinweise auf ein *woher* oder *wohin* aufgelöst wird. Darüber hinaus wird deutlich, dass die Spannung im Bild weniger durch kompositorische Elemente, die auf die gesamte Bildfläche bezogen wären, als eher durch szenische Elemente erzeugt wird, die auf die beiden Figuren bezogen sind.

Abbildung 4: Segment 3 –
Gegenüberstellung beider Figuren

Wenn wir die beiden Figuren ohne ihren szenischen Kontext gegenüberstellen, wird deutlich, dass ihre Beziehung nicht durch eine spannungsvolle Plazierung im Bild erzeugt wird, sondern schlicht durch ihre aufeinander bezogenen Blicke und – so ist zu vermuten – durch weitere szenische Elemente.

Sehen wir, welche Hinweise wir auf die thematische Gestaltung des Bildes, d.h. auf die Frage *worum es hier geht*, in der szenischen Ausgestaltung finden. Wenden wir uns zunächst wieder der Figur des Mannes zu und betrachten ihn in seinem unmittelbaren szenischen Kontext.

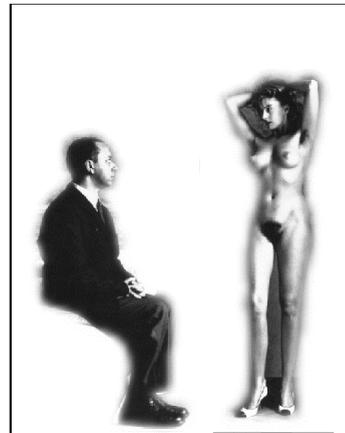




Abbildung 5: Segment 4 –
Kontext der Figur des Mannes

Er ist auf einem Bett platziert, was die Lesarten in Richtung *Liebeszene* zunächst verstärkt. Im Bild erscheint das Bett jedoch als Einzelbett, so dass es unwahrscheinlich wird, dass eine Paarsituation inszeniert wird. Auch dass ein Casting hier ins Bild gesetzt worden ist, kann jetzt ausgeschlossen werden. Bleibt also die Idee des Liebhabers bzw. der Prostitution, wenn wir von der Figur der Frau ausgehen. Ein Einzelbett wäre allerdings auch für einen realen Prostitutionskontext sehr unwahrscheinlich. Das schließt dessen Inszenierung als symbolischen, der vor allem die Phantasie anspricht, jedoch nicht aus.

Im Kontext dieses Bettes erscheint der Mann mit seiner nahezu vornehmen Erscheinung in einem gut sitzenden Anzug mit Krawatte und blankgeputzten Schuhen in einem eigentümlichen Kontrast. Er scheint nicht zu diesem Bett zu gehören, obwohl er bildlich in ihm *ingerahmt* ist. Das Bett sieht zwar auch sauber, glattgestrichen und unbenutzt aus, genauso wie der Mann in seinem Anzug. Er nimmt aber im Sitzen nicht viel Fläche ein und wirkt wie jemand, der sich mit Respekt vor der Intimität eines fremden Bettes darauf gesetzt hat. Dieses wirkt mit dem Überwurf und den aufgelegten Kissen streng; die Anordnung strahlt wenig Erotik aus. Bei genauerem Hinsehen fällt jedoch auf, dass sich hinter den Füßen des Mannes ein heller Streifen befindet, der so aussieht als hänge ein Stück Stoff heraus. Durch diesen sehr hellen, aber gegenständlich nur schwer zuordenbaren Lichtpunkt wird eine Irritation erzeugt, die nahelegt, dass hier auch etwas ‚verrutschen‘ könnte. Aus diesem Ambiente blickt der Mann, ohne erkennbare Gemütsregungen im Gesicht, zur Frau. Sehen wir uns die gesamte Szene *zwischen* den beiden nun etwas genauer an.



Abbildung 6: Segment 5 – Szene zwischen den beiden Figuren

Der Kontrast zwischen den beiden Figuren könnte nicht größer sein. Sie wird als erotische, wohlgeformte und vermutlich für viele Menschen attraktive Frau inszeniert, er dagegen in reserviert-kontrolliert zurückhaltender Haltung, eingerahmt durch ein eher asexuelles Ambiente. Und dennoch, oder gerade deshalb, entsteht hier Spannung. Der ganz direkte Augenkontakt setzt die beiden Figuren miteinander in Beziehung. Ohne diesen wären sie zwei unabhängig voneinander im Raum platzierte *Objekte*.²⁸ Dabei ist die

Frau die Herausfordernde, ihr Mund ist geöffnet, ihre Augen auf seine gerichtet. Er erwidert zwar ihren Blick, sein Gesicht mit dem geschlossenen Mund drückt allerdings eher Ergebenheit, vielleicht auch Anbetung gepaart mit ängstlicher Zurückhaltung, Unsicherheit oder großer Ungewissheit, nicht aber eine unmittelbare Erwartung aus. Er hat sich vielmehr aufs Abwarten bzw. aufs Schauen verlegt, blickt aber nicht ihren Körper, sondern ihr Gesicht an. Dadurch wird die Szene erst erotisiert. Mit der Intensität und der spannungserzeugenden Funktion des Blickes wird darauf verwiesen, dass es hier (auch) um Gefühle, vielleicht gar um Liebe – zumindest von Seiten des Mannes – geht. Gleichwohl rückt die Frau in die Position derjenigen, die sich bewegen muss, wenn hier etwas geschehen soll. Dennoch scheint der Mann in seiner ergebnis-zurückhaltend-verschlossenen Haltung die Situation zu steuern. Sie müsste sich bemühen, seine Hände und seinen Körper zu öffnen, wenn die Szene weitergehen soll, nicht zuletzt auch in der Vorstellung. Aber soll sie überhaupt weitergehen? Oder besteht ihr Reiz und Ziel lediglich darin, die hier sichtbare Spannung inszeniert und ins Bild gesetzt zu haben, wofür ihr relativ statischer bildlicher Charakter spricht? Handelt es sich möglicherweise um die Darstellung einer spezifischen Form von Begehren, die lediglich eine Stimulation sucht, um danach an einem anderen Ort und in einem anderen Kontext die erzeugten Phantasien auszuleben? Auf jeden Fall begegnen sich hier nicht einfach nur Körper, sondern Gesichter und Augen, die zwei sehr kontrastiv inszenierten Figuren angehören. Dennoch verbleibt die Situation in der Schwebelage und die Frage, ob es sich um Liebe, Prostitution oder gar beides handelt, offen.

Weitere Kontraste bzw. Ambivalenzen fallen auf, wenn wir uns die Schuhe noch einmal ansehen. Während die des Mannes voll im Lichtkegel platziert sind und in ihrer hoch geschlossenen Form eine gewisse Biederkeit ausstrahlen, drücken die der Frau durch ihre Form und die klassische schwarz-weiß-Gestaltung Eleganz, gar etwas Noblesse aus²⁹, was zu den potentiell prostitutiven Konnotationen der Szene einen Gegensatz bildet. Gleichzeitig steht sie mit einem Schuh beinahe ganz auf der dunklen Fläche, womit die Spannung zwischen seiner belichteten Zurückhaltung und ihrer Position auf der ‚Schattenlinie‘ erneut betont wird. Wenn es sich hier also um Prostitution handeln sollte, dann in einer stilistisch sehr gehobenen Form.

Dies wird durch die Lampe im Zwischenraum der Figuren unterstützt. Ihr jugendstilartiger Glasfuß und der passende Schirm sorgen für ein kultiviertes Ambiente von geschmackvoller Wohnlichkeit, die dieser etwas bizarren Szene einen Hauch von Normalität verleiht. In der Bildfläche wird sie wiederum Teil der Spannung zwischen den Figuren und nimmt damit eine wichtige Position ein. Sie ist ein heller Lichtpunkt, der *zwischen* Frau und Mann steht und somit Distanz zwischen den Figuren schafft. Deckt man sie ab, rücken die Figuren näher aneinander. Damit würde die Szene allerdings auch auf Frau – Mann – Bett reduziert. Die Lampe sorgt für eine bildliche Öffnung der Figurenkonstellation und schafft nahezu einen eigenen Blickfokus, nicht zuletzt weil sie genau in der Mitte der Bildfläche platziert ist.

Der Bildhintergrund gibt als Segment für sich alleine genommen über diese Szene und die Beziehung zwischen den beiden Figuren keine entscheidenden Hinweise. Die auffallend großblumige Tapete enthält zwar eindruckliche zeitli-

che und kulturelle Referenzen³⁰ und wirkt wie der Hintergrund eines Gemäldes oder gar wie ein Wandteppich. Damit wird sie Teil einer in Szene gesetzten Situation mit Accessoires, deren Funktion darin bestehen, ein bestimmtes *bildliches Ambiente* zu erzeugen. In der Gesamtgestaltung des Bildes kommt ihr jedoch keine eigenständige szenische bzw. themensetzende Funktion zu. Bei der zusammenfassenden Betrachtung des Gesamtbildes wird sie allerdings wichtig als Rahmung und Kontrast zum Oberkörper der Frau, deren Frisur zeitlich nicht zu dem Muster passt. Der Zeitsprung erzeugt selbst noch einmal eine bildliche Spannung. Die Aufmerksamkeit bleibt im Bild, weil die Personen und die Accessoires nicht intuitiv in einen kongruenten Zeitrahmen versetzt werden können. Die Komposition, ein Spiel mit verschiedenen Elementen, wirkt dadurch eher wie ein Gemälde als eine Fotografie im herkömmlichen Sinne.³¹

Abbildung 7: Gesamtbild



Wenden wir uns abschließend den Blickrichtungen als die die Szene bestimmenden und belebenden Elemente im Verhältnis zur Betrachterposition zu. Durch den bildlichen Aufbau der Szene werden die Betrachter zum einen in die Position des Mannes gezogen, um sich die Frau mit seinen Augen anzusehen. Er definiert den Beobachtungsstandort und damit latent die Identifikationsmöglichkeit. Gleichzeitig ist er nicht nur Beobachter, wie wir, sondern begibt sich in eine Spannung bzw. stellt diese ebenso her wie die Frau. Er wird zum Beteiligten, aber noch viel wichtiger, die Frau ist dadurch nicht mehr reines Objekt. Hier, in der Bildfläche, passiert etwas zwischen zwei Menschen.

Das Auge der Kamera, das dieser Blickrichtung nicht entspricht, konstituiert eine zweite Blickrichtung, die raumperspektivisch direkt auf die Frau ausgerichtet ist. Den Blick der Frau, ebenso wie ihr Gesicht und ihren Körper, nehmen wir also, weil uns gegenübergestellt, eher als Beobachter wahr. Sie bietet wenig Anhaltspunkte, die Szene *mit ihren Augen* zu sehen. Sie ist diejenige, die

betrachtet wird und nicht von der aus wir etwas betrachten. Konzentrieren wir uns als Betrachter auf diese Position, wird der Mann zu einer *Randfigur*. Dies entspricht jedoch weder der szenischen noch der flächigen Gestaltung des Bildes, in der – wie wir gesehen haben – die Kontraste zwischen den Figuren bildbestimmend sind. Wenden wir uns dieser Spannung zu, wird wiederum die Gestaltung der Bildfläche gegenüber der Raumperspektive in *dieser* Fotografie wichtiger. Die Thematisierungen, die von der Bildfläche ausgehen, in der der Mann ikonisch etwas dominiert, bilden demnach das ergiebige Interpretationsfeld.³²

Was ist thematisch hier nun *ins Bild gesetzt*? Geht es um die Schönheit einer Frau, die von einem schüchternen Mann angebetet wird? Was bedeutet es aber, nicht nur einen Frauenakt zum Gemälde zu machen, sondern ihr einen (schüchternen) Anbeter auf einem Bett gegenüberzusetzen? Wozu wird die Frau in den Augen dieses Mannes, etwa einfach zur Geliebten? Das würde seine kontrolliert reserviert-ängstliche Haltung nicht erklären. Eher wahrscheinlich wird, dass es sich um die alte Vorstellung von der *Heiligen* und der *Hure* handeln könnte. Dies würde zumindest die Ambivalenz zwischen Attraktion und Kontrolliertheit auf der Seite des Mannes erklären, vielleicht auch die sichtbaren Anflüge von Angst. Geht es demnach um einen schüchternen, gar etwas ängstlichen Mann, der einer schönen Frau wie einem Gemälde oder einer Heiligen, wie anfangs bereits assoziiert, gegenüber sitzt und vor lauter Anbetung, Schüchternheit, Angst und Ungewissheit bezüglich der freigesetzten Phantasien, nur die Hände falten kann? Ist also die mit Anbetung (und durchaus Wertschätzung) unterlegte Zurückhaltung des Mannes im Angesicht von weiblicher Schönheit, die nicht berührt werden kann und/oder darf und die davon ausgelösten Phantasien, das Thema? Diese Hypothese erscheint mir aufgrund des Bildaufbaus sehr plausibel.

Mit diesem Ergebnis können wir uns nun der Frage zuwenden, warum dieses (oder besser: diese Art von) Bild³³ provoziert, obwohl, soweit unsere Analyse ergeben hat, Provokation nicht zu seinem thematischen Kern gehört. Ist es die schiere Nacktheit der Frau, die zur anzüglichen Geschlossenheit des Mannes kontrastiert, die Anstoß erregt? Dies wäre m.E. eine zu einfache Erklärung, weil sie vornehmlich von der Prüderie der Betrachter ausgeht. Oder besteht die Provokation darin, dass eine ansprechende Erotik aufgebaut wird, die allerdings in der Schwebelage zwischen Anziehung und zurückhaltender Kontrolle verbleibt und vor allem die Nähe zur Prostitution auch in der Spielart, dass lediglich eine sexuelle Phantasie erzeugt wird, die an anderen Objekten ausgelebt wird, nicht ausschließt? Aber auch dies würde nicht provozieren, wenn wir uns als Betrachter vom Bild *fernhalten* könnten in dem Sinne, dass wir etwas darin sehen, was einer anderen Welt angehört und u.U. zwar unsere Neugierde anstachelt, aber uns nicht wirklich berührt. Meine Vermutung geht dagegen dahin, dass wir als Betrachter³⁴ in dieses (oder diese Art von) Bild *hineingezogen* werden, wenn auch nicht ganz freiwillig. Aus weiblicher Perspektive liegt hierbei die Provokation darin, unwillkürlich dem anbetenden, aber auch betrachtenden Blick eines Mannes auf eine schöne Frau zu folgen, ohne die Identifikation mit ihm (er ist ja schüchtern, fast hilfsbedürftig) abstreifen zu können, vielleicht auch weil sie zunächst kaum bemerkt wird. Und provozierend könnte auch sein, dass die Frau in diesem Spiel, das in der Bildfläche – trotz gegenteiligem Anschein ihrer Grö-

ßen- und Nacktheitsdominanz – eher der Mann beherrscht, die Frau nicht nur angeblickt wird, sondern sich auch mit ihrem bildlich zum Objekt gewordenen Körper zur *selbst blickenden Beteiligten* macht. Damit erscheint sie als diejenige, die ihren Körper einsetzt. Hier könnte nun die Provokation für die männliche Perspektive liegen, nämlich nicht nur der nackten Schönheit einer Frau gegenüberzusitzen, die als *Heilige* oder/und *Hure* einer anderen Welt angehört, in der sie unberührbar bleibt, was die Kapitulation vor ihrer Schönheit vielleicht erträglicher macht, sondern einer, die auch den Mann *in den Blick nimmt*, damit in das Geschehen eingreift, es zu einem *diesseitigen* macht und die Ängste, Zurückhaltung und Phantasien des Mannes in eine *reale Welt* rückt. Diese bleibt jedoch unbestimmt, denn es ist unklar, wer in diesem sexualisierten Spiel die dominante Position einnimmt und vor allem behält. Das bestimmt-unbestimmte Spiel zwischen den Geschlechtern aus männlicher Perspektive, mit dennoch unklarer Machtverteilung, wäre demnach ein Thema dieses Bildes. Sein Ausgang bleibt offen.

Allgemein gesehen könnte die nicht zuletzt durch Spannungen im Bildaufbau und in der szenischen Gestaltung unbestimmt belassene Beziehungsdynamik, nämlich wer in dieser Szene zum Subjekt, wer zum Objekt wird, provozierend wirken. Dies rührt an Ambivalenzen in der Beziehungsdynamik von Mann und Frau generell, an die Ungewissheit darüber, wo die Grenzen zwischen Erotik und Prostitution, zwischen Macht/Dominanz und Ohnmacht/Unterordnung liegen. Mit der Veränderung der Geschlechterbeziehung und ihrer allmählichen Herauslösung aus starren gesellschaftlichen Normen sind möglicherweise auch diese Grenzen in Fluss geraten und müssen neu ausgelotet werden. Für uns als Betrachter, die wir uns scheuen, diese Grenzen im *Handlungsgeschehen* neu zu bestimmen, geschieht dies zunächst vor allem in der *Vorstellung*. Hierfür bieten *Bilder* ganz allgemein und die Fotografien von Helmut Newton im Besonderen viel Raum, bzw. sie provozieren diese Auseinandersetzung.³⁵ Durch eine in dieser Weise aufgebaute Spannung wird das in Szene gesetzte *Bild* vor allem *in der Vorstellung* – denn in der Handlungsebene des Bildes bleibt es, wie wir gesehen haben, eher statisch – lebendig und setzt eine Phantasieproduktion frei, die über das im Bild manifest Dargestellte hinausgeht bzw. dies plausibel in unterschiedlichen Situationen verstehbar macht.

Das *Medium der Fotografie* dagegen suggeriert eine konkrete Begegnung mit präsenten Personen, die nicht gänzlich zu Figuren stilisiert sind bzw. werden können, weil von spezifischen, d.h. individuierenden Ausdrucksformen nicht völlig abstrahiert werden kann.³⁶ Die Fotografie als Medium schafft damit eine Idiosynkrasie, die der durchinszenierten Komposition mit ihren malerischen stilistischen Anleihen entgegensteht.

5. Schlussbemerkung

An der hier exemplarisch analysierten Fotografie von Helmut Newton wurden wir als Betrachter mit unseren Vorstellungen in eine bestimmte Szene hineingezogen, wenn auch nicht ganz freiwillig. Es ist vor allem unsere durch das Bild

freigesetzte, in ihm aber nicht fixierte Phantasie bzw. Vorstellungskraft, die das Bild mit Bedeutung auflädt. Die Besonderheit *dieses* Bildes liegt also darin, Vorstellungsräume zu generieren, die in ihrer Bedeutungsgebung offen bleiben, gleichzeitig aber zu einer Auseinandersetzung mit dieser Offenheit, d.h. mit dem Möglichkeitsraum sehr unterschiedlicher und gegensätzlicher Vorstellungen und Phantasien, provozieren. Diese Fotografie thematisiert vor allem Ambivalenzen und Unklarheiten in der von Erotik – Liebe – Macht bestimmten sexuellen Dimension der Geschlechterbeziehungen im Spannungsfeld von Unter- bzw. Überordnung, von Subjekt- bzw. Objekt-Sein. Dadurch, dass vor allem Mehrdeutigkeit auf diesbezügliche Fragen anboten wird, *zeigt* sich die Unklarheit nicht nur bezüglich der Rollen zwischen den Geschlechtern, sondern auch bezüglich dessen, was wir im erotischen Spiel zwischen den Geschlechtern als akzeptabel bzw. inakzeptabel empfinden.

Nicht zuletzt das Medium schafft eine eigentümliche Mischung aus Intimität und an den Betrachter gerichteter Inszenierung, an der wir beim Zuschauen gleichermaßen Anteil haben. Durch das Medium der Fotografie wird suggeriert, dass wir nicht nur an einer wie auch immer durchgearbeiteten Vorstellung einer erotischen Szene teilhaben, sondern an einer *realen Situation* (zumindest an einem Spiel mit der Realität), was uns gleichwohl implizit zu Voyeuren macht. Möglicherweise rührt auch das an eine Ambivalenz, nämlich diesem hier vorgeführten erotischen Spiel auf die Spur kommen zu wollen (zumindest Neugierde darüber zu entwickeln), aber nicht in einer Weise, die uns kompromittierend in das Geschehen hineinzieht.

Vor diesem Hintergrund läßt sich abschließend noch einmal die allgemeine Frage aufwerfen, welche *Ansichten* auf Körper in einem flächigen Bild, spezifischer noch, in einer Fotografie möglich bzw. erzeugt werden? Bei der in Bildern materialisierten Darstellung von Körpern haben wir es zunächst mit einer Transformation der räumlichen Dimension von Körpern auf eine Fläche zu tun. Mit Hilfe perspektivischer und anderer Gestaltungsmittel können zwar Raumeigenschaften und andere gegenständliche Besonderheiten auch im Bild dargestellt werden. In der Bildfläche, die von einer spezifischen Rahmung fest umrissen ist, entsteht jedoch gegenüber einer im Handlungsraum gegebenen Situation ein neuer Kontext der Körperwahrnehmung, der – trotz und mit dem Wiedererkennen der Gegenstände – einen eigenen, nämlich *sehenden* Zugang konstituiert. Damit gehen zwar andere sinnliche Eigenschaften der Handlungssituation verloren (etwa die unmittelbare räumliche Erfahrung, Gerüche, Töne und vieles mehr). Durch die Fokussierung auf das *Sehen* und die Rahmung sowie Fixierung eines Momentes mit unzähligen Verweisen auf seine zeitlichen Bezüge wird jedoch ein analytischer Zugang eröffnet, mit dem die materiell-gegenständliche Dimension von Körpern in spezifischen Situationen präsent bleibt, ohne dass sie schlicht *abgebildet* würde. Vielmehr wird im Bild ein eigener Sinn konstituiert, der eine Transformation der materiellen Gegenständlichkeit von beweglichen und sich bewegenden Körpern in eine fixierte Bildfläche zur Grundlage hat.

Damit werden, zum einen, mit spezifischen Gegenständen und Situationen, also auch mit Körpern, verbundene *Vorstellungen* gerahmt und fixiert. Somit werden Bilder zu materialisierten Ausdrucksgestalten von Vorstellungen, die

sie gleichzeitig – nun selbst zu *Gegenständen* geworden – wiederum mitgestalten. Die Fixierung und die darauf aufbauende Lesbarkeit von Vorstellungen hat jedoch auch Grenzen, über die hinaus sich, zum anderen, Vorstellungswelten öffnen, und zwar in nur schwer bestimmbare Richtungen. Die Grenze zwischen in Bildern fixierten und durch sie freigesetzten Vorstellungen ist allgemein also kaum bestimmbar. Vielmehr gewinnen Bilder ihren Reiz gerade aus dem Spiel mit dieser Grenze, indem sie Mehrdeutigkeit und Ambivalenz, das Sowohl-als-auch, Bestimmt-Unbestimmte oder gar Unbestimmbares zu ihrem Thema machen, was wiederum die Vorstellungstätigkeit anregt. Diese kann also mit Bildern in einer bestimmten Anschauung fixiert, aber auch als Phantasieraum geöffnet werden, der zwar durch die Anschauung eines Bildes strukturiert, jedoch aufgrund ihrer Mehrdeutigkeit nicht begrenzt werden kann. Da unsere Körperwelten zunehmend auch von fotografischen Bildwelten bevölkert werden, lohnt es sich vielleicht, dieser Dimension als einer Spezifischen nachzugehen.

Anmerkungen

Dieser Beitrag hat von vielen konstruktiven Hinweisen von KollegInnen profitiert, die ich hier nicht alle aufzählen kann. Ihnen allen sei für ihr Interesse und ihre Unterstützung gedankt. Besonderen Dank möchte ich Elfie Miklautz für ihre eingehende Lektüre der ersten Manuskriptfassung und ein langes produktives Gespräch sowie Hermann Kogler für einen vergnüglichen Interpretationsabend, bei dem ich viel von seinen schauspielerischen Körperkenntnissen und seinem genauen Blick gewann, aussprechen.

- 1 Siehe die vielfältigen Beiträge in den *Feministischen Studien*, insbesondere die Diskussionen um den diskurstheoretischen Ansatz von Judith Butler und seine Kritik etwa durch Barbara Duden (1993), international exemplarisch Davis 1997.
- 2 Vgl. hierzu Untersuchungen von Gesa Lindemann (1993) und Stefan Hirschauer (1993) zu Transsexualität sowie anthropologisch angeleitete Arbeiten aus dem Umfeld von Dietmar Kamper (Kamper/Wulf 1982). Theoretisch-empirisch fundierte Leib- und Körperanalysen entwickelten sich auch im Bereich der Biographieforschung (exemplarisch Alheit u.a. 1999). Die Potentiale klassischer soziologischer Ansätze für Körperanalysen sind neuerlich von Paula Irene Villa (2000) zusammengetragen und aufeinander bezogen diskutiert worden. Mit verlagertem theoretischen Schwerpunkt finden sich ähnliche Versuche in dem von Kornelia Hahn und Michael Meuser (2002) herausgegebenen Sammelband.
- 3 Auf die Unterscheidung und Beziehung zwischen reflexiv-diskursiver Körperwahrnehmung und unmittelbarer Leibempfindung kann hier nicht weiter eingegangen werden. In diesem Beitrag geht es vornehmlich um die Körperdimension in ihrer bildlichen Darstellung, weshalb nicht versucht wurde, die Dimension des Leibempfindens in die methodische Analyse einzubeziehen. Diese erschließt sich nicht ohne weiteres direkt über Körperdarstellungen und zu ihrer Beobachtung müssen unter Umständen Wege gefunden werden, die zwar von der Vergegenständlichung des Leibempfindens im Körper ausgehen können, über diese aber u. U. auch hinausgehen müssen.
- 4 Vgl. Arnhem 1972/77, Belting 2001, Belting/Kamper 2000, Berger 1984, Boehm 1978, 1994, G. Böhme 1999, H. Böhme 2000, Gombrich 1977, Imdahl 1980, Mitchell 1990, u.a.
- 5 Die Aufeinanderverwiesenheit von Bild – Sprache – Vorstellung wird vor allem durch wahrnehmungspsychologische und erkenntnistheoretische Untersuchungen und Ansätze, neuerdings auch im Feld der Naturwissenschaften (Coy 2002), gestützt. Die

- Formulierung eines konzisen theoretischen Zusammenhangs scheint allerdings noch auszustehen.
- 6 Auf Überschneidungsbereiche, die sich längst entwickelt haben, nämlich Sprache auch wörtlich als *Bild* zu gestalten (etwa in Gedichten bzw. als Teil von Werbebildern) bzw. umgekehrt, Bilder als *Sprache* zu verwenden, etwa in Form von *Logos*, die einen Namen ersetzen, kann hier nicht eingegangen werden (vgl. hierzu etwa Hartmann 1998).
 - 7 Diesen Ausdruck hat Thomas Loer im Versuch, die methodologischen Positionen von Max Imdahl und Ulrich Oevermann zusammenzuführen, vorgeschlagen. „Zwar sind die ikonischen Pfade sequentiell strukturiert, aber zugleich sind sie *multidimensional*. So muß der Betrachter zwar nicht verschiedene, simultan gegebene Einzelelemente zu einer Einheit synthetisieren, steht aber dennoch vor einem spezifischen Problem der Bildlektüre, das in der Synthese einer Simultaneität verschiedener Sequenzen besteht.“ (Loer 1994, S. 349).
 - 8 Diese Gebrauchsweise von Bildern, insbesondere Fotografien, ist bisher soziologisch am weitesten entwickelt und genutzt worden (vgl. Bourdieu 1981; Becker 1986; Tekkenberg 1982; Lueger 2000 und Harper 2000). Daneben wurden auch Produktions- und Rezeptionsbedingungen von Bildern und ihren spezifischen Medien ins Zentrum soziologischer Analysen gerückt. Die Konstitution von Bildern als Bilder, d.h. Phänomene der *Bildlichkeit* wurden dabei jedoch kaum berücksichtigt.
 - 9 Etwa die Werbung, wo sich Bild- mit Textelementen mischen (vgl. exemplarisch Jung/Müller-Doohm/Voigt 1992).
 - 10 Vgl. exemplarisch die ausführliche Diskussion dieser Frage bei Howard Becker (1986) sowie neuerliche Versuche einer soziologischen Analyse von Kunstwerken (Oevermann 1990; Loer 1994; Heinze-Prause/Heinze 1996).
 - 11 G. Böhme unterscheidet begrifflich zwischen *Realität* als dem offenen Horizont des Erlebens und Wahrnehmens in einer gegenwärtigen Situation und *Wirklichkeit*, die die prinzipiell offene und fließende *Realität* in der Wahrnehmung strukturiert und sie so zu *Wirklichkeit* verdichtet. Erst dadurch kann sie fixiert und mit Bedeutung versehen werden.
 - 12 Durch die Möglichkeit der Erzeugung fotografischer Bilder im Computer wird dieses Wirklichkeitsverhältnis zwar zunehmend in Frage gestellt. Fotografien im technisch herkömmlichen Sinne haben die Bühne der Bilder jedoch noch nicht verlassen, so dass für sie diese Bestimmungen nach wie vor gelten.
 - 13 In diesem Zusammenhang ist auch immer wieder auf den ästhetischen Charakter von Dokumentarfotografien hingewiesen worden, der ihren Wirklichkeitsbezug in die subjektive Vorstellungswelt des Fotografen einrückt (vgl. Becker 1986, S. 293ff.)
 - 14 Die in diesem Beitrag angewendete Form der Analyse versucht, methodologische Prinzipien und Anregungen aus mehreren Ansätzen aufzugreifen und zusammenzuführen. Im Wesentlichen standen die Bildtheorie Max Imdahls, die historische Sinnrekonstruktion und Symbolanalyse Erwin Panofskys sowie die Gestalttheorie Rudolf Arnheims bei der Entwicklung des Verfahrens, das praktisch bereits mehrfach in Seminaren und Abschlussarbeiten erprobt worden ist, Pate. Eine konzise Formulierung seiner methodologischen Grundlagen steht noch aus.
 - 15 Detailliertere Hinweise zum Ablauf und zu den spezifischen Fragen, die im jeweiligen Schritt adressiert werden, finden sich in einem von mir erstellten Handout, das in Seminaren zur interpretativen Bildanalyse verwendet und weiterentwickelt worden ist (vgl. Breckner 1998-2002).
 - 16 Dieser Schritt ähnelt dem, was Panofsky als *Bildbeschreibung*, die der eigentlichen Interpretation vorausgeht, eingeführt hat (vgl. auch Müller-Doohm 1997).
 - 17 Lesarten und Hypothesen hierzu können natürlich nur annäherungsweise aus dem Bild gewonnen werden. Dennoch kann hierbei deutlich werden, dass einzelne Elemente oder Spannungen im Bild nur durch die hypothetische Annahme eines ihm vorausgehenden bzw. nachfolgenden Geschehens (das selbst nicht sichtbar ist) verstanden werden können.

- 18 Die Analyse von Bildsammlungen kann ebenso regelgeleitet durchgeführt werden. Aus Platzgründen kann darauf jedoch nicht mehr eingegangen werden (vgl. Breckner 1998-2002).
- 19 Vgl. die Hausarbeit von Nadja Zitouni und Sabrina Maul, FU Berlin, Institut für Soziologie.
- 20 An der Universität Halle am Fachbereich Erziehungswissenschaften.
- 21 Als kontrastierenden Eindruck zu der in der DDR dominanten Bilderwelt, insbesondere was die öffentliche Darstellung von Geschlechterbeziehungen angeht, vgl. Dörling 1990.
- 22 Unter subjektiven Wahrnehmungspräferenzen verstehe ich Wahrnehmungsmuster, die im Laufe einer Lebensgeschichte aufgebaut werden. Natürlich sind sie sozial und gesellschaftlich eingebettet, allerdings biographisch um die jeweilige Person zentriert. Somit können sie sich voneinander auch deutlich unterscheiden. Dies wurde etwa in der unterschiedlichen Reaktion von Freunden und Kollegen beim ersten Anblick dieser Fotografie anschaulich. Die Beziehung zwischen den Figuren wurde fast durchgehend als zentrales Geschehen und Element erblickt, die Wahrnehmung der einzelnen Figuren unterschied sich jedoch – nicht zuletzt unter geschlechtsspezifisch bestimmbareren Aspekten – sichtlich voneinander. Diesem Aspekt nachzugehen, würde hier jedoch zu weit führen.
- 23 Eine ausführliche formale Bildanalyse, wie sie etwa Imdahl (1980) entwickelt hat, oder eine detaillierte Bildbeschreibung Panowsky folgend ist an dieser Stelle nicht möglich. Hier sollen lediglich ergebnisbezogen diejenigen Beobachtungen aufgenommen werden, die die weitere Analyse bestimmt haben.
- 24 Diese Fotografie habe ich in drei verschiedenen print-Publikationen von Helmut Newton sowie im Internet gefunden, bei denen geringfügig veränderte Ausschnitte vom Negativ gezeigt werden. Meine Interpretation bezieht sich auf die Publikation in Newton (2000b, S. 75).
- 25 Die Frage, welche Bedeutung die Reihenfolge der Analyse der einzelnen Segmente hat, konnte ich noch nicht befriedigend klären. Bei gemeinsamen Experimenten in Seminaren wurde deutlich, dass entlang vom Bildaufbau in der Regel ähnliche Segmente identifiziert werden, die Reihenfolge (und der Detaillierungsgrad) ihrer Wahrnehmung jedoch sehr stark variieren kann.
- 26 Dieses Segment ließe sich noch weiter unterteilen. So könnten etwa der Kopf, die Hände, die Füße mit den Schuhen als eigenständige Segmente in den Fokus rücken. Die Segmentbildung kann, wenn es sich im Analyseprozess als fruchtbar erweist, natürlich weiter ausdifferenziert werden. Aus Platzgründen kann hier jedoch nicht die gesamte Analyse mit allen ihren Detaildifferenzierungen und alternativen Lesarten dargestellt werden. Die Darstellung der Interpretation der einzelnen Segmente erfolgt vielmehr ergebnisbezogen entlang der Linien, deren Plausibilität im Laufe der Analyse nicht verworfen werden konnte.
- 27 Wenn Sie es mal selbst versuchen wollen, werden Sie das auch körperlich nachvollziehen können.
- 28 Dies wird sichtbar, wenn die Köpfe der beiden abgedeckt werden. Dann wirken die Körper leblos, auf jeden Fall ist weder erkennbar, dass sie eine Beziehung zueinander aufgenommen haben, noch, ob sie im Begriff sind, dies zu tun.
- 29 Dank an Martina Löw und Gabriele Sturm, die mich auf diesen Aspekt hinwiesen.
- 30 Ginge es in diesem Bild um eine Fotografie, aus der wir etwas über die Lebensumstände, soziale Schicht oder den Geschmack der Bewohner erfahren wollten, würde es sich an dieser Stelle lohnen, Studien über Zeit und Ort, an dem solche Tapeten gebräuchlich waren, anzustellen. Bei dieser Fotografie ist indessen inzwischen deutlich geworden, dass es sich nicht um eine Dokumentarfotografie welcher Art auch immer handelt.
- 31 Darüber hinaus fällt auf, dass die horizontale Leiste an der Rückwand des Raumes das Bild in zwei Teile teilt. Folgen wir *dieser* Teilung, ergeben sich neue Ansichten zur Beziehung zwischen Gesicht des Mannes und Oberkörper der Frau und zwischen

- dem Unterleib mit Beinen der Frau und dem gesamten Körper des Mannes. Diesen Aspekten kann hier aus Platzgründen jedoch nicht mehr gefolgt werden.
- 32 Eine rein raumperspektivische Betrachtung, bei der die Frau ins Zentrum rückte, würde dagegen eher zu Überlegungen hinsichtlich eines konventionellen, (männlich) bestimmten (Kamera-)Blickes auf eine nackte Frau führen. Dies zu zeigen muss allerdings anderen Gelegenheiten vorbehalten bleiben.
- 33 Sollte diese Bildstruktur für die Fotos von Helmut Newton generalisierbar sein, könnte hier anschließend die Frage, warum sie so kontrovers wahrgenommen und diskutiert werden, weiterverfolgt werden. Dies würde eine Untersuchung weiterer, möglichst kontrastiver Bilder aus seinem sehr umfangreichen und vielschichtigen Bestand erfordern, die in diesem Rahmen nicht durchgeführt werden kann. Daher können die weiteren Überlegungen nur sehr hypothetisch formuliert werden.
- 34 Wobei natürlich offen bleiben muss, wer in dieses *wir* einzubeziehen ist. Die Popularität von Helmut Newtons Fotos, die sich nicht zuletzt in einer Vielzahl eigener Ausstellungen und Buchpublikationen zeigt, lässt vermuten, dass es sich um eine nicht ganz kleine Anzahl von Menschen handelt.
- 35 In vielen anderen seiner Fotografien kommt noch die Thematisierung von Sexualität im Zusammenhang mit Gewalt als relevantes Element hinzu. Die Frage, ob es sich hier um ein sehr spezifisches Geschlechterbild eines Modefotografen, der ein Produkt verkaufen will, handelt oder um den künstlerischer Ausdruck von Körper- bzw. Geschlechterbildern, die sich gesellschaftlich entwickelt haben, ob Newton mithin ein Diagnostiker oder Mitproduzent dieser Ambivalenzen ist, wird sekundär angesichts der Tatsache, dass seine *Ansichten* die sehenden Gemüter beschäftigt. Die Aufmerksamkeit, die seine Bilder erregen, zeigt, dass sie ‚treffen‘. Der Frage, was das Spezifische an den (Frauen-)Körpern in Helmut Newtons Fotografien ausmacht, muss jedoch an anderer Stelle nachgegangen werden.
- 36 An dieser Stelle könnten die Bildtitel, die je nach Erscheinungskontext variieren, in die Analyse mit einbezogen werden. In der hier benutzten Vorlage lautet er „In my hotel room. Montecatini 1988“ (Newton 2000b, S. 75), in Newton 2000a heißt es „Ernesto Esposito and friend, Montecatini 1988“ und auf der Rückseite einer Postkarte aus einer bei Taschen erschienenen Sammlung (2000) bekommt auch die Frau einen Namen: „Ernesto Esposito and Federica della Volpe, Montecatini, Italy 1988“. Aus Platzgründen und weil dies nicht zu substantiell neuen Interpretationen des Fotobildes geführt hat, wird dieser Schritt hier ausgespart. Eine eingehende Analyse könnte allerdings für eine Rekonstruktion des Entstehungszusammenhangs dieser Fotografie und mit ihr möglicherweise verbundenen Intentionen sehr hilfreich sein.

Literatur

- Alheit, P./Dausien, B./Fischer-Rosenthal, W./Hanses, A./Keil, A. (Hrsg.): *Biographie und Leib*. Gießen 1999
- Arnheim, R.: *Anschauliches Denken. Zur Einheit von Bild und Begriff*. Köln 1972/1977
- Arnheim, R.: *A Plea for Visual Thinking*. In: Mitchell, W.J.T. (Hrsg.): *The Language of Images*. Chicago 1974/1984, S. 171-180
- Barthes, R.: *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*. Frankfurt a.M. 1986
- Becker, H. S.: *Do Photographs Tell the Truth?* In: ders.: *Doing things together*. Evanston 1986, S. 273-292
- Belting, H.: *Bildanthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft*. München 2001
- Belting, H./Kamper, D. (Hrsg.): *Der zweite Blick. Bildgeschichte und Bildreflexion*. München 2000
- Berger, J.: *Sehen. Das Bild der Welt in der Bilderwelt*. Reinbek bei Hamburg 1984

- Boehm, G.: Zu einer Hermeneutik des Bildes. In: Gadamer, H.-G./Boehm, G. (Hrsg.): Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften. Frankfurt a.M. 1978
- Boehm, G.: Die Wiederkehr der Bilder. In: ders. (Hrsg.): Was ist ein Bild? München 1994, S. 11-38
- Böhme, G.: Theorie des Bildes. München 1999
- Böhme, H.: Der Wettstreit der Medien im Andenken der Toten. In: Belting, H./Kamper, D. (Hrsg.): Der zweite Blick. Bildgeschichte und Bildreflexion. München 2000, S. 23-42
- Bourdieu, P.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt a.M. 1981
- Breckner, R.: Handout zur interpretativen Bildanalyse. Berlin: Quatext 1998-2000; FU Berlin 2000-2002
- Coy, W.: Visuelle Argumentationen – technische Bilder als Argumentationsmittel (Vortrag gehalten am Internationalen Forschungsinstitut für Kulturwissenschaften (IFK) in Wien am 3. Juni 2002)
- Davis, K. (Hrsg.): Embodied Practices. Feminist Perspectives on the Body. London u.a. 1997
- Duden, B.: Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument. In: Feministische Studien 11 (1993), H. 2, S. 24-33
- Dölling, I.: Frauen- und Männerbilder. Eine Analyse von Fotos in DDR-Zeitschriften. In: Feministische Studien 8 (1990), H. 1, S. 35-49
- Eco, U.: Einführung in die Semiotik. München 1994
- Englisch, F.: Bildanalyse in strukturalhermeneutischer Einstellung – Methodische Überlegungen und Analysebeispiele. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Opladen 1991, S. 133-176
- Goffman, E.: Geschlecht und Werbung. Frankfurt a.M. 1981
- Gombrich, E. H./Hochberg, J./Black, M.: Kunst, Wahrnehmung, Wirklichkeit. Frankfurt a.M. 1977
- Harper, D.: Fotografien als sozialwissenschaftliche Daten. In: Flick, U. u.a. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg 2000, S. 402-416
- Hartmann, F.: Vorwärts, zu den Bildern zurück? Paratextuelle Konstruktionsmomente im Netzdiskurs. In: Informatik Forum 12 (1998), H. 2, S. 86-92
- Hartmann, H. A./Hauhl, R. (Hrsg.): Bilderflut und Sprachmagie. Fallstudien zur Kultur der Werbung. Opladen 1992
- Heinze-Prause, R./Heinze, T.: Kulturwissenschaftliche Hermeneutik. Fallrekonstruktionen der Kunst-, Medien- und Massenkultur. Opladen 1996
- Hirschauer, S.: Die soziale Konstruktion der Transsexualität über die Medizin und den Geschlechtswechsel. Frankfurt a.M. 1993
- Imdahl, M.: Ikonik. Bilder und ihre Anschauung. In: Boehm, G. (Hrsg.): Was ist ein Bild? München 1995, S. 301-324
- Imdahl, M.: Giotto: Arenafresken – Ikonographie, Ikonologie, Ikonik. München 1980 (1963)
- Jung, T./Müller-Doohm, S./Voigt, L.: Wovon das Schlafzimmer ein Zeichen ist. Text- und Bildanalyse von Schlafraumkultur im Werbemedium. In: Hartmann, H. A./Hauhl, R. (Hrsg.): Bilderflut und Sprachmagie. Opladen 1992, S. 245-266
- Kamper, D./Wulf, C. (Hrsg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt a.M. 1982
- Lindemann, G.: Das paradoxe Geschlecht. Frankfurt a.M. 1993
- Loer, T.: Werkgestalt und Erfahrungskonstitution. In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der Objektiven Hermeneutik. Frankfurt a.M. 1994, S. 341-382
- Lueger, M.: Photographieanalyse. In: ders.: Grundlagen qualitativer Feldforschung. Wien 2000, S. 163-186
- Mitchell, W.J.T.: Was ist ein Bild? In: Bohn, V. (Hrsg.): Bildlichkeit. Internationale Beiträge zur Poetik. Frankfurt a.M. 1990, S. 17-68

- Molcho, S.: Alles über Körpersprache. München 2001
- Müller-Doohm, S.: Visuelles Verstehen – Konzepte kultursoziologischer Bildhermeneutik.
In: Jung, T./Müller-Doohm, S. (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M. 1993, S. 438-457
- Müller-Doohm, S.: Bildinterpretation als struktural-hermeneutische Symbolanalyse. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen 1997, S. 81-108
- Newton, H.: Helmut Newton's Illustrated N° 1 – N°4. Complete Edition. München 2000b
- Newton, H./Marquet, F./Heiting, M.: Helmut Newton: Work. Köln 2000a
- Oevermann, U.: Eugène Delacroix – biographische Konstellation und künstlerisches Handeln. In: Georg-Büchner-Jahrbuch 6 (1990), S. 13-58
- Panofsky, E.: Ikonographie und Ikonologie. In: ders.: Sinn und Deutung in der Bildenden Kunst. Köln 1975
- Pilarczyk, U./Mietzner, U.: Bildwissenschaftliche Methoden in der erziehungs- und sozialwissenschaftlichen Forschung. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1 (2000), H. 2, S. 343-364
- Plessner, H.: Mit anderen Augen. Stuttgart 1982
- Teckenberg, W.: Bildwirklichkeit und soziale Wirklichkeit. Der Einsatz von Fotos in der Soziologie. In: Soziale Welt 33 (1982), H. 2, S. 102-140
- Villa, P.-I.: Sexy Bodies. Eine Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen 2000

Agnes von Wyl, Brigitte Boothe

Weibliches Leiden an der Anatomie Der Körper als Feind im Spiegel des Alltags- und Traumnarrativs

Zusammenfassung

Körperliche Inszenierungen sind eindrucksvolle Gestaltungsleistungen, über die Personen im Alltag und in der Psychotherapie in großer Variationsbreite verfügen. Körperliche Inszenierungen können auch im Gefäß der Rede entstehen, insbesondere in narrativen Dramaturgien. Unsere Studie untersucht Inszenierungen sprachlicher Art, die Patientinnen in episodischen Erzählungen entwerfen oder in Traummitteilungen zum Ausdruck bringen. Wir fokussieren dabei auf die Rolle des Körpers. Alle untersuchten Patientinnen fühlen sich in ihrem Körper nicht wohl. Am Beispiel der Alltagserzählungen einer an Magersucht erkrankten Frau zeigen wir exemplarisch für andere untersuchte Anorektikerinnen, wie ihr magerer Körper in der Beziehungsgestaltung zu ihrem ödipalen Liebesobjekt gleichzeitig verführen und schützen soll. Ein ganz anderes Bild vermitteln die Erzählungen von Patientinnen, die an Bulimie leiden. Ihr Körper plagt sie mit unerträglichen Spannungen. Verzweifelt hoffen und verlangen sie, dass das Gegenüber diese Spannung lindert. Schließlich verfolgen wir die Traumerzählungen einer Patientin mit dem Symptom der männlichen Körperbehaarung über den ganzen Verlauf ihrer Analyse. In der schöpferischen Selbstheilungsarbeit durch das Träumen begegnet

Abstract

Physical enactments are an impressive creative performance that people have at their disposal in a great variety in everyday life as well as during psychotherapy. They may also appear in verbal interactions, especially in narrative dramaturgies. Our study examines narrative enactments that patients express in episodic narratives or in narratives of dreams. Here, we focus on the role of the body. All the patients we studied didn't feel at ease with their bodies. The everyday narratives of a patient suffering from anorexia nervosa illustrate how her thin body is supposed to simultaneously seduce and protect her in the relationship to her oedipal object of love. Narratives of patients suffering from bulimia are completely different. Their bodies torture them with unbearable tensions. Desperately, they hope and demand that others alleviate them. Finally, we inquire into the dream narratives of a patient who suffers from hirsutism. Dreaming is a creative way of self-healing that enables the patient to encounter her physical suffering. Narratives may contribute to the understanding of the body as a landscape of meaning, if we grasp in detail the physical narrative enactment.

sie dem Leiden am Körper. Erzählungen können dazu beitragen, die Bedeutungslandschaft der Körper zu verstehen, wenn wir detailliert die narrative Inszenierung nachvollziehen.

1. Einleitung

Für Freud als Theoretiker und Freud als Kliniker stand der Körper im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, sowohl der Körper als Organismus wie der Körper als Anatomie und Leiblichkeit. Er war am menschlichen Organismus und den Gesetzen psychophysischer Regulation interessiert; auf die Erforschung neurophysiologischer Prozesse als Korrelaten psychischen Erlebens setzte er unter anderem große Zukunftshoffnungen. Seine Theorie des Lustprinzips, der Psychosexualität und Erogenität, mit den Partialtrieben vom Oralen bis zum Phallischen und Genitalen begründete ein neues Denken über Intentionen und Motive und eine Psychologie der Geschlechterdifferenz, die auf Körperwahrnehmung, Körpererleben und Körperphantasien basierte. Zur Geschichte des Körperbildes in der psychoanalytischen Diskussion liefert Lemche (1993) einen gründlichen Überblick. Die Chancen stehen gut, dass Trieb und Lust, Wunsch und Psychosexualität in Verbindung mit dem aktuellen Stand der Forschung und Professionalität neues Interesse gewinnen werden.

Die ersten Entdeckungen und Konzeptbildungen zur körperlichen Inszenierung und dem leiblich Unbewussten entstanden in der Erkundung von seinerzeit als hysterisch diagnostizierten Patienten und Patientinnen und ihren Konversionssymptomen. Die körperlichen Schauspiele wie beispielsweise Lähmungserscheinungen, Anfälle und Funktionsausfälle verstand Freud als Darstellung verwandelter unbewusster Konflikte. Das Wunschmodell des Traumes stellt die Evokation des Phantasiegeschehens ganz in den Dienst der psychophysischen Regulierung, und Freuds ingeniose Interpretation der Traumbilder bringt immer wieder von neuem – bis zur Belustigung des Publikums über die Genitalsymbolik, z.B. von Zigarre und Blumenvase – die Metaphorik des Leiblichen zur sinnfälligen Anschauung. Das Leibliche konstituiert das Selbst- und Weltverhältnis. Brust und Kot, Phallus und Mundhöhle sind neben anderen prägende Bilder frühen psychischen Lebens. Diese Bilder sollen im psychotherapeutischen Prozess evoziert werden, nicht auf der Ebene des Handelns und des physischen Austauschs, sondern auf der Ebene der Sprache. Die Psychoanalyse wurde zur ‚talking cure‘¹, zur Rede-Behandlung. Der Körper wird zum Gegenstand im Dialog, nicht zum Zentrum der Interaktion.

Wir kennen Freuds herausfordernde Bemerkung: *„In der analytischen Behandlung geht nichts anderes vor als ein Austausch von Worten zwischen dem Analysierten und dem Arzt“* (Freud 1916/17, S. 9). Seine Berühmtheit kommt, wie bei manchem Diktum Freuds, von der provokativen Prägnanz der bündigen

Sentenz. *Was, ihr wollt Kranke behandeln bloß durch Reden, ohne Spritze, ohne Pille, ohne Blutvergießen?*, fragt der Fachmann von anno dazumal entgeistert und hört sich, wenn er Geduld hat, Freuds Begründung an, die wir so zusammenfassen können: Im psychoanalytischen Setting entspannen sich Patienten in Ruhelage auf der Couch, haben keinen Blickkontakt mit dem hinter ihnen sitzenden Therapeuten und sind gehalten, zu sagen, was immer ihnen einfällt. Sie führen nicht Konversation, sie folgen vielmehr dem Fluss ihres Erlebens. Die Kette der Einfälle wird zu Geschichten führen, zu episodischen Erinnerungen an Vorfälle, Eindrücke und Situationen, die einstmal das kindliche Individuum affizierten. Oft sind diese, ihres bedrohlichen, prekären oder überwältigenden Charakters wegen, der Abwehr verfallen und wurden latent pathogen wirksam, weil die emotionale Bewältigung unterblieb. Die Aktualisierung des Erlebten in sprachlicher Expressivität und sprachlicher Reflexion ist kurativ in mehrfacher Hinsicht: (a) Bewusstwerdung: Psychische und psychophysische Regulierungsprozesse, insbesondere Impulse und Abwehrvorgänge, die gewöhnlich der Aufmerksamkeit entzogen sind, werden im Prozess der Versprachlichung dem Bewusstsein zugänglich. (b) Ich-Stärkung: die Konfrontation mit dem Unangenehmen und Bedrohlichen gewinnt im Prozess der sprachlichen Artikulation Gestalt und Kontur, das ist ein Zugewinn an Orientierung, Angstbewältigung und Kontrolle. (c) Lockerung oder Auflösung maligner Fixierungen: das Zusammenspiel von Selbstwahrnehmung, Selbstmitteilung und Reflexivität ist ein zirkulärer Prozess, der das Urteilsvermögen und die emotionale Intelligenz vermehrt und einen Zugewinn an innerer Freiheit bedeutet. (d) Integration: Die Selbstexploration auf der Couch ist zugleich Ausdruck eines Beziehungserlebens, im Rahmen von Übertragung und Gegenübertragung. Es ist diese Beziehungserfahrung, die den pathogenen Konflikten zur sinnfälligen Aktualität im Hier und Jetzt der Kommunikation und zur Bearbeitung im Dialog verhilft. Die Verinnerlichung der produktiven Beziehungserfahrungen ist für den psychoanalytischen Veränderungsprozess von zentraler Bedeutung.

Dem „Austausch von Worten“ gilt hier therapeutischer Optimismus. Er meint ja nicht: Bloß Reden statt wirksam Handeln, sondern programmatisch gesagt: Sprache gibt dem Erleben Gestalt und Form – Sprache schafft das Gefäß der Erinnerung – Sprache baut die Dramaturgie von Geschichten – Sprache organisiert die Rhetorik der Abwehr – Sprache gestattet die Freiheit der Reflexivität – Sprache schafft Gemeinschaft – Sprache schafft Individuation. Das ist die stolze therapeutische Hoffnung. Dem steht nach einem Jahrhundert Psychoanalyse und Psychotherapie der therapeutische Pessimismus gegenüber: Sprache schafft Selbstverlust – Sprache entfremdet vom Körpergeschehen – Sprache schafft Distanz – das therapeutische Potential des Sprechens ist dem therapeutischen Potential des Handelns unterlegen. Das ist die therapeutische Skepsis.

Die skeptische Sicht moniert, dass der bedeutenden Rolle des Körperlichen allenfalls auf der Theorieebene, nicht aber in der therapeutischen Praxis Rechnung getragen wird. Vom Körper wird zwar gesprochen, vom Körper wird erzählt, auf Körperliches wird verwiesen und Körperliches wird gedeutet. Aber das bleibt oft bloßes Intellektualisieren, in Distanz zum Erleben oder beliebiges Hantieren mit Deutungsschablonen. Wiese (1998, S. 6) konstatiert: „Der Körper ist Gegenstand des psychoanalytischen Beobachtens, Teil eines abstrakten

Selbst und tut sich schwer, subjekthaft zu sein“. Falls der Körper im psychoanalytischen Behandlungskontext doch zum Zentrum des Geschehens wird, geht man davon aus, dass dieses Geschehen aus dem Rahmen fällt.

Das Interesse am psychophysischen Triebgeschehen verblasste zugunsten des Dialogs zwischen Psychoanalyse und Neurowissenschaften (Leuzinger-Bohleber/Mertens/Koukkou 1998), es stand lange Zeit im Schatten der Erforschung, Modellierung und klinischen Nutzung der Objekt-Beziehungs-Konzeptionen und tritt jetzt zugunsten der intersubjektiven Wende zurück. Freilich werden jüngst „Die Grenzen des ‚intersubjective turn‘“ zum Gegenstand kontroverser Diskussion (vgl. beispielweise das Internetdiskussionsforum der PSYCHE im Anschluss an Whitebook 2001, 2003 und Honneth 2001).

Die Auffassung einer psychotherapeutischen und psychoanalytischen Behandlung als reine ‚talking cure‘ kann nicht mehr unbesehen gelten. Neben dem sprachlich-symbolischen Handeln wird das nichtsprachliche körperlich-gestische Handeln betont (vgl. Streeck 2000). Argelander (1970) hat in seiner Arbeit über das Erstinterview erstmals ausführlich auf die auch szenischen Informationen des Gesprächs zwischen Patient und Psychoanalytiker verwiesen. Der psychoanalytische Behandlungsraum kann als Theaterbühne verstanden werden (vgl. Thomä/Kächele 1985), auf der vergangene Beziehungserfahrungen gerade auch in körperlicher Expressivität in Szene gesetzt werden. Jacobs (1986), der den Begriff „Enactment“ in die psychoanalytische Diskussion eingeführt hat und ihn vom Agieren unterscheidet, hat hier viel zur Klärung beigetragen: Der Patient inszeniert nicht im Dienste des Widerstandes, er zeigt vielmehr handelnd, was sich der sprachlich-symbolischen Mitteilbarkeit entzieht. In der Theorie des Enactment kommt der Analytiker mit seinen körperlich-gestischen Handlungen in den Fokus. Nicht nur der Patient behandelt sein Gegenüber, auch „der Psychotherapeut behandelt seinerseits den Patienten, nicht nur mit Hilfe von Deutungen, sondern mit allem, was er tut und wie er es tut“ (Streeck 2000, S. 48).

Auf der Suche nach einer Bühne zur Aufführung der verborgenen inneren Dramen (vgl. McDougall 1991) finden einige Patienten ihren Körper; „Theater des Körpers“ heißt denn auch der Buchtitel der Autorin. Das somatische Theater in seinen vielfältigen Ausdrucksformen unterscheidet sich vom „Schau-Spiel der Hysterie“ (Didi-Huberman 1997). Küchenhoff (2000) unterteilt vier Formen der Körperinszenierung, die je auf ein bestimmtes Strukturniveau hinweisen. Er nennt sie a) Inszenierung einer Botschaft durch den Körper, b) Beziehungsinszenierung durch den Körper, c) Objektprovokation durch Körpersymptom und d) Selbstkonstitution durch den Körper. Entsprechend ist das Strukturniveau abnehmend: von gut/mässig über gering zu desintegriert. McDougall, Küchenhoff und Didi-Huberman thematisieren Inszenierungen, bei denen die Darbietung des Körpers das entscheidende Ereignis ist, ein Ereignis, das es im therapeutischen Rahmen zu kontextualisieren gilt. Sie thematisieren den Körper als *Ereignis*. Im therapeutischen Zusammenhang kommt das Körperliche andererseits auch als *Figur* vor, als Figur mit einem eigenen Auftritt innerhalb einer Dramaturgie. Der Körper als Figur kommt in Erzählungen vor, insbesondere in Narrativen von Patienten, die an ihrem Körper leiden, der zum Gefängnis wird; daher geraten die Betroffenen in ein konflikthafte Verhältnis zu ihm und las-

sen ihn im emotionalen Erleben zum Kontrahenten werden. Schmerzen, Spannungen, Funktionsstörungen und Missempfindungen, Hautveränderungen, Anfallsleiden und Organläsionen, Behinderungen und Entstellungen, Verfall und körperliche Alterung wie auch Hader mit dem eigenen Erscheinungsbild oder der eigenen anatomischen Verfassung sorgen dafür, dass man in ein Spannungsverhältnis zur eigenen Leiblichkeit gerät: *Da ist er, dieser Körper – da bin ich; und wir sind nicht eins, wir sind einander fremd.* Ein großartiges Bild für die Abgründigkeit dieser Verfassung hat Franz Kafka in der „Verwandlung“ des Mannes Gregor Samsa in einen Käfer geschaffen.

2. Erzählerische Inszenierungen

Im Folgenden wenden wir uns dem Körper zu, wie er von Patientinnen in episodischen Erzählungen und im Traum zur Anschauung und zur Anwesenheit gebracht wird. Erzählen ist kein intellektualisierendes Sprechen, es ist kein sprachlicher Modus des Distanzierens. Erzählen als spannungserzeugendes und spannungsregulierendes Medium mobilisiert vielmehr Emotionalität und Involviertheit. Wir verstehen Erzählen und auch die Mitteilung von Träumen als Inszenieren auf der Ebene des Sprachlichen. Die Ich-Erzählerin – in unseren Beispielen handelt es sich ausschließlich um Patientinnen – entwirft einer Regisseurin gleich eine Bühne mit Kulissen, auf der sie Akteurinnen und Akteure auftreten lässt. Diese Akteure sind Teilnehmende einer Inszenierung, die in der Form einer Alltagserzählung erscheint. Es ist die Wiedergabe einer meist selbsterlebten Episode, die durch die innere Dramaturgie der Erzählerin organisiert und geleitet ist. Die Ich-Figur spielt meistens die Hauptdarstellerin. Und schließlich ist dem Zuhörer, der Zuhörerin die Aufgabe zugewiesen, die Inszenierung mitzuvollziehen und emotional mitzutragen.

Der Interpretation der folgenden Erzählungen liegt die Erzählanalyse JAKOB zugrunde. Sie ist ein qualitatives Untersuchungsinstrument zur systematischen Analyse mündlicher Alltags- und Traumerzählungen (Boothe/von Wyl/Wepfer 1998 u. 1999; Boothe/von Wyl 1999 u. 2001; von Wyl 2000a u. 2000b; Boothe u.a. 2002; <http://www.jakob.unizh.ch>). Ihre methodischen und theoretischen Bezugspunkte finden sich neben der Psychoanalyse vor allem im Bereich literaturwissenschaftlicher Erzähltheorien sowie soziologischer und linguistischer Ansätze.

Die Analyse einer Erzählung beginnt mit deren Identifikation im mündlichen Dialog. Dabei beschränken wir uns auf das episodische Erzählen: Wir definieren als Erzählung die sprachliche Inszenierung einer meist selbsterlebten Episode. Formal müssen mindestens zwei Handlungen temporal und logisch aufeinander bezogen folgen. Die Analyse zielt auf die Erschließung szenischer Arrangements, die in der dynamischen Bauform des Erzählens angelegt sind. Ihre systematische Untersuchung ermöglicht eine fundierte psychodynamische Konflikt- und Beziehungsdiagnostik. Die systematisierte Interpretation besteht aus folgenden Auswertungsschritten:

1. Schritt: Aufgliederung einer Erzählung nach Segmenten; Nummerierung der Segmente und Zuordnung in Handlung und Nicht-Handlungssegmente
2. Schritt: Kodierung mit Hilfe eines Kodiersystems für lexikalische Einheiten
3. Schritt: Erschließung der Spielregel, d.h. der sequentiellen Organisation der Erzählung
4. Schritt: Zuordnung von Wunsch- und Angstthemen, Abwehrinszenierung, und Kompromiss
5. Schritt: Konfliktformulierung

Aus Platzgründen unterbleibt die Explikation der detaillierten Analyseprozedur. Es geht im Folgenden um die Fokussierung körperthematischer Befunde. Alle hier dargestellten Erzählungen wurden vorgängig mit der Erzählanalyse Jakob ausgewertet. Hier konzentrieren wir uns auf die Ausdrucksformen des Körperlichen in den Erzählungen und nehmen deshalb nur auf einzelne Auswertungsschritte Bezug, wenn es dem Verständnis dient. Die Inszenierungen des Körpers in den Erzählungen und Träumen von Patientinnen mit Anorexia nervosa restriktiver Typus², Bulimia nervosa ‚Purging‘-Typus³ und einer Patientin mit Hirsutismus, männlicher Behaarung an einem weiblichen Körper, untersuchen wir im Folgenden genauer.

3. Gezeigter Körper: „La belle indifférence“

Anorektische Patientinnen überzeichnen mit ihrem dünnen Körper das gängige Schönheitsideal der Schlankheit. Ob die Sorge um diese malträtierten Körper oder die ambivalente Bewunderung der dahinter liegenden Willenskraft das Gegenüber mehr bewegt, ist schwer abzuschätzen. Jedenfalls findet die Mager sucht eine hohe Aufmerksamkeit, die über ihre gesundheitspolitische Bedeutung hinausgeht. Was auch immer die Gründe hierfür sind, sie hängen sicher mit dem konkret körperlichen Erscheinungsbild dieser meist jungen Frauen zusammen. Die Störung in der Wahrnehmung der eigenen Figur und des Körpergewichts, erstmals von Bruch (1961) als Körperschemastörungen hervorgehoben, gilt als wichtiges diagnostisches Kriterium der Anorexia nervosa.

Die folgenden Ausführungen beruhen auf Gesprächen mit 7 Patientinnen mit der Diagnose Anorexia nervosa restriktiver Typus. Wir haben sie im Rahmen einer Studie über unterschiedliche erzählerische Konfliktinszenierungen bei Patientinnen mit Essstörungen durchgeführt.⁴ Die jungen Frauen haben während eines stationären Aufenthaltes auf einer Psychotherapiestation an einem ca. anderthalbstündigen Interview, das ähnlich wie ein Erstinterview gestaltet war, teilgenommen. Aus den sieben transkribierten Gesprächen konnten insgesamt 43 Stories, wie sie die Erzählanalyse JAKOB definiert, extrahiert werden. In vielen dieser Erzählungen spielt der Körper eine Rolle. Es geht um Gefühle des Ekels vor diesem Körper, der Körper wird gezeigt, er wird gesehen, er wird – zumindest verdeckt – werbend eingesetzt.

Die Erzählungen einer Patientin – wir nennen sie Petra – zeigen eindrücklich verschiedene Körperinszenierungen. Alle ihre Erzählungen kreisen um den Körper, den eigenen oder den der Mutter. Die erste Erzählung des Interviews lautet folgendermaßen:

Petra 1: Das ist meine Tochter

- [1] und dort mag ich mich auch noch gut erinnern
 [2] als auch wieder ein Mann eine Bemerkung machte meiner Mutter
 [3 III 2] ja ihr Sohn ehm sie haben einen hübschen Sohn
 [4] nachher sagt meine Mutter
 [5 III 4] es ist meine Tochter
 [6] und dann schaute er mich so an und sagt
 [7 III 6] ah ja
 [8 III 6] man sieht es ja schon bald
 [9] und dort ist bei mir irgendwie so klack
 [10] also das hat mir weh getan
 [11] und ich habe dann
 [12] ich habe das nicht gewollt
 [13] also ich habe keine ehm
 [14] also ich rede jetzt da ziemlich offen halt
 [15] ich habe keine Brüste gewollt
 [16] ich fand
 [17 III 16] Gopf
 [18 III 16] die hindern mich am Sport machen und wäh
 [19 III 16] und es wabbelet und tut [wabbelt und schwabbelt]

In der Erzählung tritt eine Ich-Figur auf, die voller Abscheu von ihrem Körper spricht, von den weiblichen Merkmalen, die stören, behindern, eckeln. Die Ich-Erzählerin teilt der ZuhörerIn mit: Ich wollte keine Frau werden. Analysieren wir den dramaturgischen Aufbau der Erzählung, erhalten wir Hinweise für diese Abneigung. Die Ausgangssituation der Szene besteht aus einer Mutter-Kind-Dyade sowie einem Mann, der sich mit einer Bemerkung an die Mutter wendet. Inhalt der Bemerkung ist, dass die angesprochene Frau einen hübschen Sohn habe. Die Ich-Figur der Erzählung wird als hübscher Junge wahrgenommen, das gefällige knabenhafte Äußere findet, wie schon öfters, Beachtung. Der hübsche Sohn der Mutter zu sein – davon handelt die Erzählung – ist jedoch mit dieser Episode gefährdet. Als Sohn ist die Ich-Figur hübsch, ein beachtenswertes Attribut der Mutter. Der knabenhafte Körper gefällt in seiner phallischen Ergänzung der Mutter, ist somit der Garant für die exklusive Nähe zu ihr. Als Mädchen verliert sie den Status der attraktiven Ergänzung der Mutter und wird gleichzeitig für den Mann, den Dritten, interessant. Als Mädchen wird sie in den Blick genommen, wird sie selbst ein potentiell Objekt der Begierde, ist sie nicht länger ein schmückendes Attribut. Dadurch wird die Beziehung zur Mutter gefährdet. Die weiblichen Formen finden in den Augen der Mutter wenig Sympathie, so wird befürchtet; dafür umso mehr in den Augen des Dritten: Als Konkurrentin der Mutter wird die Beziehung zu ihr zusätzlich gefährdet. Die Ich-Erzählerin reagiert mit Verschiebung und Rationalisierung: „Weiblichkeit ist unpraktisch“, ist die manifeste Botschaft der Erzählung.

Petra 2: Bei mir ist es auch soweit

- [1] obwohl ich noch weiß
 [2] ich bin eigentlich voller Freude habe ich das meiner Mutter mitgeteilt
 [3 III 2] he
 [4 III 2] bei mir ist es auch soweit (Menstruation)
 [5] weil bei meiner Schwester ist das auch so gewesen
 [6] nicht wahr
 [7] und dann hat meine Mutter nur so gefunden
 [8 III 7] jetzt hast du das auch noch
 [9] also so wäh
 [10] und dann habe ich gewusst
 [11 III 10] aha
 [12 III 10] das Thema ist gestorben für alle Zeiten
 [13] nicht wahr

In einer 2. Erzählung vertieft Petra, was in der 1. Erzählung angelegt ist: Mit dem Satz „*bei mir ist es auch soweit*“ teilt die Ich-Figur der Mutter ihre erste Menstruation mit. Wiederum erlebt die Ich-Figur die Reaktion der Mutter als Zurückweisung der Weiblichkeit: Die Menstruation wird von der Mutter nicht freudig begrüßt, sondern ihre Reaktion wird in der Erzählung als wegwerfend-angeekelt dargestellt. Mit Weiblichkeit kann sie der Mutter nicht gefallen. „*Das Thema ist gestorben für alle Zeiten*“ sagt Petra in der Erzählung weiter: Nie mehr wird sie sich mit weiblichen Attributen identifizieren, nie mehr wird sie sie werbend einsetzen.

Petra 3: Heulend heimkommen

- [1] und dann ist eben mal ehm eine Situation eingetreten
 [2] dass ich heulend heimgekommen bin
 [3] und dann hat meine meine Mutter gesagt gehabt
 [4 III 3] was ist los
 [5] und dann habe ich gesagt
 [6 III 5] jetzt haben sie es mir schon wieder gesagt (dass sie dick sei)
 [7] und dann sagt sie
 [8 III 7] ja es stimmt halt schon
 [9 III 7] ich sollte schon etwas aufpassen
 [10] und da ist für mich eine Welt zusammengekracht

Die 3. Erzählung thematisiert den abgelehnten Körper. Die Ablehnung ist von der störenden Weiblichkeit auf das Zu-dick-Sein verschoben. Trostbedürftig nähert sich die Ich-Figur der Mutter, die wiederum als kritisierende Figur auftritt. In dieser Erzählung ist angelegt, wie das Liebesobjekt vielleicht doch noch zu gewinnen ist, nun, da die Tatsache, dass sie eine Frau ist, nicht mehr rückgängig gemacht werden kann: „*Abnehmen und schlank sein als letzter Versuch, geliebt zu werden*“, wie Petra in der 11. Erzählung formuliert.

Die 4. Erzählung handelt von einem ersten Diätversuch, beobachtet von der Schwester. Die Schwester kopiert radikal das Verhalten. Bei derartig harter Konkurrenz ist auch mit dieser Strategie die Ausschließlichkeit der Beziehung zur Mutter nicht zu erreichen. In einer nächsten kurzen Erzählung möchte sich

die Ich-Figur verletzt an die Mutter anlehnen, findet aber keinen Trost, sondern Tadel.

Die folgenden 3 Erzählungen thematisieren den an Krebs erkrankten Körper der Mutter. Vom weiblichen Körperteil, der in der 1. Erzählung als ekelerregend dargestellt wurde, den Brüsten, geht Todesgefahr aus. Angesichts der Krankheit bekommt das Werben um die Zuwendung und die Enttäuschung wegen dessen Vergeblichkeit eine verzweifelte Dimension. Die Krankheit der Mutter darf nicht sein. Sie als harmlos zu verleugnen (6. Erzählung), ist die erste Strategie der Ich-Figur. In der nächsten Erzählung begegnet sie der kranken Mutter mit verzweifelter Souveränität. ‚Männlich‘ versucht sie, Tränen zu verbergen, da sie den Stempel bekommen habe, robust zu sein. Eindrücklich dann auch, wie die Ich-Figur in der 8. Erzählung der Mutter Hilfe verweigert. Die Mutter wünscht, dass die Ich-Figur ihr beim Tragen der Einkaufstaschen hilft. Sie bekommt die Antwort „*kannst selber*“. Die kranke Mutter wird als stark idealisiert. Eine schwache Mutter will und kann die Ich-Figur nicht akzeptieren, müsste sie doch auf den Wunsch, sie ganz für sich zu gewinnen, endgültig verzichten. Das kann und will sie nicht. Der Körper der Patientin muss unter diesen Umständen nochmals eine andere Funktion erfüllen. In der 9. Erzählung schneidet sich die Ich-Figur, will ihren Körper zerstören: „*aber immer so den Körper zerstören wollen, das ist schon vordergründig.*“ Die Folgen – Blutflecken auf dem Boden – werden der Mutter gezeigt und gleichzeitig versteckt, denn sie werden als Blut geleugnet. Wie der Krebs den Körper der Mutter zusehends zerstört, will sie ihren Körper zerstören. Nochmals zeigt die Patientin, dass sie am negativ-ödipalen⁵ Wunsch festhalten will und folgerichtig am Bild der starken, zumindest stärkeren Mutter. Der Preis ist hoch: in der nächsten Episode zeigt sich, dass ihr Körper keinen Schmerz mehr wahrnehmen kann, ein gefühlloser Körper, ein halbtoter Körper.

Verzweifelt hungert Petra ihren Körper aus, wovon die letzten beiden Erzählungen handeln. Abnehmen sei der letzte Versuch gewesen, zu existieren, der letzte Versuch, endlich geliebt zu werden. Auf der latenten Ebene handelt die Erzählung aber auch von Kontrolle versus sich gehen lassen. Vielleicht macht es zu sehr Angst, sich verschmelzend in der Dyade aufzulösen. Die Episode, auf die sich die letzte Erzählung bezieht, handelt schließlich in der Gegenwart des Klinikaufenthaltes. Sie erzählt von einem panikartigen Saunabesuch nach einer kleinen Mahlzeit. Und sie erzählt von der Angst, weil die Patientin realisiert, wie das „*ein automatisiertes Ding*“ ist.

Das in der ersten Erzählung begonnene Motiv entwickelt sich über die restlichen 11 Erzählungen zu einem eindrucksvollen Gesamtnarrativ. Es erzählt vom negativ-ödipalen Wunsch nach einer ausschließlichen Beziehung zur Mutter. Ist es zuerst der sich entwickelnde Körper mit zunehmenden Zeichen der Weiblichkeit, der diesen Wunsch bedroht, wird es nachher der kranke Körper der Mutter. Ein dünner, von der Mutter positiv bewerteter Körper kann das Glück möglicherweise erzwingen. Durch das Karzinom, das den Körper der Mutter zerstört, verändert sich die Bedeutung des Abnehmens, denn jetzt geht es mehr darum, noch kränker als die Mutter zu sein.

Die erzählanalytische Auswertung von 17 Erzählungen (1 bis 3 Erzählungen pro Patientin) in der Studie zeigte, dass 5 der 7 Patientinnen in ihrer erzähléri-

schen Konfliktinszenierung ein ödipales Grundmuster zeigen (vgl. von Wyl 2000a). In den narrativen Bildern werden ödipale Szenen entworfen, der bedeutende Andere soll als Liebesobjekt exklusiv für sich gewonnen werden. In vielen Geschichten handelt es sich tatsächlich um den Vater, in den Geschichten von Petra um die Mutter, in anderen sind es andere männliche Akteure. Neben der Ödipalität hat der weiblich-narzisstische Konflikt die Dynamik der Erzählungen geprägt, in unserer Terminologie derjenige Konflikt, der von Autonomie handelt.

Beeindruckend ist, auf welche Art und Weise für dieses Werben der Körper eingesetzt wird. Die Inszenierung erinnert an die hysterische Konfliktverarbeitung, indem die Rolle der Begehrenden verdeckt bzw. unschuldig gespielt werden muss. Eine Erzählung zeigt das folgendermaßen:

Sophie 1: Die Periode ist ausgefallen

- [1] plötzlich habe ich gemerkt
- [2 III 1] Ups
- [3 III 1] jetzt ehm ist die Periode aut- ausgefallen

Mitvollziehend erwartet die ZuhörerIn, dass die Ich-Figur, wenn auch unerwartet, schwanger war. Anders ist es aber in dieser Erzählung.

- [4] und ich ich wusste schon warum
- [5] ich meine ehm
- [6] es ist nicht
- [7] dass ich ehm Angst gehabt hätte
- [8] ich wäre schwanger oder so etwas
- [9] ich wusste ganz genau
- [10 III 9] dass es wegen meinem also körperlichen und physischen Zustand ist

Das Ausbleiben der Periode zu Beginn der Erzählung verweist eher auf eine Schwangerschaft und damit auf eine intime Beziehung als auf Unfruchtbarkeit. Das Symptom der Amenorrhoe zeigt hier eine schillernde doppelte Bedeutung.

4. Getriebener Körper: zwischen magischem Gewicht und unerträglichen Spannungen

Bulimische Patientinnen üben ihre Essanfälle wie auch das anschließende Erbrechen heimlich und unauffällig aus. An ihrem Äußeren weist nichts auf ihre Symptomatik hin, außer dass einem geübten Auge die nichtentzündlichen Speicheldrüsenschwellungen, „Hamsterbäckchen“, nicht verborgen bleiben. Anders als bei Patientinnen mit Magersucht oder Fettsucht fällt die Krankheit nicht in der körperlichen Erscheinung auf, gerade weil die jungen Frauen gefallen möchten: sie streben nach einem magischen Körpergewicht und Schlankheit.⁶ Die breite Öffentlichkeit wird vor allem im Zusammenhang mit Geständnissen berühmter Frauen auf die Bulimie aufmerksam. Insgesamt findet sie weniger Beachtung als die Anorexia nervosa, obwohl ihr Auftreten etwa drei Mal häufiger

ist. Vielleicht hängt dies mit der Heimlichkeit wie auch Unauffälligkeit der Symptome zusammen, vielleicht fühlt man sich aber auch unangenehm berührt durch die Zügellosigkeit der Essanfälle wie auch durch das mit Krankheit und mit Ekel assoziierte Erbrechen.

Aus Gesprächen mit 8 Patientinnen, die an Bulimia nervosa ‚Purging‘-Typus litten, haben wir insgesamt 56 Erzählungen extrahiert.⁷ Die Körperinszenierungen dieser Patientinnen unterscheiden sich deutlich von den vorher besprochenen. Die Ich-Figur hat Hunger, Durst, fühlt sich voll, trinkt, riecht, verschlingt, weint, ist krank, müde oder verletzt: Szenen körpernaher Vorgänge werden beschrieben. Fast jede der Patientinnen beschreibt den Ablauf eines Essanfalls. Eine 24 jährige Patientin, die wir Jana genannt haben, schildert es so:

Jana 2:500 Gramm Brot gegessen

- [1] bis eines Tages, eben mit 16, 17, als ich auf einmal 500 Gramm Brot gegessen habe
- [2] bin ich so
- [3] und dann habe ich Durst gehabt
- [4] dann habe ich so weiss ich nicht wieviel Wasser getrunken
- [5] da hatte ich also
- [6] also normal
- [7] das ist gar nicht komisch
- [8] dass ich nachher einen riesengrossen Bauch gehabt habe
- [9] und da war mir auch schlecht
- [10] und da habe ich einfach er- erbrochen
- [11] aber es war nicht so bewusst
- [13] dass- es war auch keine Angst in dem Moment vor dem Zunehmen
- [14] es war einfach das Gefühl
- [15 III 14] ich bin unangenehm voll
- [16] und das Gefühl habe ich nicht so gern gehabt

Die Ich-Figur ist über die ganze Episode die einzige Akteurin. Die Story beginnt mit „bis eines Tages als...“. Etwas passiert, was eine offenbar grundlegende Veränderung bringt: Die Ich-Figur isst auf einmal 500 Gramm Brot und gibt sich ungehemmter ‚Spannungslösung‘⁸ hin. Die Dramaturgie hat etwas Zwingendes. Wie ein Schneeball, der eine Lawine auslöst und alles Weitere unausweichlich nach sich zieht, ergibt eine Handlung die nächste. Die Konsequenz der ungehemmten Spannungslösung ist eine nächste Spannung, nämlich Durst. Dieser erzwingt die Spannungslösung Trinken, eine neue Spannung – ein riesengrosser Bauch – resultiert. Der abschliessende Versuch der Spannungslösung, das Erbrechen, scheint logische Folge. Das alles sei nicht sehr bewusst abgelaufen, sondern vom Gefühl ausgegangen, unangenehm voll zu sein. Es ist, als sei die Ich-Figur einem Automatismus ausgesetzt, dem sie nicht ausweichen kann, ein Automatismus, ausgelöst durch einen unaufschiebbaren Drang nach Beruhigung.

Das Motiv der affektiven Überlastung und der anschließende Versuch, den Affekt aufzulösen, liegt vielen Erzählungen zugrunde. Oft wendet sich die Ich-Figur dazu appellativ an eine andere Person oder Personen. Die erhaltene Hilfe durch andere Personen in Form von Zuwendung und Beruhigung stellt sich immer als suboptimal heraus. Manchmal enttäuscht akzeptiert, manchmal wü-

tend zurückgewiesen, bleibt sie hoffnungslos ungenügend. Sehr oft aber sind in den narrativen Szenen andere Akteure ausgeschlossen, und Essen/Erbrechen werden als Spannungslösung eingesetzt. Der ‚Superwunsch‘ nach einer rettenden, beschützenden, versorgenden und beruhigenden Welt wird illusionär am eigenen Körper inszeniert. Von der Spannungslösung kann allerdings auch Gefahr ausgehen. Im Akt des Erbrechens, der einen aggressiven Anteil hat, vor allem, wenn er mit verschiedensten Werkzeugen wie Gabel etc. ausgelöst wird, ist dies deutlich enthalten. Eine Erzählung zeigt eindrücklich, wie sich ein beruhigendes Objekt in ein destruktives wandelt. Ein selbstgemachter Pudding wird mit einem Mixerstab gegessen, der die Ich-Figur verletzt. Das beruhigende Objekt, nach dem ein drängendes Verlangen besteht, stellt sich als destruktiv heraus. Ganz Ähnliches passiert mit Essen: der beruhigende Effekt entwickelt sich zum Gegenteil und wird zu einer unstillbaren Spannung von Durst oder Völlegefühl wie die diskutierte Erzählung zeigt.

Viele Erzählungen beschäftigen sich mit dem Verstecken und dem Entdeckt-Werden der Gier, des Erbrechens und des Erbrochenen. Das ‚Körperprodukt‘ in Plastiksäcke verpackt, versteckt und heimlich entsorgt, droht unter beschämenden Umständen entdeckt zu werden. War es in den Erzählungen der anorektischen Patientinnen der weibliche Körper, der bei den Patientinnen mit Ekel assoziiert wird, sind es hier „Fressen und Kotzen“, wie es in den Erzählungen von hilflosen Elternfiguren genannt wird.

Nicole 2: Am liebsten tot sein

- [1] und ich hab' dann einmal einen Tag lang geschaut
- [2] weil ich wissen wollte
- [3 III 2] was passiert
- [4] und ich hab' mich wieder so elend gefühlt
- [5] dass ich am liebsten einfach nicht da wäre, einfach tot
- [6] oder
- [7] dann hab ich mich aufgerafft
- [8] ein paar Schritte zu machen draußen
- [9] und ich wäre am liebsten zusammen gebrochen
- [10] weil ich keinen Sinn darin gesehen habe, zehn Meter zu laufen
- [11] also wofür soll ich zehn Meter laufen?

Die an der Untersuchung beteiligten bulimischen Patientinnen vermitteln in ihren Erzählungen ein ganz anderes Beziehungserleben als die anorektischen Patientinnen mit der ödipalen Beziehungskonstellation. Es ist kein objektales Beziehungserleben, sondern es geht darum, an Funktionen, Kompetenzen und Ressourcen des Gegenübers teilzuhaben. Das Gegenüber soll körpernah erlebte Bedürfnisse und Leiden befriedigen: beruhigen, sich zuwenden, versorgen. Von daher ist auch keine ödipale Konfliktthematik zu erwarten. Vielmehr befinden sich die bulimischen Patientinnen in spezifischen Wunsch-Angst-Spannungen bzw. Konflikten, die präödipal anzusiedeln sind. So dient denn auch in den Erzählungen der Körper nicht der Verführung, obwohl die meisten dieser Patientinnen auch im Klinikalltag offensichtlich deutlich Wert auf ihr Äußeres legten. Gepeinigt durch ihren getriebenen Körper wenden sie sich hilfessuchend, for-

dernd, erschöpft doch vergebens an das Gegenüber, und sind erneut auf das Diktat ihres Körpers zurückgeworfen.

5. Gezeichneter Körper: Ein weiblicher Körper mit männlicher Behaarung

Magersüchtige und bulimische Patientinnen haben meist einen gesunden weiblichen Körper, in dem sie sich nicht wohl fühlen. Die junge Frau, von der im Folgenden die Rede ist, hat einen weiblichen Körper mit männlicher Behaarung an Armen, Beinen, Brust und Genitalregion (Hirsutismus). Sie fühlt sich nicht wohl in diesem Körper. Er ist in ihren Augen mit einem Makel behaftet. Sie erlebt sich nicht als attraktiv, sondern aufgrund der Behaarung als abstoßend und außerstande, mit anderen Frauen in Konkurrenz zu treten. Sie hat körperliche und sexuelle Intimität vermieden und bis zur Aufnahme einer psychoanalytischen Einzelbehandlung im 35. Lebensjahr ein zurückgezogenes, der Primärfamilie stark verbundenes Leben als Lehrerin in einem Mädchengymnasium geführt.

Wir geben der Analysandin den ihr von der Ulmer Forschungsgruppe bereits verliehenen Decknamen Amalie. Diese an der Universität Ulm seinerzeit in einer langfristigen Analyse bei einem prominenten Fachkollegen behandelte Patientin steht seit vielen Jahren im Fokus der Aufmerksamkeit auf dem Gebiet psychoanalytischer multimethodaler Einzelfall-Prozessforschung, ausgehend von der Universität Ulm. 50% der insgesamt 517 Psychoanalyse-Stunden liegen als Verbatim-Transkripte vor.⁹ Der Hirsutismus-Befund war endokrinologisch begutachtet worden. Hinzuweisen ist an dieser Stelle auch auf die wichtige Studie von Meyer und von Zerßen (1960; zitiert nach Meyer 1963; kursorisch dargestellt in Band III des Lehrbuches der psychoanalytischen Therapie von Kächele/Thomä 2003) an Frauen mit idiopathischem Hirsutismus, die zeigt, dass Frauen mit Hirsutismus ohne genetische Disposition – dies ist bei Amalie der Fall – Stress auf ungünstige Art umgehen. Auffallend häufig lassen sich bei Frauen mit männlicher Behaarung neurotische Konflikte erschließen, die auf dem Wunsch nach männlicher Geschlechtsidentität basieren. Das psychodiagnostische Bild stellte sich zu Behandlungsbeginn wie folgt dar:

- Amalie sehnte sich danach, erstmals sexuelle Kontakte aufzunehmen.
- Zugleich fürchtete sie sich vor Preisgabe und Beschämung.
- Sie fürchtete, in der heterosexuellen Begegnung keine Chance zu haben, einen liebevollen und respektbereiten Partner zu finden, sondern den eigenen Körper zur Erniedrigung anbieten zu müssen und sich schutzlos der Fremdbemächtigung auszuliefern.

Symptomatik und Behandlungsgründe lassen sich wie folgt zusammenfassen: Es liegt eine körperliche Normabweichung vor, die geschlechtsspezifische Anpassung und ästhetische Akzeptanz erschwert. Die Betroffene erlebt sich als defizient in Bezug auf soziale Integration. Sie erlebt sich darüber hinaus als defi-

zient in Bezug auf sexuell-erotische Erfahrung und Erfüllung. Hinzu kommen quälende Phantasien schuldhaften Versagens in Bezug auf Normen und Ideale, die aus einer kirchlich-strengen katholischen Sozialisation resultieren. Sie sieht sich submissiv kindlich an die Primärfamilie gebunden und fürchtet sich vor eigenen Regungen der Aggression, des Zupackens und Bemächtigen.

Amalie ist als eindrucksvolle Träumerin bekannt. Im Laufe von 517 Analyse-Sitzungen hat sie 111 Träume berichtet, die in transkribierter Form in der Ulmer Textbank vorliegen. Systematische Traumanalysen liegen vor; besonders zu erwähnen ist die intensive und umfangreiche Traumkognitionsstudie von Leuzinger-Bohleber (1989). Von Kuensberg (2001) und Mathys (2001) haben diese Träume neuerdings erzählanalytisch untersucht. Die Traumtätigkeit schafft dem Körper auf besondere Weise Raum. Zum einen ist der Traumprozess selbst ein komplexes psychophysisches Geschehen, ein halluzinatorischer Prozess, der körperliche Reize aufnimmt und umsetzt. Zum andern sind die halluzinatorischen Traumeindrücke Gestaltungsleistungen mit besonderer Nähe zum körperlich Bildhaften. Und schließlich stellt der Traum eine Verarbeitungsleistung aktuellen Erlebens dar, der auf das Inszenierungs- und Darstellungspotential des primären Ichs als eines körperlichen und die damit verbundenen infantilen Körperphantasien angewiesen ist. Daher sind Amalies Träume als die einer Person, die unter ihrer körperlichen Ausstattung leidet und es schwer hat, sich als Frau physisch zu akzeptieren, von besonderem Interesse. Wir wollen anhand einiger Beispiele beleuchten, wie Amalie im Traum den Körper zur Darstellung bringt.

Amalie gestaltet ihr konfliktäres Körpererleben im Traumprozess. An den insgesamt zehn Träumen der psychoanalytischen Behandlung, in denen der Analytiker als Traumfigur erschien, hat von Kuensberg (2001) eine systematische und vollständige textanalytische Traumerschließung vorgenommen. Diese zeigte, wie der Analytiker im Traum als Beziehungsfigur ausgestattet wurde, deren Vorschriften man sich zunächst unterwerfen sollte, gegen die man sich zu einem späteren Zeitpunkt in findigem Spott auflehnen und die man schließlich im streitbaren Dialog verlassen konnte. Im gegebenen Rahmen interessiert das Körpergeschehen im Traum; der knappe Raum gestattet lediglich, summarische Eindrücke davon wiederzugeben, wie Amalie die Traumaktivität in schöpferischer Selbstheilungsarbeit einsetzt, um dem Leiden am Körper zu begegnen. Um den zentralen Befund zu formulieren: Diese schöpferische Selbstheilungsarbeit vollzieht sich am stellvertretenden Objekt, dem Analytiker als Traumfigur, die in einem Prozess der Demontage männlicher und väterlicher Autorität eben jenes Leiden am Körper in den Traumbildern und -handlungssequenzen zu durchleben und zu überleben hat, dem die Träumerin ausgesetzt ist. Er kommt im Traum als Wesen daher, das nicht Männlein, nicht Weiblein ist, er muss im Traum agieren als Figur, die der Lächerlichkeit preisgegeben ist, er muss dastehen und Position bewahren, obgleich es zum Lachen ist, wie er dabei wirkt. Und zugleich ist er im Traum stets einer, der sich zum Dialog, zur Reibung, zur Konfrontation, zur intimen Annäherung – oft auf skurrile Art – bereit findet. Der Analytiker im Traum wird zum Körper, der seine eindeutige Männlichkeit verliert. Die Patientin gestaltet am bedeutsamen Anderen die infantile Angstphantasie vom Verlust intakter Phallizität und die damit verknüpfte infantile Hoffnung auf Wiederherstellung und Entschädigung. Sie gestaltet am

bedeutsamen Anderen die Toleranz für die Preisgabe an Spott und Disqualifikation und schließlich den Mut, in allem Beschädigtsein eine eigene Position einzunehmen, ohne freilich den Traum vom Ganzwerden für alle Zeit fallenzulassen.

Im Folgenden werden die Titel der Traumberichte ergänzt durch die jeweilige Sitzungsnummer sowie die Nummern der Redebeiträge. Der erste Beziehungstraum *„Ich war eine Art Au-Pair-Mädchen, und zwar bei Ihnen selber“* (Amalie S29/R18/19/24-34) platziert die junge Frau als Austausch-Mädchen im Privathaushalt des Analytikers. Dort soll sie sich in submissiver Schülerrolle bewähren. Die symbolisierende Inszenierung des Körperlichen bildet dabei den Mittelpunkt. Das Au-Pair-Mädchen hat den Auftrag, die eigene Toilette zu sanieren, und stellt sich zu diesem Auftrag befremdet, denn der sanierungsbedürftige Zustand, so heißt es im Traum, ist nicht durch sie verschuldet. Es geht also in der Beziehung zwischen Analytiker und Patientin um die Sanierung der Kloake, die durch submissive Tüchtigkeit in anständigen, sauberen Zustand versetzt werden soll. Dabei wird der Analytiker in Autoritätsposition gesetzt und doch die Partizipation im familiären Kontext erreicht. Zu beachten ist die infantile Körperphantasie vom Heilmachen und Ganzmachen durch Hantieren und Reparieren.

Der zweite Traum: *„Ich sei im Bett gelegen, und Sie seien oben gesessen“* (Amalie S37/R25-26) verstärkt die leibliche Nähe von Analytiker und Patientin drastisch: Er sitzt oben an ihrem Bett und spricht einen Tadel aus: *„Das nächste Mal sind Sie ehrlicher“*. Die junge Frau ist aufgefordert, sich rückhaltlos zu bekennen, rückhaltlos aufzudecken, ja, den entblößten Leib zu zeigen, vor einem Mann in oben platzierter Position, im persönlichstem Raum, dem Bett. Hier kommt die Patientin ihrem Angstthema der körperlichen Offenbarung bei der sexuellen Begegnung sehr nahe. Es wird jedoch im Zusammensein mit dem Analytiker nicht als erotische Annäherung, sondern als asymmetrische Autoritätsbeziehung gestaltet, in der die Selbst-Entblößung eingefordert wird.

Im dritten und vierten Traum ist der Analytiker erneut als Familienoberhaupt an der Schwelle des familiären Privathauses (Gartensessel; Garten) platziert, im dritten Traum *„Sie saßen in einem Gartensessel, neben Ihnen meine Mutter, ihr gegenüber ein kleines Mädchen“* (Amalie S79/R4-11) ist die eigene Mutter dem Analytiker zur Seite gegeben, ihr gegenüber ein Mädchen, das als Tochter des Analytikers bestimmt wird und im weiteren als junge, werdende Ausgabe des Traum-Ichs erscheint. Die Dramaturgie des Traumes will eine neue Familie arrangieren: Das Ich identifiziert sich mit der kleinen Tochter, einem Wesen, dessen Zukunft offen vor ihr liegt, das alle Chancen zu einer makellosen Entwicklung hat. Die Mutter wird an die Seite des Analytiker-Vaters gesetzt. Dieser Inszenierung eines familiären Neubeginns steht ein Distanzierungsmanöver entgegen: Der Analytiker weist einen allzu familiären Ton der Ich-Figur dem kleinen Mädchen gegenüber zurück, umgekehrt schreitet die Ich-Figur bei der Mutter ein, als diese dem Analytiker Vertrauliches über die Kindheit des Traum-Ichs nahe bringen will. Die Hoffnung der Träumerin, eine neue Chance zu haben und noch einmal als Kind einer heilungskräftigen Vaterfigur anzufangen, gestaltet sich hier. Im vierten Traum *„Sie haben mir ein Heft gegeben mit Fotos“* (Amalie S112/R7-9) gibt es jene bemerkenswerte Wende hin zur

Demontage der männlich-väterlichen Autorität. Der Analytiker zeigt dem Traum-Ich ein Bild, ein Foto, auf dem er selbst zu sehen ist, dieses Foto reicht er ihr, und da wird der abgebildete Mann zum Vexierbild, zu einer Mischfigur, die skurrile weibliche Züge – die Züge einer Frau – trägt. Damit erscheint ein Körper-Motiv der Veränderung hin zu teils grotesken Mischfiguren, das auch die folgenden Träume bis zum neunten eklatant bestimmt.

Diese physischen Veränderungen gehen in folgende Richtungen: Der Analytiker wird zur Karikatur eines großen Mannes („*Sauerbruch*“, 5. Traum, Amalie S 156/R43-49) und gebärdet sich als autoritäre Karikatur, oder als eigentümlich esoterischer Heiler im Zelt (7. Traum, Amalie S248/R30-33), oder er wird mit einer Ruine oder einem alten lüsternen Klavierlehrer in Verbindung gebracht (6. Traum, Amalie S177/R20-35), oder der Analytiker wird wiederum zur skurrilen mann-weiblichen Mischfigur (9. Traum, Amalie S335/R83-84) oder zur aufgeregten Hausfrau und Köchin (8. Traum, Amalie S287/R50-51). Autorität, Männlichkeit, Vaterstatus des Analytikers werden demontiert. Er ist nicht männlich, nicht weiblich, hat kein eindeutiges Geschlecht, zeigt sich mit wechselnder Fassade. Er hat so wenig eine sichere Geschlechtsidentität wie sie selbst. Es lohnt nicht, ihm nachzulaufen (6. Traum, Amalie S177/R20-35); sie hat bereits Autonomie (ein eigenes Auto). Der 10. und letzte Beziehungsraum „*Meine Wohnung wird einfach umgebaut*“ (Amalie S516/R2-44) setzt ganz auf Autonomie: Ihr Haus (ihr Leib) wird umgebaut, das Bad – die „Kloake“ vom Anfang – wird neu installiert, die alte Treppe wird ersetzt, es ist der dem Analytiker so ähnlich sehende Vermieter, der diese Installationen in Gang gesetzt hat. Sie aber nimmt Abstand, auch wenn der Analytiker-Vermieter sie halten will, sie erklärt den Mietvertrag als beendet und ist bereit, die Verbindung zu beenden.

Das Körperliche ist in den Beziehungsräumen der Amalie sehr präsent. Der Körper im Bild, im Foto, das Gesicht, das die Eindeutigkeit der Geschlechtszuordnung auflöst oder das zur komischen Maske gerät. Es geht um Echt oder Als-ob, Oben oder Unten, das Gemachte und das organisch Wachsende, den Körper-in-den-formenden-Händen-des-Andern, den Körper-für-sich-allein. Die Träume dringen in die Tiefe der Beziehung zum analytischen Gegenüber vor; es geht darum, zum Kern vorzudringen, den Anderen zu verwenden, dass er das eigene Leiden am Körper mittrage und überlebe. Jedoch bleibt letztlich Distanz und schließlich ein selbstgewählter Rückzug in die Autonomie. Der Zugang zu einer reichen Gefühls- und Phantasiewelt hat sich eröffnet. Der emotionale Bezug zum eigenen Körper ist versöhnlicher geworden.

6. Schlussbetrachtungen

Wir haben das Körperliche in drei verschiedenen, spezifisch weiblichen Ausdrucksformen kennen gelernt. Bei den beiden Patientinnengruppen mit Anorexia nervosa und Bulimia nervosa wie auch bei der Patientin mit Hirsutismus konstellierte sich das Leiden um den Körper. Folgen wir in den Alltags- und

Traumerzählungen der Eigenbewegung des Textes, werden Unterschiede deutlich. In den narrativen Szenen der anorektischen Patientinnen wird durch den Körper eine Botschaft inszeniert: „Schau her, bin ich nicht die schönste Prinzessin? – keine Angst, ich bin keine richtige Frau und krank“ könnte die ödipale Botschaft lauten. In den Erzählungen der bulimischen Patientinnen wird der Körper nie werbend eingesetzt. Er macht sich vielmehr quälend bemerkbar, seine unerträgliche Anspannung lässt die Patientin sich hilfeschend an ein Gegenüber wenden: „Rette mich in meiner körperlichen Qual“. Das enttäuschende Gegenüber eignet sich nicht für die benötigte Hilfe, deshalb wird am eigenen Körper das destruktive Verhältnis inszeniert: Gier, Essen, Erbrechen folgen in einem Teufelskreis von Spannung und Spannungslösung aufeinander. Das Körpererleben kann oder muss zum ‚Container‘ werden, da das Containing in der intersubjektiven Beziehung als nicht mehr ausreichend erlebt wird (vgl. Küchenhoff 2000). Bei Amalie schließlich konnten wir zeigen, wie sie über schöpferische Selbstheilungsarbeit durch das Träumen dem Leiden am Körper begegnet. Diese vollzieht sich am stellvertretenden Objekt, dem Analytiker als Traumfigur. Am bedeutsamen Anderen – zu dem sie ausreichendes Vertrauen hat, sodass er getestet werden kann, mit Spott und Witz und Angriffslust – gestaltet sie in der Leibhaftigkeit des Träumens ihre Ängste und Wünsche in der schmerzvollen Spannung eines als gezeichnet erlebten Körpers; in diesem schwierigen Prozess findet sie zu einer eigenen Position, wenn auch noch nicht zur Bindung an neue Liebesobjekte.

In der Einleitung sprachen wir von der Bedeutung der Begegnung der subjekthaften Körperlichkeit in der psychoanalytischen Beziehung. In unseren Ausführungen sind wir detailliert auf den narrativen Ausdruck der Patientinnen eingegangen, mit dem Fokus auf Körperlichkeit. Wir reagieren in der Therapie mit unseren Worten und unserem gestischen Ausdruck auf den vielfältig körperlichen Ausdruck des Gegenübers. Die Bedeutungslandschaft der Körper (vgl. Heigl-Evers/Weidenhammer 1988) der Patientinnen und Patienten in ihrer Essenz zu verstehen, dazu können Erzählungen beitragen, indem wir detailliert die körperliche, narrative Inszenierung nachvollziehen.

Anmerkungen

- 1 Anna O., eine Patientin Breuers (ein ärztlicher Kollege Freuds), hat den Begriff „talking cure“ für die Sitzungen mit ihrem Arzt verwendet.
- 2 Die diagnostische Einteilung erfolgte nach den Diagnosekriterien des DSM IV (Diagnostic and statistical manual of mental disorders, 4th edition), ein international verbreitetes Diagnostikmanual der American Psychiatric Association. Unter Anorexia nervosa restriktiver Typus werden diejenigen anorektischen Patientinnen eingeteilt, die ausschließlich als Folge von Nahrungsverweigerung und körperlicher Betätigung untergeordnet sind. Sie haben keine Essanfälle und greifen auch nicht zu Abführmitteln.
- 3 Als Bulimia nervosa ‚Purging‘-Typus werden diejenigen Patientinnen diagnostiziert, die Essanfälle zeigen und Erbrechen sowie andere gewichtsreduzierende Mittel einsetzen.
- 4 Eine ausführliche Darstellung der erzählanalytischen Studie dieser Patientinnengespräche findet sich in von Wyl (2000a), ein zusammenfassender Überblick in von Wyl (2000b).

- 5 Es handelt sich um den negativ-ödipalen Wunsch, da die Liebesgefühle dem gleichgeschlechtlichen Elternteil gelten.
- 6 Ist das Körpergewicht unter 85% des erwarteten Gewichtes, so gilt gemäss des DSM IV die Diagnose Anorexia nervosa „Binge-Eating/Purging“-Typus.
- 7 Auch diese Interviews fanden im Rahmen der erwähnten erzählanalytischen Untersuchung über Essstörungen statt.
- 8 Mit Spannungslösung kodiert die JAKOB-Erzählanalyse diejenigen Verben, die körpernahe Vollzüge im Sinne einer lustvollen Abfuhr bezeichnen. Solche Verben (z.B. essen, trinken) sind in den Erzählungen von bulimischen Patientinnen sehr häufig, vielfach aber nicht allein im Zusammenhang mit Essen (Schneider 2002).
- 9 Auf zahlreiche Forschungsbefunde ist hinzuweisen; auch stehen deskriptive Daten zu Amalie im Internet zur Verfügung (eine Auswahl: Albani u.a. 2000; Boothe 1989; Hohage 1986; Kächele o.J.; Kächele/Eberhardt/Leuzinger-Bohleber 1999; Kächele u.a. 1999; Mathys 2001; Radzik-Bolt 2002; von Kuensberg 2001). Weitere einzelfallorientierte Psychotherapiestudien zu Amalie sind unterwegs und in Planung.

Literatur

- Albani, C./Volkart, R./Humbel, J./Blaser, G./Geyer, M./Kächele, H.: Die Methode der Plan-Formulierung. Erste deutschsprachige Reliabilitätsstudie zu „Control Master Theory“ von Joseph Weiss. In: Psychotherapie, Psychosomatik, und medizinische Psychologie 50 (2000), H. 12, S. 470-471
- American Psychiatric Association: Diagnostic and statistical manual of mental disorders (4th edition). American Psychiatric Association, Washington DC 1994 (deutsch: Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen DSM-IV. Göttingen 1995)
- Argelander, H.: Das Erstinterview in der Psychotherapie. Darmstadt 1970
- Boothe, B.: Zur psychoanalytischen Konfliktdiagnostik. Bern 1989
- Boothe, B./Grimmer, B./Luder, M./Luif, M./Neukom, M./Spiegel, U. (Hrsg.): Manual der Erzählanalyse JAKOB. Version 10/02. Berichte aus der Abteilung Klinische Psychologie I, Nr. 51. Zürich 2002
- Boothe, B./von Wyl, A. (Hrsg.): Erzählen als Konfliktdarstellung. Bern 1999
- Boothe, B./von Wyl, A. (Hrsg.): Psychodynamisches Störungsbild und erzählter Konflikt: narrative Analyse als diagnostische Urteilsbildung. Bern 2001
- Boothe, B./von Wyl, A./Wepfer, R.: Psychisches Leben im Spiegel der Erzählung. Eine narrative Psychotherapiestudie. Heidelberg 1998
- Boothe, B./von Wyl, A./Wepfer, R.: Narrative dynamics and psychodynamics. In: Psychotherapy Research 9 (1999), H. 3, S. 258-273
- Bruch, H.: Conceptual confusion in eating disorders. In: Journal of Nervous and Mental Disease 133 (1961), H. 1, S. 46-60
- Didi-Hubermann, G.: Erfindung der Hysterie: die photographische Klinik von Jean-Martin Charcot. München 1997
- Freud, S.: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. G.W. Bd. XI. 1915/16
- Heigl-Evers, A./Weidenhammer, B.: Der Körper als Bedeutungslandschaft: die unbewusste Organisation der weiblichen Geschlechtsidentität. Bern 1988
- Hohage, R.: Empirische Untersuchungen zur Theorie der emotionalen Einsicht. Unveröff. Habilitation, Universität Ulm 1986
- Honneth, A.: Facetten des vorsozialen Selbst. Eine Erwiderung auf Joel Whitebook. In: Psyche 55 (2001), H. 8, S. 790-802
- Jacobs, Th. J.: On countertransference enactments. In: Journal of the American Psychoanalytic Association 34 (1986), H. 2, S. 289-307

- Kächele, H. (o.J.): Wer ist Amalie X. http://sip.medizin.uni-ulm.de/abteilung/buecher/Band_III/3.AmalieA-O/3.1WeristAmalieX.html (23. Dezember 1998)
- Kächele H./Eberhardt, J./Leuzinger-Bohleber, M.: Expressed Relationships, Dream Atmosphere & Problem Solving in Amalia's Dreams – Dream Series as Process Tool – A Single Case Study. (1999). <http://sip.medizin.uni-ulm.de/bteilung/buecher/Ulm20/Papers/Kaechele.htm> (Sept. 2002)
- Kächele, H./Schinkel, A./Schmieder, B./Leuzinger-Bohleber, M./Thomä, H.: Amalie X – Verlauf einer psychoanalytischen Therapie. In: Colloquium Psychoanalyse 4 (1999), H. 1, S. 67-83
- Kächele, H./Thomä, H.: Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie. Band 3: Forschung. Stuttgart 2003 (im Druck)
- Küchenhoff, J.: Der Körper als Ort der Beziehungsinszenierung. In: Streeck, U. (Hrsg.): *Erinnern, Agieren und Inszenieren. Enactments und szenische Darstellungen im therapeutischen Prozess.* Göttingen 2000, S. 143-160
- Lemche, E.: *Das Körperbild in der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie.* Frankfurt a.M. 1993
- Leuzinger-Bohleber, M.: *Veränderung kognitiver Prozesse in Psychoanalysen.* Berlin 1989
- Leuzinger-Bohleber, M./Mertens, W./Koukkou, M. (Hrsg.): *Erinnerung von Wirklichkeiten. Psychoanalyse und Neurowissenschaften im Dialog. Bände I und II.* Stuttgart 1998
- McDougall, J.: *Theater des Körpers.* Weinheim 1991
- Mathys, H.: „...ich hab heut Nacht so einen herrlichen Mist geträumt...“. *Amaliens Traumerzählungen untersucht mit der Erzählanalyse JAKOB.* Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Psychologisches Institut, Abt. Klinische Psychologie I 2001
- Meyer, A.E.: *Zur Endokrinologie und Psychologie intersexueller Frauen. Beiträge zur Sexuallforschung.* Organ der Deutschen Gesellschaft für Sexuallforschung. Stuttgart 1963
- Radzik-Bolt, D.: *Durch Psychoanalyse und Erzählanalyse dem Unbewussten entlockte Konflikte.* Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Psychologisches Institut, Abt. Klinische Psychologie I 2002
- Schneider, S.: „Enttäuschen“ oder „Ausrasten“: zum Verbgebrauch bei jungen Patientinnen mit Anorexia und Bulimia nervosa. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Psychologisches Institut, Abt. Klinische Psychologie I 2002
- Streeck, U.: *Szenische Darstellungen, nichtsprachliche Interaktion und Enactments im therapeutischen Prozess.* In: Streeck, U. (Hrsg.): *Erinnern, Agieren und Inszenieren. Enactments und szenische Darstellungen im therapeutischen Prozess.* Göttingen 2000, S. 13-55
- Thomä, H./Kächele, H.: *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie. Grundlagen.* Bd. 1. Berlin/Heidelberg/New York 1985
- von Kuensberg, C.: *Der Analytiker im Traum: Die subjektive Ausstattung eines Therapeuten im Blickwinkel der Erzählanalyse JAKOB.* Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Psychologisches Institut, Abt. Klinische Psychologie I 2001
- von Wyl, A.: *Magersüchtige und bulimische Patientinnen erzählen. Eine narrative Studie der Psychodynamik bei Essstörungen.* Bern 2000a
- von Wyl, A.: *Was magersüchtige und bulimische Patientinnen erzählen.* In: *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 2 (2000b), H. 2, S. 86-105
- Whitebook, J. : *Wechselseitige Anerkennung und die Arbeit des Negativen.* In: *Psyche* 55 (2001), H. 8, S.755-789
- Whitebook, J. : *Die Grenzen des ‚intersubjective turn‘. Eine Erwiderung auf Axel Honneth.* In: *Psyche* 57 (2003), H. 3, S. 250-261
- Wiesse, J.: *Mens sana in sano corpore.* In: Wiesse, J./Joraschky, P. (Hrsg.): *Psychoanalyse und Körper. Psychoanalytische Blätter, Bd. 7.* Göttingen 1998, S. 5-8

Burkhard Fuhs

Dicke Kinder: Eine Internet-Recherche

Anmerkungen zu einem unterschätzten Körperdiskurs

Zusammenfassung

Kindheit wird heute in der Regel als soziales Phänomen verstanden, das sich historisch deutlich verändert hat. Dabei ist jedoch der Körper der Kinder bisher von der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung vernachlässigt worden. Der folgende Beitrag fragt am Beispiel der Problematik von „dicken Kindern“ danach, wie der Körper von Kindern in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Als Ausgangspunkt der Überlegungen wurde das Internet gewählt, da in diesem Medium sehr unterschiedliche Stellungnahmen zum Körper von „dicken Kindern“ nebeneinander stehen. Deutlich wird, dass im Internet eine neue mediale Form der Diskussion um Kindheit und um den kindlichen Körper entstanden ist und dass ein neuer körperlicher Standard für die Kindheit öffentlich verhandelt wird.

Abstract

Today childhood is understood as a social phenomenon, which has clearly changed over time. Yet, the child's body has been neglected by social science in the area of childhood research. The following paper investigates how the body of children is perceived in public by focusing on the problems of overweight children. The internet was chosen as the starting point of this research, because various opinions about the body of overweight children can be found in this medium. The results clearly show that a new (medial) form of discussion about childhood and the child-like body is being developed and that a new physical standard for childhood is being negotiated publicly.

1. Einleitung

Mit dem Wandel der Kindheit hat sich in den letzten zwanzig Jahren eine neue Kindheitsforschung etabliert, die sich zum Ziel gesetzt hat, Kindheit als ein ‚soziales Phänomen‘ zu analysieren (vgl. Fölling-Albers 2001). Kindheit wurde nicht mehr als Entwicklungsphase bestimmt, die sich nur als Übergangsphase verste-

hen lässt, sondern als eigene Lebensphase mit einer eigenen Kinderkultur begriffen. In den letzten Jahren hat sich nun gezeigt, dass auch diese Sicht auf Kindheit wichtige Aspekte systematisch ausblendet. So scheint es etwa notwenig Kindheit als Teil eines Generationenverhältnisses zu begreifen (vgl. Fuhs 1999; Honig 1999). Auch der Körper als wichtiger Aspekt von Kindheit wird erst allmählich von der Kindheitsforschung entdeckt (vgl. Hengst/Kelle 2003). Der folgende Beitrag möchte aufzeigen, dass der kindliche Körper – von der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung weitgehend unbeachtet – bereits ein heftig diskutiertes Problem darstellt. Zu diesem Zweck wurde das Thema „Übergewicht“ ausgewählt, da dieses deutlich die Grenzen der Liberalisierung und Individualisierung von Kindheit darstellt. Übergewichtige Kinder bewegen sich sozusagen im Schattenfeld der Moderne und an ihrem Beispiel sind zentrale Aspekte der Modernisierung von Kindheit wie „Selbständigkeit“ und „Konsumkindheit“ in die Kritik geraten. Methodisch folgt der Beitrag einer Medienanalyse und untersucht die Konstruktion von Kindheit im Rahmen von Kommunikationsprozessen über Kinder (vgl. Kelle 1997, S. 195). Kindheit wird dabei als komplexe Wirklichkeit verstanden, die in ihrer Widersprüchlichkeit erst in der Analyse unterschiedlicher Kindheitsrhetoriken zugänglich wird. Als Gegenstand der qualitativen Inhaltsanalyse wurde das Internet ausgewählt, da in diesem Medium in historisch neuer Form unterschiedliche Diskurse (vgl. Keller 2001) nebeneinander präsent sind. Die Internetanalyse bildet einen neuen Zugang im Bereich der qualitativen Methoden, der erst in den Anfängen steckt (vgl. Hengartner 2001). Ähnlich wie bei anderen Medienanalysen – etwa der Untersuchung von Fernsehnachrichten (vgl. Keil 1991) – stellt sich auch im Kontext des Internets die Frage, wie die unterschiedlichen medialen Formen und Kanäle des neuen Mediums untersucht werden können. Gerade im Internet, wo Text, Bild, Video, Audio, Hyperstruktur und Webdesign zusammenkommen, steht die Entwicklung eines Analyseinstrumentes noch weitgehend aus (vgl. Rössler/Eichhorn 1999). Für die erziehungswissenschaftliche Kindheitsforschung betritt gar die Untersuchung von Websites ein bislang noch unbekanntes Terrain. Grundsätzlich stellt sich die Frage, ob sich die Kindheitsforschung, die sich auf erziehungswissenschaftlichem Feld bewegt, überhaupt mit dem neuen Medium Internet befassen sollte. Ist etwa das Internet ein wichtiges Medium bei der sozialen Konstruktion von Kindheit? Lassen sich – bei entsprechender qualitativ-empirischer Untersuchungsweise – Internetseiten gar als erziehungswissenschaftliche Quelle nutzen? Das Internet eignet sich zweifelsohne zur Diskursanalyse, aber geht es in der erziehungswissenschaftlichen Kindheitsforschung nicht um mehr als „nur“ um eine Diskursanalyse? Es zeigt sich, dass viele Fragen zu stellen sind, Fragen, die auch der folgende Beitrag – das sei vorweg genannt – nicht beantworten wird. Die folgenden Überlegungen stellen vielmehr einen ersten Versuch dar, das Internet auch für die Kindheitsforschung zu erschließen. Bevor aber ein Blick auf ‚dicke Kinder‘ im Netz geworden wird, soll zunächst kurz das Thema umrissen werden.

2. Körper und ‚Dicksein‘ in der Kindheitsforschung und im öffentlichen Diskurs

2.1 Der Körper in der Kindheitsforschung

Lange Zeit schien es so, als wäre der Körper für ein Verständnis des Wandels von Kindheit von untergeordneter Bedeutung. In vielen einschlägigen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen zur Kindheit wurden Fragen wie Generationenverhältnis, Konsum, neue Selbständigkeit, Geschlechterbeziehungen, Armut, Arbeit, Schule, Kinderpolitik, Kinderpartizipation, Freizeit, Familie oder auch kindliche Raumeignungen thematisiert, ohne dass für eine Analyse der neuen Lebenslagen und Lebensweisen von Kindern der Körper eine größere Rolle gespielt hätte. Ein genauerer Blick zeigt aber, dass die Kindheitsforschung sich in zwei getrennte Richtungen aufgeteilt hat, die nur sehr wenig aufeinander Bezug nehmen. Auf der einen Seite finden wir sozialwissenschaftliche Ansätze, in denen der Körper der Kinder praktisch nicht vorkommt – so etwa im zehnten Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung (vgl. BMFSFJ 1998) oder im Handbuch der Kindheitsforschung (vgl. Markefka/Nauck 1993). Auf der anderen Seite finden sich Forschungsansätze, bei denen der Körper der Kinder im Mittelpunkt der Untersuchungen steht, so etwa in den Sportwissenschaften (vgl. Podlich/Kleine 2000), in Teilen der Geschlechterforschung oder in der Gesundheitsforschung (vgl. Homfeldt 1993; Hurrelmann 2000). Insbesondere die Medizin hat für die Kindheit historisch eine Dominanz, ein Monopol der Definition und Bestimmung des kindlichen Körpers erlangt.

In den letzten Jahren mehren sich die Stimmen, diese Zweiteilung des Blicks auf Kindheit zu überwinden und auch den Körper als soziale Tatsache stärker zu berücksichtigen. So bringen etwa die Bielefelder Gesundheitswissenschaften Sozialisation, Lebenslauf und Gesundheit auf eine neue Weise eng in einen Zusammenhang.¹ Auch in der Soziologie der Kindheit wird verstärkt eine theoretische Einbindung des Körpers in die Analyse moderner Kindheiten eingefordert (vgl. James/Jenks/Prout 1998; James/Prout 1997; Prout 1999). Damit findet auch die sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung Anschluss an den Körperdiskurs (vgl. Stoff 1999, S. 148), der in den Kulturwissenschaften² und vor allem in der Frauenforschung schon seit längerer Zeit geführt wird.³ Die Kulturwissenschaftlerin Silke Göttisch hat diese Debatte unlängst zusammengefasst und betont, dass die Materialität des Körpers nicht aus dem Blick verloren gehen darf: „Körper ist eben nicht nur eine Deutungsfläche, ein Symbolsystem, eine Oberfläche, in die eingeschrieben wird, sondern etwas für jeden Menschen sehr real Erfahrungs- und Spürbares“ (Göttisch 1999, S. 5). Für die Kindheitsforschung heißt dies, dass der Körper als soziales, historisches Phänomen wahrgenommen werden muss, aber gleichwohl eine gelebte Materialität besitzt, die sich nicht einfach etwa durch pädagogische Maßnahmen umformen lässt. Der Körper erweist sich als widerständig und widerspenstig, was – um ein konkretes Beispiel zu geben – deutlich wird, wenn jemand seine Schlankheitswünsche und den Appetit auf Chips, Süßes oder kalorienreiche Getränke nicht miteinander vereinen kann.

Während sich die Sozial- und Kulturwissenschaften – unter der Prämisse der gesellschaftlichen Konstruktion des Körpers – mit dem Thema ‚Dicksein‘ schwer tun, lässt sich in der Medizin, in der Psychologie und in den Ernährungswissenschaften eine intensive Beschäftigung mit den modernen Körpern als Ausdruck sich verändernder Lebensweise beobachten. Die medizinischen und ernährungswissenschaftlichen Vorstellungen sind fester Bestandteil der heutigen Kindheit, sie reichen – salopp gesagt – vom Stillen über das Pausenbrot bis zur Zahnsperre.⁴ Für die erziehungswissenschaftliche Kindheitsforschung, die sich mit den heutigen Problemen und Problemlagen von Kindern in der Schule, in der Freizeit und in der Familie auseinandersetzt, besteht hier ein wichtiges Forschungsfeld.

2.2 ‚Dicksein‘ und dicke Kinder als gesellschaftliches Problem: eine Spurensuche

Im Unterschied zur deutschen Diskussion wird in den USA das Problem „dicke Kinder“ schon seit Jahren mit einer großen Ernsthaftigkeit geführt. Schon verklagen amerikanische Eltern von dicken Kindern McDonalds auf Schadenersatz und begründen ihr Anliegen damit, dass Fastfood krank mache.⁵ Bereits heute sind über die Hälfte der Amerikaner zu dick⁶ und nicht nur bei Erwachsenen, sondern auch schon bei Kindern liegen Fitness-Center und Abnehmkurse voll im Trend.⁷ Das zunehmende Übergewicht von Amerikanern bereits im Kindesalter hat zu einem hohen öffentlichen Druck auf Dicke geführt und Gegenreaktionen der Betroffenen hervorgerufen, die sich gegen die Angstmache, gegen den Vorwurf der unsozialen Belastung der Gemeinschaft und der öffentlichen Stigmatisierung zur Wehr setzen. So stellt etwa die Zeitschrift „radiance online“, ein Magazin für „large women“, heraus, dass Übergewicht Schönheit und eine Lebensweise von hoher subjektiver Qualität darstellt. Diese amerikanische Zeitschrift für dicke Frauen mit Sitz in Kalifornien besteht seit 1984 und bemüht sich um eine Anerkennung der dicken Frauen und eine Normalisierung des Dickseins.

Während hierzulande dicke Männer etwa als Politiker, Pfarrer oder Sänger (Günter Strack, Bud Spencer, Iwan Rebroff oder Helmut Kohl) schon immer zu Ansehen kommen konnten, haben es die Frauen mit Übergewicht deutlich schwerer. Die Diskussion um die Benachteiligung der dicken Frauen reicht auch in Deutschland in die 1980er Jahre zurück und ist eng mit dem Namen Susie Orbach verbunden. Insbesondere im Umfeld der Frauenbewegung sind eine Reihe von Veröffentlichungen erschienen, die sich gegen den „Schlankheitsterror“, der sich vor allem gegen Frauen zu richten schien, zur Wehr setzten (vgl. Bick 1980; Orbach 1978, 1984, S. 15ff.). Aus feministischer Sicht wurde die Ursache für das Übergewicht bei Frauen vor allem im vorherrschenden Frauenbild und in der Entfremdung der Frauen von ihrem Körper gesehen. Indes zeigten bereits Untersuchungen aus den 1970er Jahren, dass auch mit dem Bild von übergewichtigen Frauen nicht nur negative Stereotype verbunden waren.⁸

In den Medien lässt sich, vor allem in US-Fernsehserien, eine Normalisierung des Dickseins für Männer und Frauen beobachten.⁹ In Deutschland stehen

etwa die Fernseh- und Filmauftritte von Marianne Sägebrect für ein neues Selbstverständnis der dicken Frauen.¹⁰ Allerdings ist der gesellschaftliche Diskurs um die Körperform von tief greifenden Widersprüchen gekennzeichnet: Während einige Filme etwa die fröhliche und dicke Frau vorführen, wird in Serien wie ‚Ally McBeal‘ das Schlankkeitsideal noch weiter verschärft, und das Internet-Magazin „Magersucht-online.de“ macht darauf aufmerksam, dass im Sog von ‚Ally‘ auch in Deutschland junge Mädchen in die lebensgefährliche Unterernährung geraten können.¹¹ Dass die Normalisierung des Dickseins auch in den USA in sich problematisch ist, zeigt sich nicht zuletzt auch an Internetseiten wie sie in der schon oben zitierten Zeitschrift „radiance online“ zu finden sind. So wird etwa auf den Internetseiten ein ‚kids-project‘ vorgestellt, bei dem dicke Kinder ihre Meinungen und ihre Erfahrungen mit dem Übergewicht veröffentlichen können. Jenna Sol etwa schreibt in einem Brief an das Magazin für „large women“:

“I am eight years old. I live in Oakland, California, with my mom, my dad, my brother, Jody, and my cat, Piewacket. There are a lot of big people in my family, including some of my favorite aunts [...]. All the people who live with me in my house are big. We have a lot of fun together. We do lots of fun things as a family: swimming in a nearby lake, going to amusement parks, and spending special days at our schools. Once, when we were at Great America (an amusement park), my father could not get on a ride because they said he was too big for it. So he had to wait for us. He was mad: it wasn't fair that he couldn't take the ride. They should make the rides so that all people can have fun on them. I felt really bad about him not being able to take this ride. It was a really scary ride, and I wanted to be with him.

One time at school, some kids called me fat. I said, ‘You're so skinny, you could hide behind a toothpick!’ They ran off. I told the teacher, and she put them on the bench. I felt bad being called a name. I feel fine being how I am in my body. I have many friends because I'm friendly. [...]

I like using the word fat. I definitely like fat cats, fat kittens, fat puppies, and fat dogs. They're cute. I like soccer, which I can play very well. Except sometimes I miss the ball. I'm good at tennis, but am still practicing. [...] I think it's really stupid that people go on diets. It's not good for you unless you're fat and sick. That's the only time you should go on a diet. Stay how you are. You shouldn't make people go on diets. I know I shouldn't say this, but when I see people on TV telling people to go on diets, sometimes I say, ‘Go to hell!’ I get really mad. They show pictures of how people are before going on a diet, and I think they look fine. [...]

I am proud of my body. I like looking at copies of Radiancance. It's cool. I like looking at all the beautiful fat women in it. I'm glad to be in it now, too [...] To moms and dads of fat children, I want you to know this: Kids need love, however they are.¹²

Ganz im Stile der Zeitschrift für große Frauen stellt hier ein Kind seine dicke Familie und sich selbst vor, berichtet davon, wie es ist, wenn der übergewichtige Vater an einer Fahrt im Fahrgeschäft nicht teilnehmen kann und wenn man in der Schule geärgert wird. Es ist ein Plädoyer für ein erfülltes Leben als dickes Kind, mit Sport, Tieren und einer Familie, die zu einem steht. Es ist aber auch eine Anklage gegen den Diätterror in den Medien und gegen die Abwertung der Dicken. Der Brief von Jenna Sol zeigt auf der einen Seite den Wunsch, dass das Dicksein als normale Alltagserscheinung und Lebensform endlich akzeptiert

wird, er zeigt aber auch die vielfältigen Probleme und Demütigungen, denen ein dickes Kind auch in den USA, wo dicke Kinder keine Seltenheit mehr sind, ausgesetzt ist. Dementsprechend wird am Ende des Briefes die Botschaft, dass auch Dicke Anrecht auf ein normales Leben haben, nochmals zusammengefasst und die Eltern von dicken Kindern werden aufgefordert, ihre Kinder zu lieben, egal wie sie sind. Deutlich wird, dass auch dicke Kinder ein Recht auf Anerkennung haben und sie wie alle anderen Kinder auch auf der Suche nach einer Identität sind, die es ihnen ermöglicht, ihre momentane Lebenssituation und ihren momentanen Körper zu akzeptieren. Deutlich wird auch, wie problematisch gerade für Kinder Gesundheits-Kampagnen sind, die auf Herstellung von Angst und Schuldgefühlen aufbauen. Die Zeitschrift „radiance“ widersetzt sich mit der Veröffentlichung dieses ‚perfekten‘ Kinderbriefes der medizinischen Debatte um die dicken Kinder und propagiert das Recht auf Dicksein ohne Schuldgefühle. Damit wird ein Standpunkt markiert, der in der deutschen Debatte so nicht vorzufinden ist.

Im Unterschied zu den USA waren in Deutschland „dicke Kinder“ in den letzten Jahren kein wichtiges öffentliches Thema. Die Diskussion wurde vor allem von Medizinern und Gesundheitsexperten geführt, die Erziehungswissenschaft und die sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung konnten mit dem Thema nur wenig oder nichts anfangen. Als Ulf Preuss-Lausitz (2003) auf der 8. Jahrestagung der Sektion Soziologie der Kindheit der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Berlin nach blinden Flecken der Kindheitsforschung fahndete und dicke Kinder in den Blick nahm, gab es im Zuhörerkreis heftigen Widerstand gegen eine sozialpädagogische Sicht auf übergewichtige Kinder als Problemgruppe. Heute, wo Kinder XXL-Klamotten tragen, sei Dicksein kein Problem mehr, auch wären die Kindergruppen nicht mehr so autoritär zusammengesetzt wie früher. Kinder könnten – etwa im Internet – jenseits ihrer Körperform Sozialkontakte und Anerkennung finden. Dicke Kinder – so das kritische Fazit – seien keine Problemgruppe, höchstens für die Sozialpädagogik, die nach einer neuen Klientel Ausschau hielte.

Für die Ernährungswissenschaft und für die Kinderheilkunde ist – wohlge-merkt anders als für die Erziehungswissenschaften – schon seit längerem klar, dass dicke Kinder ein drängendes Problem für moderne Gesellschaften sind. Dicke Kinder sind in den letzten Jahren im Kontext einer fachlichen Gesundheitsdiskussion verstärkt zum Thema gemacht worden (vgl. Pudiel 2000). Das Übergewicht von Kindern und Erwachsenen wird von Ernährungsexperten als Schattenseite einer konsum- und lustorientierten Lebensweise gesehen, die ausgehend von den USA sich auch in anderen Industriestaaten verbreitet und einen scharfen Kontrast zu den hungernden Kindern in den Armutsländern darstellt. Die Übersättigung von Kindern in wohlgenährten Industrieländern ist heute vielfach zu einem Problem geworden: Kinder in Deutschland beispielsweise schöpfen das „präventive Potenzial der Ernährung“ nicht aus, sie „trinken zu wenige und dann vor allem gezuckerte Getränke, sie nehmen zuviel Energie zu sich, vor allem Fette, essen zuviel Eiweiß und zuwenig Kohlehydrate“. Obst-spiele für heutige Kinder fast keine Rolle (Kinder-Ernährung in Baden-Württemberg 2002, S. 1963).

Die Ernährungssituation von Kindern ist indes Teil eines allgemeinen Ernährungstrends, und eine Diskussion um dicke Kinder darf nicht von der Er-

wachsenkultur losgelöst werden. So ist insgesamt gesehen in Deutschland seit 1990 der Verbrauch an Fett noch einmal deutlich gestiegen (Krag 2000, S. 28). Dabei wird wie auf einer Bühne ein allgemeines gesellschaftliches Problem vor allem an der Kindheit diskutiert. Schon haben einige Bundesländer wie Baden-Württemberg oder Sachsen reagiert und Projekte zur Ernährungserziehung von Kindern ins Leben gerufen.¹³

Mit Blick auf die USA, die als Vorreiter der Entwicklung gelten, wird auch für Deutschland eine dramatische Zunahme von übergewichtigen Kindern erwartet. Neben denjenigen Kindern, denen man schon auf den ersten Blick ansieht, dass sie deutlich zu dick sind, hat das Problem des Übergewichts aus medizinischer Sicht allerdings deutlich weitreichendere Dimensionen. Ein Großteil des Übergewichts von Kindern bleibt offensichtlich unerkannt, d.h. die gesellschaftlichen Körpernormen, die bei den Erwachsenen Schlanksein als Ideal festschreiben, greifen bei Kindern nicht in der gleichen Weise. So erscheint aus medizinischer Sicht bereits die Bestimmung von Übergewicht als eines der zentralen Probleme, die es in der Diskussion um Messverfahren, Grenzdefinitionen und Körpervorstellungen für die heutige Kindheit zu klären gilt.

2.3 Grenzbereiche zwischen Dicksein und Normalität

Der Grenzbereich von Normal zu Dick ist nur schwer zu diagnostizieren und die Experten sind sich keineswegs einig, wie das Übergewicht von Kindern bestimmt und vor allem wie es bewertet werden soll.¹⁴ So hat die Arbeitsgemeinschaft Adipositas im Kindes- und Jugendalter (AGA) speziell eine Tagung ausgerichtet, um Leitlinien für die Definition und Messung von Adipositas bei Kindern zu erarbeiten.¹⁵ Aus Laiensicht erscheint die gesamte Diskussion zumindest seltsam, natürlich kann jeder erkennen, ob ein Kind „Speck“ auf den Rippen hat oder nicht. Wenn der Arzt die Dicke der Fettfalten misst und dann mittels einer Tabelle Normal- oder Übergewicht feststellt, geht es offensichtlich nicht um das Dicksein als Krankheit, sondern um die Frage der Körpernormen in der Gesellschaft, die schon in der Kindheit mit jeder Vorsorgeuntersuchung verhandelt werden. Eltern reagieren auf diese neue Normdiskussion mit Verunsicherung, und die Experten mit Ratschlägen, Tipps und Beratungsangeboten. „Wie stelle ich fest, ob mein Kind zu dick ist?“, lautet eine Frage, die im Internet im Zusammenhang mit dicken Kindern immer wieder auftaucht. Und die Homepage einer Abnehmklinik antwortet besorgten InternetsurferInnen auf dieses Problem wie folgt:

„Anders als beim Erwachsenen lässt sich das ‚richtige‘ Gewicht für Kinder nicht pauschal durch eine Formel definieren. Dies hängt mit den sich ständig ändernden Proportionen während der verschiedenen Wachstumsschübe zusammen, die das Verhältnis von Körpergewicht und Körpergröße verzerren können. Längen- und Breitenwachstum erfolgen nicht parallel und vor allem nicht bei jedem Kind gleich. [...] Die Kooperation mit dem Kinderarzt ist hier sehr wichtig, vor allem wenn die Entscheidung gefällt wird, ob Maßnahmen zur Gewichtsregulierung ergriffen werden sollen.“¹⁶

Das Zitat veranschaulicht, wie schwer es für Eltern heute offensichtlich ist, die versteckte Kinderkrankheit „Übergewicht“ zu erkennen. Dass die Ernährung

von Kindern heute angesichts der bestehenden Körper- und Schlankkeitsnormen sehr schwierig geworden ist, wird an vielen Stellen deutlich. Zudem zeigt sich, dass der problematische Umgang mit dem Körpergewicht schon mit der Geburt der Kinder anfängt und keineswegs auf den späteren Süßigkeitskonsum allein zurückzuführen ist. So kommt das Forschungsinstitut für Kinderernährung Dortmund auf Grund der umfassenden Studie „Donald“ zu dem Ergebnis, dass größere Kinder im Rahmen der Familiennahrung zuviel Fett erhalten, Säuglinge aber „entgegen den Empfehlungen“ heute zu fettarm ernährt werden, und rät bei diesen zur Zugabe von wertvollen Fetten.¹⁷ Hingegen wurde in einer Gesundheitssendung des WDRs vor zu dicken Säuglingen gewarnt. Dass auch Babys schon zu dick seien, läge – so die Experten – vor allem an der Werbung, die den Eltern falsche Kinderbilder vermitteln würde:

„Babys in der Werbung müssen rund sein, gut genährt, niedlich und knuffig-süß. Erst dann reizen sie Kunden zum Anbeißen – verlocken Mütter und Väter, Omas und Opas dazu, das süße Kind auf der Packung mit nach Hause zu nehmen. Die Kreativen in den Werbeagenturen wissen das und setzen bewusst auf den Beschützerinstinkt in der Werbung. Doch Kinderärzte warnen: Schon heute ist jedes fünfte Kind zu dick – Tendenz steigend. ‚Die Werbeindustrie setzt dicke Kinder ein, weil sie niedlich wirken, Beschützerinstinkte und damit wiederum Kaufanreize auslösen. Viele Eltern orientieren sich jedoch an den überernährten Kindern und machen sich Sorgen, weil die eigenen Kinder weniger rund und rosig sind‘, bemängelt der Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte in Deutschland. Die meisten Babys und Kleinkinder, die in TV-Spots und auf Plakatwänden auftauchen, seien zu dick und würden Eltern dazu anreizen, ihre eigenen Kinder zu überfüttern. Daher fordert der Präsident des Berufsverbandes der Kinder- und Jugendärzte, Dr. med Klaus Gritz, dass Eltern sich ‚von den schlechten Vorbildern nicht verunsichern lassen‘ sollten.“¹⁸

Die Ernährung von Kindern ist also von Beginn an von tiefen Widersprüchen und Normproblemen gekennzeichnet. Das Thema ‚dicke Kinder‘ beschäftigt Medizin und Ernährungswissenschaft, verunsichert Eltern und lässt die Erziehungswissenschaft relativ kalt. Dabei haben wir es mit einem erwachsenen Diskurs über Kindheit zu tun: Kinder kommen nicht zu Wort. Erwachsene neigen offensichtlich wie in anderen Bereichen auch dazu, die eigenen Körpervorstellung auf die Kinder zu übertragen und so den Anforderungen des kindlichen Körpers nicht gerecht zu werden.¹⁹ Gesundheit und Schlankkeitsvorstellungen, die von der erwachsenen Körperkultur abgeleitet werden, erweisen sich dabei als für Kinder falsch und problematisch. Zusammenfassend lässt sich feststellen:

1. Übergewicht ist im medizinischen Verständnis zu einer versteckten, aber heftig und kontrovers diskutierten neuen Kinderkrankheit geworden. War Dicksein noch in den 1950er Jahren ein individuelles Problem, an dem die Betroffenen mehr oder weniger litten, stellt sich heute die Frage des Übergewichts neu als gesellschaftliche Gesundheitsfrage. Unklar sind dabei die Definition von Adipositas und die geltenden Grenzwerte sowie die individuellen und gesellschaftlichen Folgen dieser Entwicklung. Neue Normen von Schlankheit stehen dabei in einem scharfen Kontrast zu Bemühungen, das Dicksein als neue, moderne Lebensform zu normalisieren.
2. Das Übergewicht von Kindern führt zu der Frage der kindlichen Ernährung. Keineswegs kann das Problem kindlichen Dickseins auf das Konsumverhal-

ten der Kinder allein zurückgeführt werden. Zu widersprüchlich sind die Normen, die für die heutige Kindheit gelten, und zu früh setzt das Problem des Essens ohne körpergerechte Grenzen im heutigen Kinderleben ein. Übergewicht ist dabei von Anfang an ein Generationenproblem, das von den Eltern offensichtlich nur schwer zu bewältigen ist. Hier ist auch die Erziehungswissenschaft gefragt. Kinder essen zwar selbst, sie haben vermehrt Taschengeld, bekommen überall im öffentlichen Raum Süßigkeiten und Fettprodukte zum Kauf angeboten, aber sie ernähren sich nicht selbständig. Es scheint dringend notwendig, ein grundlegendes Missverständnis der heutigen Kindheitsforschung über die Selbständigkeit der Kinder als Akteure und den Wandel der Generationenbeziehungen zu korrigieren.

2.4 Dicksein und Diät

Mit der Frage nach den dicken Kindern stellt sich auch das Problem der Diäten für Kinder. Es gibt ein Fülle von Programmen für die richtige kindliche Ernährung. Seit den 1970er Jahren hat sich eine Ernährungserziehung für Kinder etabliert, die immer neue Ratschläge und Diätvarianten auch für Kinder anbietet. Betrachtet man die Ratschläge für Kinderdiäten genauer, dann fällt auf, dass auch auf diesem Ernährungsgebiet ein Streit über den gesamten Lebensstil ausgetragen wird. So standen jahrelang Konzepte der akademischen Ernährungswissenschaft (vgl. Grüniger 1978) gegen alternative Vorstellungen, die vor allem den Industriezucker bekämpften und die Vollwertkost propagierten (vgl. Speichert 1982). Damit reiht sich auch die Lebensweise der Kinder in die Diätkultur der Erwachsenen ein. Heute werden schon von Supermarktketten Broschüren verteilt, die Kindern beibringen sollen, sich richtig und gesund zu ernähren.²⁰ Diäten gibt es in Hülle und Fülle und sie bestimmen zu einem nicht unwesentlichen Teil das Leben von Millionen von Menschen in den Industriestaaten.

Jenseits der Einschätzungen und Bewertungen scheint indes eines klar: Essstörungen haben unter den Süchten die größte Rückfallquote, Essen kann man nicht insgesamt meiden und alle Diäten sind höchst problematisch. Erst kürzlich hat die Stiftung Warentest 80 Diäten kritisch unter die Lupe genommen, und das Ergebnis ist nicht sehr ermutigend. Im Internet heißt es zu den Ergebnissen: „Die richtige Diät zu finden, ist fast schon so schwer wie das Abnehmen selbst. Denn das Angebot ist riesig: Jede Frauenzeitschrift, jedes Magazin und auch die meisten Wellnessportale im Internet bieten spezielle Diäten an. Doch viele der angeblichen Wunderkuren sind nicht geeignet, um dauerhaft Gewicht zu verlieren.“²¹

Diäten und eine Kontrolle des Körpergewichts sind in unserer Gesellschaft sozial sehr ungleich verteilt. Gerhard Schulze hat bei der Konstruktion seiner neuen Milieus darauf aufmerksam gemacht, dass es nirgendwo „weniger übergewichtige Personen“ gibt als im modernen Selbstverwirklichungsmilieu und dass sich Schlanksein als eine wichtige Körperform der gehobenen Kulturfraktion entwickelt hat (Schulze 1993, S. 318). Dass Übergewicht eng mit dem sozialen Status verbunden ist, ist indes durch die Ernährungsberichte hinlänglich

bekannt. Während das Übergewicht in der Bundesrepublik insgesamt sehr hoch ist, die Hessenstudie kam 1976 auf 50%, in anderen Studien schwanken die Angaben zwischen 20-30%, ist das Übergewicht deutlich sozial verteilt (vgl. Ernährungsbericht 1976). Schaut man etwa auf ein Übergewicht von über 15%²², so waren 1980 in der Gruppe der Personen mit Volksschulabschluss über 20 Prozent stark übergewichtig, während Personen mit Abitur dies nur zu 4% aller Fälle waren (Ernährungsbericht 1980, S.104). Der Ernährungsbericht 2000 bestätigt diesen Zusammenhang für Kinder: Kinder aus hoher sozialer Schicht sind zu 10% übergewichtig, Kinder aus niedrigen sozialen Schichten bis zu 17% (vgl. Pudal 2000, S. 129).

Dicksein, Diätkultur und Körperlichkeit sind also keineswegs nur medizinische Themen, sondern führen ins Zentrum moderner Gesellschaften und deren Lebensweise. Das Problem des Dickseins ist voller Widersprüche und versteckter Tabus, die insbesondere von den Sozialwissenschaften insgesamt und von der Kindheitsforschung im Besonderen übersehen werden. Während etwa von der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung in vielen Bereichen der heutigen Kindheit (etwa bei Freizeitplanung von Kindern oder den Mitbestimmungsmöglichkeiten von Kindern an Planungsprozessen) die hohe Selbständigkeit und die Kompetenz von Kindern immer wieder betont wird, weisen dicke Kinder einen Lebensbereich aus, in dem die Kinder als unselbständig verstanden werden. Dicke Kinder werden so vor den Normen der modernen Kindheit zu Versagern. Diese große Ambivalenz in der Kindheit tritt nur deshalb nicht zu Tage, weil das Körperthema in vielen Kindheitsbereichen ausgeblendet und als reine Fachdiskussion geführt wird. Dabei lassen sich in der heutigen Kindheit viele Widersprüche aufzeigen, die alle Lebensbereiche umfassen, wie die folgenden Beispiele zeigen: „Kinder sind Konsumkinder, zugleich machen sie selbst mehr Musik als je eine Generation vor ihnen. Sie sind mehr denn in Sportvereinen, und doch sind viele zu dick“, schreibt etwa Ulf Preuss-Lausitz (2002) in einem Beitrag zur kindgerechten Leistungsschule. Möchte man dieses Thema der neuen Widersprüchlichkeit in der Kindheit, das sich vor allem am Körper und an der Körperlichkeit von Kindern festmacht, in die Erziehungswissenschaft einbringen, muss man nach neuen Zugangsweisen suchen. Grundprämisse müsste dabei auch für den Körperdiskurs sein, dass Kindheit ein „soziales Phänomen im Generationenbezug“ ist, das nicht von der Kultur der Erwachsenen und dem sozialen und kulturellen Wandel der Gesellschaft zu trennen ist. Eine ‚Pädagogik der dicken Kinder‘ kann zum Beispiel nicht bloße Verhaltenstherapie sein und die Konsequenzen dürfen sich nicht nur in einer naiven Propagierung von Kinderdiäten erschöpfen. Vielmehr erscheint es im Sinne einer reflexiven Erziehungswissenschaft notwendig, zunächst einmal den gesellschaftlichen Diskurs über dicke Kinder wahrzunehmen und ihn nicht als rein medizinisches Problem abzuwehren.²³ Das Internet bietet hier einen guten Zugang zu diesem neuen Diskurs über die Körperlichkeit von modernen Kindern.²⁴

3. Der mediale Diskurs um ‚dicke Kinder‘ im Internet

Im Folgenden soll ein kurzer Streifzug durch das Internet unternommen werden. Das Interesse richtet sich darauf, wie das Phänomen „dicke Kinder“ dort verhandelt wird. Ziel ist es nicht, den wissenschaftlichen Forschungsstand über Adipositas nachzuzeichnen, sondern die Wahrnehmung des Problems in der breiten Öffentlichkeit zu untersuchen. Deshalb sollen die populären Suchmaschinen Ausgangspunkt der Analyse sein. Das Internet eignet sich hier im besonderen Maße für einen neuen Zugang zum Problem der dicken Kinder, da es als Seismograph für gesellschaftliche Veränderungen angesehen werden kann. Durch das Internet wird eine neue Form der Öffentlichkeit hergestellt, bei der sich sehr unterschiedliche gesellschaftliche Institutionen, öffentliche und private Medienproduzenten sowie Homepages von Privatleuten und damit auch eine Vielzahl von Positionen nur einen „Mouse-click“ von einander entfernt präsentieren. Suchanfragen im Internet eröffnen damit einen Blick auf Zusammenhänge, die quer zu herkömmlichen Veröffentlichungs- und Diskussionskulturen stehen. Diese Stärke des Internets stellt aber zugleich auch ein zentrales methodisches Problem dar, da sich die Informationslage als ungeordnetes Chaos von unzähligen Seiten unterschiedlicher Güte und Herkunft darstellt. Damit wird es notwendig, präzise anzugeben, warum man wie welche Seiten im Netz analysiert, wobei ein zentrales Problem nicht die Informationen sind, die man auswählt, sondern die Seiten, die man weglässt.

3.1 Methodische Vorbemerkungen

Methodisch lässt sich das Vorgehen, das für die Analyse des Diskurses um „dicke Kinder“ im Netz Anwendung fand, folgendermaßen beschreiben: Am Beginn wurden Probedurchläufe²⁵ gestartet, um das Thema auszuloten. Um die Recherechritte methodisch nachvollziehbar zu machen, wurde anschließend folgende Vorgehensweise festgelegt: Gesucht wurde mit der deutschsprachigen Variante der Suchmaschine GOOGLE in der Zeit vom 1.11. bis 27.11.2002.²⁶ Das Feld wurde mit ausgewählten Begriffen erschlossen, die sich aus den explorativen Suchläufen bewährten und die gleichzeitig als populärer Zugang zum Thema tragfähig erschienen. Es handelt sich um die Begriffe: „Kindheit“, „Kind“, „Kinder“, „dick“, „Übergewicht“, „fett“, „adipös“, „Ernährung“ und „Essen“.²⁷ Da das Thema vor allem im englischsprachigen Raum schon eine längere Geschichte hat und unklar ist, ob dieses Körperproblem schon in Deutschland und in den deutschsprachigen Ländern angekommen ist, wurde vor allem der deutschsprachige Raum in den Blick genommen.²⁸

Folgende Fragen wurden an die von der Suchmaschine ausgegebenen Seiten gestellt:

- In welchem Zusammenhang tauchen die Suchbegriffe auf?
- Welche Themen werden im Internet mit dem Begriffspaar „dicke Kinder“ verbunden?

- Welche Institutionen beschäftigen sich mit dem Thema?
- Wer wird von den jeweiligen Seiten angesprochen? Erwachsene? Kinder? Eltern? Pädagogen? Laien? Fachleute?
- Wie wird das Problem „dicke Kinder“ dargestellt? Welche Lösungen werden angeboten?
- Welches Bild von „dicken Kindern“ wird durch die Internetseiten konstruiert?

Als erste Suchabfrage wurde in die erweiterte Suchoption von Google.de der Begriff „Kind“ eingegeben und als weitere Option wurden die Begriffe „dick“ oder „Übergewicht“ in die Suchmaske eingetragen (Abfrage: „Kind dick OR Übergewicht“). Gefunden wurden über 50.000 Seiten, wobei Google 806 Seiten als „treffendste“ Ergebnisse ausgab.²⁹

3.2 Die Kernthemen der Trefferliste

Die ausgegebenen 806 Treffer waren Ausgangspunkt für eine erste Analyse. So wurde zunächst die Trefferliste, die jede gefundene Seite mit ihrer Überschrift und einem kurzen Text kennzeichnet, auf sich wiederholende Themen untersucht. Dabei fiel auf, was charakteristisch für das Internet ist, dass sich einige Motive und Aussagen häufig wiederholten. Eine Kernbotschaft aus der Google-Trefferliste der besten Ergebnisse war die Feststellung, dass *heute viele Kinder zu dick* sind: dies lässt sich an Formulierungen wie „jedes vierte Kind zu dick“, oder „jedes fünfte“ oder „jedes 6. Kind zu dick“ ablesen. Bei den ersten 100 Treffern der Liste brachte eine Auszählung, dass 28% der Beiträge sich auf die Botschaft beziehen, dass jedes 6. bis jedes 4. Kind in Deutschland zu dick ist. Die Feststellung, dass 20-35% aller Kinder übergewichtig sind, stellt eine Leitlinie in diesem noch neuen Körperdiskurs über Kindheit dar. Eine besondere Brisanz erhält das Thema durch die in den Überschriften der Treffer immer wieder betonte dramatische Entwicklung. Zeilen wie „Immer mehr dicke Kinder“, „Bei Kindern nimmt das Übergewicht zu“ kennzeichnen den diagnostizierten Trend. Die erste Analyse der Trefferliste zeigte auch, dass es sich um ein internationales Problem handelt. So werden die USA, Italien, Frankreich, Österreich und China explizit als Länder genannt, in denen das Gewicht der Kinder als Problem angesehen wird.

Ein weiteres Thema, das immer wieder in der Liste auftaucht, ist mit der Frage umschrieben: „Wie stelle ich fest, ob mein Kind zu dick ist?“ Diese Frage nimmt im Stile der Ratgeber-Literatur – ohne dass dies allerdings direkt ausgesprochen würde – die Perspektive der Eltern auf, die sich unsicher sind, wie sie das Körpergewicht ihres Kindes beurteilen sollen. Ein drittes wichtiges Thema hat ebenfalls einen Informationscharakter für Eltern: „Was kann ich tun, wenn mein Kind übergewichtig ist?“, lautet die Frage, die immer wieder in den Überschriften auftaucht. Weitere Themen sind schließlich noch die „Vegetarische Ernährung von Kindern“ oder Seiten zur Säuglingspflege und -ernährung.

Der Diskurs um „dicke Kinder“ im Internet weist also zwei Ebenen auf: Zum einen eine medizinische Diagnose der heutigen Kindheit und die Warnung vor

der zunehmenden ‚Verfettung‘ der Kinder, und zum anderen Texte und Informationen, die Eltern Rat und Unterstützung geben sollen, das Problem bei ihren Kindern zu erkennen und die richtigen Diätmaßnahmen einzuleiten. Eine Vielzahl der gefundenen Seiten können also direkt als „pädagogische Seiten“ verstanden werden, die als Form einer informellen Gesundheitsbildung für Eltern auftreten und zum Ziel haben, Expertenwissen verständlich aufzubereiten, wobei sich allerdings große qualitative Unterschiede feststellen lassen. Hier findet sich also eine ergiebige Quelle für die Erziehungswissenschaft.

3.3 Das Internet als Warninstanz

Nach dem ersten Überblick über die von Google ausgegebenen Treffer auf die Internetsuchanfrage „Kind dick OR Übergewicht“ wurde anschließend als zweiter Schritt das Kernthema „Heutige Kinder sind zu dick“ aufgegriffen. Die Aussage ‚Jedes 4., 5. oder 6. Kind ist zu dick‘ wurde zum Ausgangspunkt einer zweiten Suchanfrage gemacht, die nach den Wörtern „Jedes“, „Kind“ und der Wortgruppe „zu dick“ suchte. Es wurden rund 2000 Treffer gefunden und wiederum 800 als „Kernergebnis“ vom Programm angezeigt. Das Gesundheitsportal „almeda.de“ beispielsweise stellt eine dpa-Nachricht ins Netz, die die gesuchte Kernaussage zum Inhalt hat:

„Experten warnen: Bald jedes fünfte Kind zu dick. Immer dicker und immer schlapper. So kann man mit wenigen Worten den gesundheitlichen Zustand deutscher Kinder beschreiben. Experten schlagen Alarm. Die Krankheits-Karriere dieser Kinder steht heute schon fest, wenn sie nicht sofort ihren Lebensstil ändern. Bluthochdruck, Diabetes und Herzkrankheiten schon in jungen Jahren erwarten übergewichtige Kinder. Jedes fünfte Kind könnte in absehbarer Zeit betroffen sein. Die Ursache: Sechs- bis zehnjährige Kinder bewegen sich heute nur noch eine Stunde pro Tag. Die andere Zeit wird sitzend oder liegend vor dem Computer oder dem Fernseher verbracht. Fast Food und vorgekochtes Essen tun den Rest. Neben den körperlichen Problemen, die das Übergewicht mit sich bringt, stehen diese Kinder auch unter enormen psychischen Druck. Denn die Mitschüler hänseln sie wegen ihrer Körperfülle. Einzige Hilfe: Mehr Bewegung – und zwar für die ganze Familie.“³⁰

In diesem Zitat ist von den Diskussionen um Grenzwerte nichts mehr zu spüren. Es gibt nur noch normale und zu dicke Kinder und für die zu dicken Kinder wird ein Horror-Szenario aus einem Bündel von Krankheiten und psychischen Belastungen entworfen, das Angst machen soll und ein freudloses Leben aller übergewichtigen Kinder unterstellt. Als schuldig an der Entwicklung wird der moderne Lebensstil der Kinder mit Fast-Food und bewegungsarmem Medienkonsum angeklagt. Als einzige Lösung des Problems wird eine Stärkung der Familie eingefordert, die sich gemeinsam mehr bewegen soll. Botschaft, Stil und Aufbau dieser ‚Schwarz-Weiß-Nachricht‘ ist typisch für viele der ausgegebenen Internetseiten; es lassen sich viele Varianten von dieser Art von Sensationsnachricht finden.

Ein wichtiges Ergebnis der Analyse ist dabei, dass es sich nicht um Einzelmeinungen handelt. Die Treffer zeigen vielmehr eine breite öffentliche Kampagne, die sich mit dem übergewichtigen Kind beschäftigt. Dabei „schlagen“ sehr

unterschiedliche Institutionen angesichts der Gewichtszunahme heutiger Kinder Alarm: Verschiedene Institutionen sind auf den Seiten vertreten, so etwa die online-Zeitschrift „psychotherapie.de“, die Homepage „kochideen.net“, der Trägerverein des Netzwerkes „jugendprogramm.de“, die Seite „kindernotfall.de“, die sich aus notfallmedizinischer Sicht mit Kindern befasst, die Seite „plantwissen.de“, die von WDR, SWR und BR-alpha verantwortet wird, oder die Seiten des ZDF-Nachrichtenmagazins „heute“ und die der ARD-Tagesschau sowie Homepages von MDR und RTL. Auch Radiosender wie der Deutschlandfunk verbreiten die Nachricht von den „dicken Kindern“ im Internet. Hinzu kommen die online-Präsenzen weiterer Tageszeitungen, Fachzeitungen wie die „ärztezeitung.de“, die Homepages von Versicherungsunternehmen oder Ratgeberzeitungen wie „Eltern.de“ oder online-Ratgebern wie „elternratgeber.de.“ Es lassen sich noch viele weitere Institutionen aufzählen, die in der Trefferliste zu finden sind: Das Deutsche Museum München, Greenpeace, einzelne Kliniken, Ärzte, Internetseiten zum Kleinkind, der ARD Teledoktor oder Webnetze zu Frauenfragen. Mit dieser Aufzählung ist nur ein kleiner Teil des gesamten Spektrums genannt. Gemeinsam ist diesen Informationsseiten der alarmierende Ton, der sich durch die Nachricht von der Zunahme der dicken Kinder in den Industriestaaten zieht. Neben den Fernseh- und Radiosendern und den Internetpräsenzen der Printmedien sind es auch Institutionen, die kommerzielles Interesse an übergewichtigen Kindern haben, wie Kliniken, die Abnehmkurse für Kinder anbieten, oder Institutionen, die Kampagnen für gesundheitsorientiertes Verhaltenstraining unterstützen. Die Analyse der Treffer zeigt, dass das Interesse keineswegs nur dem Wohl der Kinder gilt. Ein häufiges Argument zielt vielmehr auf die möglichen Kosten, die die dicken Kinder als dicke Erwachsene zukünftig verursachen werden. Dicke Kinder werden somit – neben der Angst, die geschürt wird – auch als unsozial stigmatisiert. Das bedeutet, dass es in diesem Diskurs auch um medizin-ökonomische Fragen geht, um Therapie-Kosten, Vorsorge-Finanzierung und gesundheitspolitische Perspektiven. Wirtschaftliches Interesse lässt sich beispielsweise bei der Werbung für das Medikament Reductil vermuten, das Kindern beim Abnehmen helfen soll, wobei die Hintergrundinformationen etwa über Erfolgchancen oder Nebenwirkungen im Internet nur für Ärzte zugänglich sind.³¹ So weisen die Fachinformationen, die man nur mit Anmeldung und Passwort erhält, darauf hin, dass zu den unerwünschten Nebenwirkungen des Medikaments unter anderem Kopfschmerzen (30,3%) gehören und das Mittel nur eingeschränkt für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren empfohlen wird.³²

3.4 Dicke Kinder als öffentliches Thema im Internet

Wir haben es nicht nur mit einer Vielzahl von Internetseiten zu tun, die sich dem Thema „dicke Kinder“ widmen; wir haben es auch mit sehr vielen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen zu tun, die das Thema als wichtig genug erachten, um es den Besuchern der jeweiligen Homepages zu unterbreiten. Dass dicke Kinder so vielfältig Thema sind, lässt auf ein großes öffentliches In-

teresse schließen. Im Internet sind es sowohl die Print- als auch die elektronischen Medien, die diese Nachricht veröffentlichen, es sind Fachzeitschriften und Organe von Berufsvertretungen sowie kommerzielle Internetangebote, die sich mit Kindheit, Jugend und Dicksein auseinandersetzen. Die große Medienreaktion auf das Thema zeigt auch, dass Kindheit als Problembereich wahrgenommen wird und gegenwärtig eine aktuelle Nachricht wert ist. Ausgangspunkt der Nachrichtenwelle sind Ergebnisse von medizinischen Veröffentlichungen, die in einer medienwirksamen Kurzform vermarktet werden. Die einzelnen Medieninstitutionen beziehen sich dabei auf wenige Studien, deren alarmierende Ergebnisse sich wie ein Lauffeuer durch die Medienlandschaft ziehen. So wird vor allem auf US-Studien verwiesen, da in Deutschland nur wenige Ergebnisse vorliegen. Ein weiterer wissenschaftlicher Bezugspunkt ist eine Studie von Manfred-James Müller vom Institut für Humanernährung und Lebensmittelkunde der Universität Kiel, auf die die BKK (Berufskrankenkasse) verweist. Auch die BKK selbst hat eine Emnidstudie in Auftrag gegeben.³³ Die Studie zu dicken Kindern der Deutschen Gesellschaft für Ernährung wird ebenfalls wiederholt genannt.³⁴ Allerdings zeigt sich, dass viele Medieninstitutionen ihre Quelle nicht benennen, sondern lediglich die Nachricht zumeist in der oben dargestellten zugespitzten Form veröffentlichen.

Es gibt eine Reihe von Anlässen, das Thema „dicke Kinder“ im Internet aufzugreifen. Ein Berichts Anlass etwa war die Tagung der Arbeitsgemeinschaft Adipositas im Kindes- und Jugendalter in München 2000, ein anderer die Jahrestagung der Kinderärzte 2002 in Leipzig. Auffällig ist, dass die Zahlen, die das kindliche Übergewicht behandeln, sehr unterschiedlich sind und stark variieren. Angaben zum Übergewicht etwa differieren zwischen 15% bis 40% aller Kinder. Um die Richtung der Argumentation zu veranschaulichen, sollen im Folgenden zwei Internet-Artikel kurz aufgeführt werden.

Das Frauen-online-magazin ‚Tiscali.de‘ etwa berichtet von einem Kongress zu dicken Kindern und über eine geplante neue Stiftungsprofessur für „Kinder-Übergewicht“ in Leipzig³⁵:

„Freiburg (26.09.2000) – Die Zahl der übergewichtigen Kinder in Deutschland nimmt nach Expertenangaben drastisch zu. Bereits jedes sechste Kind in Deutschland ist zu dick. ‚Wenn die Erfahrungen aus den USA zu Grunde gelegt werden, wird sogar bald jedes fünfte Kind übergewichtig sein‘, sagte die Freiburger Ärztin Ulrike Korsten-Reck. Sie leitet in der Abteilung für rehabilitative und präventive Sportmedizin der Universität Freiburg das Interventionsprogramm für übergewichtige Kinder.“³⁶

Das Zitat zeigt eine Nachricht, deren Struktur als typisch gelten kann. Die beiden Botschaften, dass es schon viele Kinder sind, die in Deutschland zu dick sind, und zum anderen, dass die Anzahl zunimmt, werden vorangestellt. Da bislang aber nur unzureichende Daten für Deutschland vorliegen, wird ein Bezug zu den USA hergestellt, die – wie in vielen anderen Bereichen auch – als Trendsetter und Modernisierungsvorbild angesehen werden. Einen besonderen Nachdruck erhält die Nachricht durch das Zitat einer Ärztin, die sich professionell mit dicken Kindern beschäftigt. Die Kinderheilkunde erscheint als eine Art Frühwarnsystem, das auf kommende gesellschaftliche Probleme aufmerksam macht. Wenn schon Kinder sehr früh zu dick sind, so auch der Tenor anderer

Internetseiten, müssen wir später auch mit dicken Erwachsenen rechnen und damit auch mit neuen und hohen Kosten für das Gesundheitswesen.

Es ist nur folgerichtig, dass auch der Berufsverband der Betriebskrankenkassen vor der dramatischen Veränderung warnt, die sich „in den letzten Jahren in der Kindheit vollzogen hat“.³⁷ Die Online-Ärztzeitung sieht insbesondere die Mädchen in den neuen Bundesländern als besondere Risikogruppe an: „In Sachsen-Anhalt ist jedes dritte Mädchen und jeder vierte Junge zu dick. Ganz abgesehen von Folgeerkrankungen wie Gelenkschäden, Bluthochdruck und Diabetes fühlen sich die meisten dieser Kinder nicht wohl in ihrer Haut.“³⁸ Zwar gibt es keine verlässlichen Daten für deutsche Kinder, aber unter den Schulanfängern habe sich nun auch in Deutschland in den letzten 25 Jahren die Zahl der dicken Kinder verdoppelt. Man könne von „kleinen Frührentnern“ sprechen, so Gesundheitsweb „NetDoktor.de“, da viele Kinder unter der Vorstufe von Diabetes leiden würden, von Bluthochdruck und Herzinfarkt bedroht seien und schon unter Rückenschmerzen und Gelenkverschleiß zu leiden hätten.³⁹ Dabei ist nicht klar, ob von dicken Kindern auf dicke Erwachsene geschlossen werden kann: „Nicht vergessen darf man hier den großen Vorteil der Kinder gegenüber den Erwachsenen: Meist reicht bei geringer Abweichung des Gewichts nach oben schon ein über längere Zeit konstantgehaltenes Körpergewicht, um durch das Längenwachstum wieder in den Toleranzbereich zu kommen und ein ‚normales‘ Gewicht zu erreichen.“⁴⁰

Dass es sich nicht nur um die Kinder und deren Gesundheit, also um körperliche und psychische Beeinträchtigungen handelt, sondern auch der gesamte moderne Lebensstil und Körperumgang zum Thema gemacht wird, das ließe sich an vielen Internet-Seiten belegen. Die Diskussion um dicke Kinder bezieht sich also nicht nur auf Kindheit, sondern ist auch ein Generationendiskurs: In der Kindheit wird die nächste Generation von Erwachsenen im Keim sichtbar – so die hinter den Nachrichten stehende Grundannahme. In 3sat-online wird dieser *Generationenbezug* des Themas explizit angesprochen: „Wer schon früh ungesunde Essgewohnheiten entwickelt, behält sie auch später bei“, schreiben die Macher der Sendung Nano unter der Überschrift: ‚Wohlstandsprodukt dicke Kinder‘ und weiter heißt es:

„Aus 80 Prozent der dicken Kinder werden dicke Erwachsene. ‚Übergewicht kann ein Risiko für verschiedene Krankheiten sein wie Gelenkerkrankungen schon im Kindesalter oder Stoffwechselerkrankungen‘, schildert Dr. Christiane Petersen. ‚Übergewichtige Kinder haben manchmal hohe Blutdruckwerte, und sie tragen ein Risiko in sich, früher als andere an Kreislauferkrankungen zu erkranken oder früher einen Herzinfarkt zu bekommen.‘ Im Klartext heißt das: Durch falsche Ernährung entstehen Kosten. Daher fordern Mediziner und Ernährungswissenschaftler den Staat auf, mehr in die Vorsorge zu investieren [...]. Bei der Ernährungserziehung brauchen Kinder aber die Hilfe ihrer Eltern. Nur Verbote nutzen hier wenig. Auch die Eltern müssen ihr Essverhalten ändern. Dann sind langfristige Erfolge sicher.“⁴¹

Mit dem Thema „dicke Kinder“ gerät, dies wird am Ende des Zitates deutlich, nicht nur das Übergewicht als Krankheitsrisiko in den Blick, vielmehr geht es aus gesundheitsmedizinischer Sicht um eine grundlegende Kritik an der modernen Lebensweise. Auf der Suche nach den Ursachen für die Zunahme des

Übergewichts bei Kindern werden vor allem die Essgewohnheiten und der Mangel an Bewegung in den Mittelpunkt der Auseinandersetzung gestellt. Gesundes Essen, so die Sendung Nano, sei bei Kindern out, die Lebensmittelwerbung würde einen falschen Lifestyle propagieren und die Botschaft vermitteln, die Nahrung in der Werbung sei gesund. Es geht also um eine radikale Umstellung der Lebensgewohnheiten und nicht um eine bloße Abnahme von Gewicht. Die Forderungen lauten: weniger Pommes Frites, Chips, Pizza und Spaghetti mit fetten Soßen, weniger Süßigkeiten wie Coca-Cola und Schokolade, mehr Obst, Salat und Gemüse. Dazu müssten sich die Kinder mehr bewegen. Und obwohl nur sehr wenige Daten über dicke Kinder in Deutschland vorliegen, scheinen die Ursachen schon (mit Prozentangaben) bekannt:

Die häufigsten Ursachen für Übergewicht bei Kindern sind nach Auskunft der Kinderärzte „zu wenig Bewegung“ (95%) und „zu viele Süßigkeiten“ (95%). Auch „unausgewogene Mahlzeiten“ (90%), „zu viel Fast Food“ (80%) und „zu fettes Essen“ (77%) machen die Kinderärzte dafür verantwortlich. Außerdem verbringen die Kinder nach Auskunft der Ärzte zu viel Zeit „vor dem Fernseher“ (86%) oder „vor dem Computer-Bildschirm“ (73%). Zur Reduzierung des Gewichtes empfehlen alle Kinderärzte „mehr Bewegung an der frischen Luft“ oder „Sport, zum Beispiel Schwimmen“. Auch die Ernährungsgewohnheiten müssen geändert werden: Alle Kinderärzte empfehlen „regelmäßige Essenszeiten“. Um abzunehmen, sollten „das Fett im Essen“ und die „Kalorien“ reduziert werden (ebd.).

Viele Internetseiten lassen keinen Zweifel daran, dass eine Lebensumstellung, die so tief in den Alltag der Kinder eingreift, sehr schwierig ist. Demzufolge wird wieder die Notwendigkeit von Erziehung in Schule und Familie diskutiert. Das Wissenschaftsmagazin Nano betont, dass eine Veränderung des Verhaltens sehr wichtig sei und dass Kinder im Grunde gerne die Programme umsetzen würden, wenn sie nicht durch Werbung zu falschem Essen verführt würden.

„Dass bei Kindern und Jugendlichen gesundes Essen schon längst ‚out‘ ist, wird von der Lebensmittel-Werbung noch unterstützt: Vermittelt werden oft falsche Botschaften. Ergebnis der Studie: Kids, die viel fernsehen, sind überzeugt, dass Lebensmittel aus der Werbung gut und gesund sind. [...] ‚Ein Kind oder auch die Eltern können mit Leichtigkeit sich viel Süßigkeiten leisten, aber Obst und Gemüse ist bei uns relativ teuer. Dabei ist das das Gesündeste.‘ Aus Sicht der Experten kann man den Verfall der Esskultur mit der richtigen Ernährungs-Erziehung aufhalten. Die Kinder-Tagestätten sind hierbei ein wichtiger Ansatzpunkt, denn dort verbringen die Kleinkinder bis zu sechs Stunden täglich. [...] Den Erfolg schildert die Gesundheitstrainerin Ulrike Hohmut: ‚Kinder lassen sich auch gerne gewinnen für Themen um die Ernährung, weil Kinder generell gerne essen. Damit kann man sie wirklich gewinnen. Und es ist auch interessant, dass Kinder Gerichte, die sie selber zubereitet haben, bei denen sie wissen, was drin ist, auch gerne essen“ (ebd.).

Stiftung Warentest hat 2001 Abspeckprogramme für dicke Kinder zusammengestellt.⁴² Verwiesen wird vor allem auf die Abnehmprogramme wie „Obeldicks“, „Powerkids“⁴³ oder „MobyDick“. Letzteres bietet ein Netzwerk an für den Umgang mit dicken Kindern und dazu lokale Abnehm- und Bewegungsgruppen.⁴⁴ Bei ‚MobyDick‘, so noch einmal die TV-Sendung Nano, „wissen die Kinder inzwischen ganz genau, welche Nahrungsmittel gesund sind: ‚Vollkornbrot und Getreidebrot, Reis und noch anderes Brot und Brezeln sollte man sehr oft essen.

Und Fette wie Öl, Butter und Margarine sollte man sehr wenig essen, weil es zu fett ist. Am liebsten esse ich Obst', meint der neun Jahre alte Sascha.⁴⁵

Bei soviel Erfolgseuphorie stellt sich Verwunderung und Skepsis ein. Zwar gibt es einige Programme für die Grundschule, so die Neuauflage der Schulumilchkampagne und die Diskussion um das Pausenbrot⁴⁶, aber die Mehrzahl etwa der Projekte, die von Stiftung Warentest für dicke Kinder ausgewiesen sind, wird nicht von Pädagoginnen und Pädagogen betreut, sondern bezieht sich auf Ernährungserzieher und arbeitet mit psychologischen Verhaltenstrainings. Dass bei diesem Ansatz die kulturelle Bedeutung des Essens (vgl. Barlösius 1999) in der Familie und in den Peer-groups zu kurz kommt, scheint ein grundlegendes Problem des gesamten Umgangs mit dicken Kindern zu sein. Pädagoginnen und Pädagogen eröffnet sich hier ein neues schulisches und außerschulisches Arbeitsfeld, das bislang zu wenig in den Blick geraten ist.

4. Fazit: Moderne Kindheiten zwischen Freiheit und Kritik

Zusammenfassend wird deutlich, dass dicke Kinder zu einem gesellschaftlich wichtigen Thema auch in Deutschland geworden sind. Kinder werden immer dicker und es sind immer mehr Kinder davon betroffen. Glaubt man dem Trend aus den USA, dann wird sich das Problem sogar noch verschärfen. Das Dicksein steht in einem Spannungsfeld von Fastfood, hohem Fettkonsum und zunehmendem Bewegungsmangel und einem immer noch sehr rigiden Körper- und Schlankheitsdiskurs. Gleichzeitig lässt sich eine Bewegung der Normalisierung des Dickseins beobachten. Widersprüche und Ambivalenzen durchziehen das gesamte Thema. Dicksein, hier kann Ulf Preuss-Lausitz gefolgt werden, deckt als Körperthema zentrale Probleme in der modernen Kindheit auf, die durch Schlagworte wie Sportlichkeit, Selbständigkeit und Konsumkindheit bisher verdeckt werden. Dicksein ist von einem individuellen Problem zu einer gesellschaftlichen Gesundheitsfrage geworden, die den gesamten Lebensstil der modernen Kultur umfasst. Dass die Körperformen der Kinder auch soziale Unterschiede markieren, erleichtert nicht den Umgang mit dem Phänomen, sondern erschwert es eher.

Neben der Frage nach sozialen Unterschieden wird an den dicken Kindern aber auch – exemplarisch und stellvertretend – die gesamte moderne Lebensweise in den Industriestaaten diskutiert und zivilisationskritisch bewertet. Dabei werden, dies macht die Analyse deutlich, die Ursachen des Dickseins in die kindliche Lebensweise verschoben und sowohl mit der Lust der Kinder nach ungesundem Essen (Cola, Pommes und Pizza) als auch durch mangelhafte Bewegung (zum Beispiel faules Sitzen vor den Bildschirmen) erklärt. Probleme der Erwachsenen mit dem Essen und eine Veränderung der familiären Esskultur sowie der kindlichen Schulnahrung kommen dabei eindeutig zu kurz. Schon die Unsicherheiten und Ernährungsprobleme, die die heutigen Eltern mit den Säug-

lingen haben, zeigen, dass wir es mit einem Thema zu tun haben, das tief in die Wurzeln der modernen, technisierten Kultur reicht und nicht durch Erziehung der Kinder, die gewiss einen wichtigen Beitrag zum Umgang mit Körperlichkeit darstellt, allein zu lösen ist. Vielmehr hat sich die Lebensweise in Ernährung und Bewegung so dramatisch verändert, dass Traditionen und Gewohnheiten offensichtlich nicht in der selben Weise fortgeführt werden dürfen, will man das Übergewicht nicht als normale Folge der Modernisierung akzeptieren. Das heißt, dass dicke Kinder als Teil des sozialen Wandels und als Ausdruck eines ungeklärten Generationenverhältnisses verstanden werden müssen. Fragen nach dem Lebensstil der Erwachsenen müssen ebenso gestellt werden wie Fragen nach den Problemen kindlicher Selbständigkeit. Auffällig bei der Analyse der Internetseiten ist, dass es sich vor allem um einen ausgesprochenen Medizindiskurs unter Experten handelt. Erziehungswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler bleiben auffallend stumm. Der Ton der öffentlichen Wahrnehmung der ärztlichen Warnungen ist sensationsorientiert, angstmachend und für die betroffenen Kinder stigmatisierend. Viele Artikel differenzieren nicht und veröffentlichen Schlagzeilen mit Horrorzahlen, dramatischen Krankheitsbildern und großen ökonomischen Folgen im Gesundheitswesen. Damit werden Dicke tendenziell aus der Solidargemeinschaft der Krankenversicherten herausdividiert oder zumindest als unsozial an den Rand gedrängt. Die Wut, die die erwähnte achtjährige Jenna Sol in ihrem Brief äußert, ist ein Zeichen für die Härte des Diskurses auf allen Seiten.

Auffällig bei der Analyse der Internetseiten ist vor allem, dass häufig ein Bezug zu den USA als Mutterland aller positiven und negativen Entwicklungen der Moderne hergestellt wird. Das Dick-Werden erscheint so wie ein Naturgesetz der Modernisierung, das sich auch hier zwangsläufig durchsetzen wird. Ebenso häufig wird Bezug auf Experten und deren Erfahrung genommen. Nur geschulte Fachleute, so suggerieren die Texte, können Übergewicht definieren. Es lässt sich ein deutliches Gefälle von Experten zu Laien feststellen. Eltern können ohne ärztliche Hilfe kaum feststellen, ob ihr Kind zu dick ist, und sie brauchen bei der Therapie professionelle Hilfe. Diese Art der Grenzziehung zwischen ‚Normal‘ und ‚Dick‘ führt offensichtlich zu noch härteren Schlankkeitsnormen, da schon Säuglinge von der Gewichtsproblematik betroffen scheinen. Der vorgeführte Automatismus bei der Verbreitung dieser neuen Kinderkrankheit und der Expertendiskurs lösen bei Betroffenen offensichtlich Ohnmacht, Verunsicherung und Hilflosigkeit aus – eine Entwicklung, die von vermehrten Ratgeber-Angeboten auch im Internet aufgenommen wird.

Dabei zeigt sich, dass die Erwachsenen ihre Körpervorstellungen auf die Kinder übertragen. Insgesamt kommen die Kinder in diesem Diskurs nicht zu Wort. Auch der moderne kindliche Lebensstil aus Wahl- und Selbständigkeitsentscheidungen von Kindern, der in der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung und in der Kinderpolitik einen zentralen Stellenwert hat, spielt im Zusammenhang mit dem Dicksein keine Rolle. Dicke Kinder werden nicht als Akteure gesehen. Zahllose Ernährungstipps zeigen, dass die Kindheit, die durch Übergewicht bestimmt wird, vor allem erwachsenen- und erziehungsorientiert ist. Verhaltenstherapeutische Programme fungieren sozusagen als Gegenmaßnahmen gegen ein falsches Kinderverhalten. Der Nutzen solcher Maßnahmen

und die Erfolgsquote werden im Internet nicht diskutiert. Vor diesem Hintergrund scheint es notwendig, dass sich die Erziehungswissenschaft stärker dem kindlichen Körper als einem sozialen Körper, der im Generationenkontext auch von den Kindern mitgestaltet wird, annimmt.

Drei Konsequenzen könnten sich aus diesen Überlegungen ergeben:

- Erstens sollte die Theorie über Kindheit durch einen Blick auf die Körper „geerdet“ und medizinische Diskurse sollten als Teil sozialer Auseinandersetzungen um Kindheit verstanden werden. Forschungsprojekte zur Kindheit sollten auch Ernährung, Körper und Konsum als Ausdruck moderner Lebensweisen behandeln. Zum Thema Körperlichkeit sollten dabei alle Beteiligten, Experten und Laien, Kinder und Erwachsene zu Wort kommen.
- Neben einer Schärfung der Theorie der Kindheit an den Grenzen des Körpers müsste zweitens auch eine kindheitspolitische Diskussion auf den Weg gebracht werden, die dicke Kinder vor Stigmatisierungen und vor Angstkampagnen, die bisher auch in anderen Suchtbereichen nicht geholfen haben, besser in Schutz nimmt.
- Drittens wäre es eine Aufgabe der Erziehungswissenschaft, sich bei der theoretischen, didaktischen und praktischen Ernährungs- und Bewegungserziehung stärker als bisher in Forschung und Lehre einzubringen. Es scheint nötig anzuerkennen, dass im Bereich der Körperlichkeit moderne Gesellschaften neue Risiken geschaffen haben, die in der Kindheit angekommen sind. Diese wurzeln nicht zuletzt in der Technisierung des Alltags und betreffen Kinder und Erwachsene in allen Lebensbereichen wie Arbeit, Schule, Familie und Freizeit.

Allein dieser kurze hier vorgestellte Blick ins Internet macht deutlich, dass der Körper eine weitaus größere Rolle spielt, als ihm bisher in der erziehungswissenschaftlichen Kindheitsforschung zugestanden worden ist. Hier erscheint es dringend nötig, den Blick auf diese vergessenen Kinderwelten zu lenken und sich intensiv mit der Frage nach der sozialen Bedeutung der dicken Kinder und dem subjektiven Erleben der betroffenen Kinder und Eltern auseinander zu setzen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Universität Bielefeld. Fakultät für Gesundheitswissenschaften [online]. <http://www.uni-bielefeld.de/gesundhw/ag4/schwpkt/sp1slg.html> (21.09.2002).
- 2 Vgl. Jeggle 1986 und die Ausschreibung für den 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 5.-8.10. 2003 in Berlin [online]. <http://www.unibas.ch/volkskunde/volo/veranstaltungen/DGV2003.html> (15.08.2002).
- 3 Vgl. etwa Butler 1999, Duden 1999 und Stoff 1999.
- 4 Vgl. zur Kinderheilkunde Schulte/Spranger 1993 oder Niessen 1993.
- 5 Vgl. Stuttgarter Zeitung [online]. <http://www.stuttgarter-zeitung.de/stz/news/index.php> (18.11.2002).
- 6 Vgl. [online]. [http://www.3sat.de/nano/news/27130/\(24.11.2002\)](http://www.3sat.de/nano/news/27130/(24.11.2002)).
- 7 Vgl. [online]. <http://www.welt.de/daten/1998/12/12/1212vm83093.htx>.
- 8 Hellmut Erzigkeit (1978, S. 52) zitiert etwa 1978 eine Untersuchung, die zu dem Ergebnis kommt, dass Normalgewichtige ein recht positives Bild von dicken Frauen ha-

- ben: „Insgesamt wurde die dicke Frau bei den beurteilten Eigenschaften überwiegend positiv geschildert. Sie ist demnach gemüthlicher, hat Kinder lieber und ist freundlicher als die dünne Frau, die als beweglicher, schneller, ehrgeiziger, aber auch unbeherrschter eingestuft wurde. Die dicke Frau wurde überwiegend als ‚sympathisch‘ eingestuft.“
- 9 Der Film ‚Grüne Tomaten‘ von Jon Avnet, USA 1999, führt diese Position in ähnlicher Weise vor. Auch die amerikanischen Sitcom-Serien „Roxanne“ und „The King of Queens“ zeigen „dicke“ Helden im Alltag.
 - 10 Vgl. die Homepage von Otto Buchegger, der für sein Dicksein wirbt. [online]. <http://www.buchegger.de/dick.html> (18.11.2002).
 - 11 Vgl. [online]. <http://www.magersucht-online.de/presse/artikel/presse1.htm> (24.11.2002).
 - 12 [online]. <http://www.radiancemagazine.com/jenna.html>.
 - 13 Vgl. DKGW [online]. <http://www.medsoz.uni-freiburg.de/dkgw/forschungsverb/sachsen.htm> (28.11.2002).
 - 14 Auch für Erwachsene scheint es nicht so einfach festzustellen, ob man zu dick ist. Seit der Brocca-Index durch das BMI-Maß (Body-Mass-Index = Körpergewicht (kg) : (Körpergröße)²) abgelöst ist, scheint eine Festlegung noch schwieriger. Der Internet-Guide Lycos.de bietet deshalb unter der Rubrik ‚lifestyle‘ eigens einen BMI-Rechner an. Vgl. [online]. <http://www.lycos.de/webguides/lifestyle/kulinarisch/bmi.html> (15.11.2002).
 - 15 [online]. <http://www.a-g-a.de/Hauptseite/hauptseite.html> (18.11.2002). Die Universität Leipzig hat auf ihrem ab-server.de (Beratungs- und Informationsserver zu anorexia nervosa und bulimia nervosa) eine Linksammlung zum Übergewicht zusammengestellt, die sich mit dem Thema befasst. Vgl. [online]. <http://www.uni-leipzig.de/essstoerungen/ad-links.htm>. (20.11.2002).
 - 16 [online]. http://private.addcom.de/essen_fuer_kinder/uegew1d.htm (17.11.2002).
 - 17 Forschungsinstitut für Kinderernährung Dortmund [online]. <http://www.fke-do.de/news/feb2002.html> (25.11.2002).
 - 18 [online]. http://www.wdr.de/tv/service/familie/inhalt/20020116/b_3.phtml.
 - 19 Vgl. Barrett, S.: Ernährungsempfehlungen für Kinder. Übersetzung durch Neurologen & Psychiater des Saarlandes, Berufsverband der Niedergelassenen e.V. [online]. <http://neuropsychiater.org/ergaenzm.html> (8.10.2002).
 - 20 Vgl. Spaß mit Obst & Gemüse. Kinder-Kochbuch (REWE und Dole). Gratisheft 1997.
 - 21 Stiftung Warentest [online]: test SPEZIAL Schlank und Fit. [http://www.warentest.de/pls/sw/sw\\$nav.Startup?p_KNR=5002212846282620021009111443&p_E1=2&p_E2=0&p_E3=&p_E4=0&p_EbAend=1&p_inh=B:3785](http://www.warentest.de/pls/sw/sw$nav.Startup?p_KNR=5002212846282620021009111443&p_E1=2&p_E2=0&p_E3=&p_E4=0&p_EbAend=1&p_inh=B:3785) (8.10.2002).
 - 22 Die Daten wurden noch mit dem alten BROCCA-Index erstellt.
 - 23 Dies könnte in der Konsequenz vielleicht auch eine enge Kooperation mit Ärzten bedeuten.
 - 24 Das Internet darf dabei nicht nur als sekundäre Präsenz etablierter gesellschaftlicher Institutionen verstanden werden, etwa von Zeitungen oder Fernsehanstalten, sondern stellt einen eigenen neuen Raum der Öffentlichkeit her, eine Öffentlichkeit mit eigenen Regeln, eigenen Themen, eigenen Dynamiken und einer eigenen Ästhetik, wobei das Internet freilich in einem engen Wechselverhältnis zu anderen Formen der Medienöffentlichkeit steht.
 - 25 Es wurde die gleiche Abfrage mit unterschiedlichen Suchmaschinen (Fireball.de; AltaVista; MetaCrawler) und mit Katalogen (yahoo) stichprobenartig unternommen mit der Frage, ob sich noch andere Trefferguppen finden lassen. Bei der Auswahl der Suchmaschinen wurde das Verzeichnis der Universität Marburg zugrunde gelegt. Vgl. [online]. http://www.heise.de/ct/tipsundtricks/cttt7.shtml#7_1 (18.11.2002). Andere Suchmaschinen gaben jeweils andere Schwerpunkte aus. Metacrawler etwa listete als Erstes Seiten auf, die die Frage beinhalteten, wie Übergewicht zu erkennen sei. Seiten, die „ins Auge fielen“, wurden zu der Auswertung der Google-Liste hinzugenommen.
 - 26 Es wurden auch Suchmaschinen für Kinder untersucht, die aber, bis auf einige Diätvorschläge etwa bei „Bunte-Kuh.de“, kein nennenswertes Ergebnis brachten. Hier ist ein großes Defizit.

- 27 Eine Abfrage von den Stichworten „Kind“ und „dick“ ist natürlich nicht in der Lage, den gesamten Komplex der Körperkultur heutiger Kinder zu erfassen. So fehlt das Thema „Magersucht“. Auch wäre es möglich und wünschenswert, das Thema „Sport“ und „Übergewicht“ als Kindheitsthema näher in den Blick zu nehmen. Hier kommt man auf Themen wie „Sport und Abnehmen“ oder „Dicke Kinder im Sportunterricht“, was eine Problematik mit eigener Leidenstiefe darstellt. Da in diesem Aufsatz aber nur ein erster Zugang unternommen werden soll, musste eine thematische Auswahl getroffen werden. Deshalb wurde die erste Trefferliste als Ausgangspunkt für eine vertiefende Analyse des Internet-Diskurses über „dicke Kinder“ ausgewählt.
- 28 Es wurden aber auch – als Vorüberlegung für eine weiterführende englischsprachige Suche – mit den Begriffen „child“ und „fat“ weitere Abfrage gestartet.
- 29 Es handelt sich um eine Funktion von Google, die auf „Unterdrückung ähnlicher Seiten“ beruht.
- 30 [online]. <http://www.almeda.de/home/article/0,2600,NewsArticle1912,00.html> (25.11.2002).
- 31 Ärztwoche [online]. <http://www.infoline.at/adipositas> (19.11.2002).
- 32 Vgl. Arzneimittel Kompendium der Schweiz 2002 [online]: Reductil® 10/15. http://www.kompendium.ch/app/Info_d.cfm?Search=08574 (24.11.2002).
- 33 Vgl. BKK [online]. http://www.bkk.de/ihre_bkk/pressemitteilungen/index.php3?id=ausgabe&tblid=105 (15.11.2002).
- 34 Vgl. [online]. <http://www.dge.de> (17.11.2002).
- 35 Vgl. [online]. http://www.tiscali.de/wome/wome_center_DPA_Je.7415873.html. (17.11.2002).
- 36 Report Psychotherapie [online]. <http://www.psychotherapie.de/report/2000/09/00092602.htm> (6.11.2002).
- 37 BKK Bundesverband [online]: Jedes sechste Kind ist zu dick! http://www.bkk-heilberufe.de/news/shownews.asp?news_id=50. (16.11.2002).
- 38 aerztezeitung [online]: In Sachsen-Anhalt ist jedes dritte Mädchen zu dick. <http://www.aerztezeitung.de/docs/2001/08/28/151a0803.asp> (12.11.2002).
- 39 Vgl. Larisch Katharina [online]: Kleine Frührentner. http://www.netdokter.de/feature/uebergewicht_kinder.htm (14.11.2002).
- 40 [online]. http://private.addcom.de/essen_fuer_kinder/uegew1d.htm (17.11.2002).
- 41 3sat Nano [online]. <http://www.3sat.de/nano/astuecke/24761/> (19.11.2002).
- 42 Vgl. Stiftung Warentest 2001. <http://www.warentest.de>. „downloads“ (13.11.2002).
- 43 „Power-Kids“ ist von Prof. Dr. Koletzko (Universität München) und Prof. Dr. Pudel (Universität Göttingen). Eine Teilnahme am Programm dauert 12 Wochen, der Powerkid-Koffer kann gleich im Internet bestellt werden und kostet € 30,90. Versprochen werden Spaß und eine Abnahme, die zwar nicht spielend geht, aber doch leicht fällt. Angesichts der hohen Rückfallquoten ist dies meines Erachtens nicht unproblematisch. Vgl. [online]. http://www.powerkids.de/c_m1s1.htm. Stiftung Warentest schreibt: ein spielerisches Bewegungs- und Ernährungstraining für zu Hause. Vgl. Stiftung Warentest [online]: test SPEZIAL Schlank und Fit. <http://www.warentest.de>. „downloads“ (13.11.2002).
- 44 Vgl. MobyDick [online]. <http://www.mobydicknetzwerk.de/> (19.11.2002).
- 45 3sat Nano [online]. <http://www.3sat.de/nano/astuecke/24761/> (19.11.2002).
- 46 Vgl. [online]. <http://snb.blinx.de/infothek/schulmaterialien/index.html>

Literatur

- Alanen, L.: *Modern childhood? Exploring the "childquestion" in sociology.* Jyväskylä 1992
- Barlösius, E.: *Soziologie des Essens.* München 1999
- Bick, M. (Hrsg.): *Warum sollen wir Dicken uns dünne machen. Klage gegen den Schlankheitsterror.* Reinbek bei Hamburg 1980
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hrsg.): *Zehnter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfen in Deutschland.* Bonn 1998
- Brillat-Savarin, J.A.: *Physiologie des Geschmacks oder physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse.* Übers. u. mit Anmerkungen versehen von Carl Vogt. Braunschweig 1867
- Buchner, J.: *Kultur mit Tieren. Zur Formierung des bürgerlichen Tierverständnisses im 19. Jahrhundert.* Münster u.a. 1996
- Butler, J.: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts.* Frankfurt a.M. 1999
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung (DGE) (Hrsg.): *Ernährungsbericht 1976.* Frankfurt a.M. 1976
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung (DGE) (Hrsg.): *Ernährungsbericht 1980.* Frankfurt a.M. 1980
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung (DGE) (Hrsg.): *Ernährungsbericht 1996.* Frankfurt a.M. 1996
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung (DGE) (Hrsg.): *Ernährungsbericht 2000.* Frankfurt a.M. 2000
- Duden, B.: *Genus und das Objekt der Volkskunde im Licht der neueren Körpergeschichte.* In: Köhle-Hezinger, C./Scharfe, M./Brednich, R. (Hrsg.): *Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur.* Münster u.a. 1999, S. 66-74
- Erlewein, E.: *Hauswirtschaftslehre.* 14. Aufl. München 1952
- Erzigkeit, H.: *Adipositas – Versuch der psychologischen Beschreibung einer Extremgruppe.* Erlangen-Nürnberg 1978 (Dissertation)
- Fölling-Albers, M.: *Veränderte Kindheit – revisited. Konzepte und Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Kindheitsforschung der vergangenen 20 Jahre.* In: Fölling-Albers, M. u.a. (Hrsg.): *Jahrbuch Grundschule III.* Frankfurt a.M. 2001, S. 10-51
- Fuhs, B.: *Ernährung als Teil von Alltagskultur – Essen im Zivilisationsprozeß.* Marburg 1983 (unv. Diplomarbeit)
- Fuhs, B.: *Kinderwelten aus Elternsicht. Zur Modernisierung von Kindheit.* Opladen 1999
- Gergely, S. M.: *Diät – aber wie?* München/Zürich 1984
- Göttsch, S.: *Geschlechterforschung und historische Volkskunde.* In: Köhle-Hezinger, C./Scharfe, M./Brednich, R. (Hrsg.): *Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur.* Münster u.a. 1999, S. 1-17
- Grüninger, U.: *Hilfe mein Kind wird zu dick. Ratschläge für Mütter und Väter.* Berlin 1978
- Hengartner, T.: *Volkskundliches Forschen im, mit und über das Internet.* In: Göttsch, S./Lehmann, A. (Hrsg.): *Methoden der Volkskunde.* Berlin 2001, S. 187-211
- Hengst, H./Kelle, H. (Hrsg.): *Kinder – Körper – Identitäten. Theoretische und empirische Annäherungen an kulturelle Praxis und sozialen Wandel.* München 2003
- Homfeldt, H.G. (Hrsg.): *Anleitungsbuch zur Gesundheitsbildung. Ernähren, Bewegen, Kleiden, Naturerleben.* (2. Aufl.) Hohengehren 1993
- Honig, M.-S.: *Entwurf einer Theorie der Kindheit.* Frankfurt a.M. 1999
- Hurrelmann, K.: *Gesundheitssoziologie.* Weinheim 2000
- James, A./Jenks, C./Prout, A.: *Theorizing childhood.* New York 1998

- James, A./Prout, A.: *Constructing an reconstruction childhood. Contemporary issues in the sociological study of childhood.* London 1997
- Jeggle, U.: *Der Kopf des Körpers: eine volkskundliche Anatomie.* Weinheim u.a. 1986
- Kasper, H./Zang, E.: *Übergewicht.* (2. Aufl.) Wien u.a. 1978
- Keil, H.: *Deutschlandberichterstattung in amerikanischen Fernsehnachrichten.* In: Garz, D./Kraimer, K. (Hrsg.): *Qualitativ-empirische Sozialforschung.* Opladen 1991, S. 343-375
- Kelle, H.: *Die Komplexität sozialer und kultureller Wirklichkeit als Problem qualitativer Forschung.* In: Friebertshäuser, B./Prengel, A. (Hrsg.): *Handbuch qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* München 1997, S. 192-208
- Keller, R. u.a. (Hrsg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden.* Opladen 2001
- Kinder-Ernährung in Baden-Württemberg.* Hrsg. v. Sozialministerium Baden-Württemberg, Ministerium für Ernährung und Ländlichen Raum Baden-Württemberg. Stuttgart 2002
- Kirsten, B.: *Moppel wär gern Romeo.* Hamburg 1991
- Krag, G.: *Ernährungssituation in Deutschland.* In: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (DGE) (Hrsg.): *Ernährungsbericht 2000.* Frankfurt a.M. 2000, S. 17-96
- Markefka, M./Nauck, B. (Hrsg.): *Handbuch der Kindheitsforschung.* Neuwied/Kriftel/Berlin 1993
- Niessen, K.-H. (Hrsg.): *Pädiatrie.* (3. neu bearb. Aufl.) Weinheim u.a. 1993
- Orbach, S.: *Anti Diät Buch II. Eine praktische Anleitung zur Überwindung von Esssucht.* München 1983
- Orbach, S.: *Anti-Diätbuch. Über die Psychologie der Dickleibigkeit, die Ursachen von Esssucht.* München 1978
- Podlich, C./Kleine, W.: *Medien- und Bewegungsverhalten von Kindern im Widerstreit: eine Zeitbudgetstudie an Grundschulkindern.* Aachen u.a. 2000
- Preuss-Lausitz, U.: *Die kindgerechte Leistungsschule – eine aktuelle Herausforderung für Eltern, Schule und Politik. Eröffnungsvortrag Fachtagung Runder Tisch Grundschule Baden-Württemberg am 16. März 2002 in Ludwigsburg.* www.tu-berlin.de/fak1/ewi/hphl/upl/downloads/ludwigsburg3-02.doc (18.11.2002)
- Preuss-Lausitz, U.: *Kinderkörper zwischen Selbstkonstruktion und ambivalenten Modernitätsanforderungen.* In: Hengst, H./Kelle, H. (Hrsg.): *Kinder, Körper, Identitäten.* München 2003
- Prout, A.: *The Body, Childhood and Society.* New York 1999
- Pudel, V.: *Essverhalten und Ernährungszustand von Kindern und Jugendlichen – eine Repräsentativerhebung in Deutschland.* In: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (DGE) (Hrsg.): *Ernährungsbericht 2000.* Frankfurt a.M. 2000, S. 115-146
- Rössler, P./Eichhorn, W.: *WebCanal – ein Instrument zur Beschreibung von Inhalten im World Wide Web.* In: Batinic, B. u.a. (Hrsg.): *Online Research Methoden, Anwendungen und Ergebnisse.* Göttingen 1999, S. 263-276
- Schulte, F.J./Spranger, J.: *Lehrbuch der Kinderheilkunde. Erkrankungen im Kindes- und Jugendalter.* (27. Neubearb. Aufl.) Stuttgart/Jena/New York 1993 [erste Aufl. 1911]
- Schulze, G.: *Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart.* Frankfurt a.M./New York 1993
- Speichert, H.: *Süße Sachen. Ein Rezeptbuch für gesunde Naschereien.* Reinbek bei Hamburg 1982
- Stiftung Warentest: *test spezial: schlank und fit. 80 Diäten im Vergleich.* 4/2002
- Stoff, H.: *Diskurse und Erfahrungen. Ein Rückblick auf die Körpergeschichte der neunziger Jahre.* In: *Archiv für Sozialforschung* 14 (1999), Heft 2, S. 142-160

Friederike Heinzel

Zwischen Kindheit und Schule – Kreisgespräche als Zwischenraum

Zusammenfassung

In der Grundschule wurden die Untersuchungen zur außerschulischen Lebenswelt und zum Wandel der Kindheit häufig aufgegriffen, um Probleme zu erklären und Reformansätze zu begründen. Nur sehr selten allerdings wurden Kindheitsforschung und Grundschulforschung verbunden, d.h. kinderulturelle Aktivitäten im Kontext von Schule untersucht. Mit der Untersuchung von Kreisgesprächen wird an einer Schnittstelle von Kinderalltag und Schule angesetzt. Sie sind nicht nur in Übergangssituationen (am Montag, am Morgen, nach der Pause) platziert, sondern Kinder erhalten hier auch explizit die Möglichkeit, ihre Erlebnisse und Erfahrungen in die Schule zu tragen. In diesem Beitrag wird ein Einblick gegeben in die kinderulturellen Aktivitäten im Kreis. Kreisgespräche werden als Sozialisations-situation und Kindheitsraum erkennbar. Dabei kommen Umriss einer generationenvermittelnden Grundschule zum Durchbruch, welche die doppelte Verpflichtung dieser Schule sowohl gegenüber dem Kind als auch gegenüber der Gesellschaft bedingt einzulösen vermag.

Abstract

In order to explain problems and to justify reform options, primary schools have often taken up studies about the outer-school life world of children and the transformation of childhood. Research on childhood and primary school have hardly ever been inter-linked, especially analysing cultural activities of children in their school-related context. The analysis of 'circle talk' focuses on the intersection of children's daily life and school. This kind of talk is not only taking place in transitional situations at school (on Mondays, in the morning, after a break); moreover, children have the explicit opportunity to bring their experiences and knowledge into school. This paper provides insight into the cultural activities of children occurring during circle time. Circle talks are becoming acknowledged as a socialising situation and as a space for children. Thereby, the outlines of a generation-mediating primary school will be gaining acceptance. To some extent this school can carry out its double obligation to the children and to the society.

Untersuchungen im Kontext der Kindheitsforschung fokussierten bislang kaum auf institutionalisierte Sozialisationskontexte. Es wurde davon ausgegangen, dass Kinder in der Grundschule nur schwer als kompetente Akteure wahrge-

nommen werden können. Kindheitsforschung konzentrierte sich auf die Beziehungen der Gleichaltrigen und deren Widerständigkeit gegen gesellschaftliche Zustände und Zumutungen. Die Eigenständigkeit der Kinder wurde betont, doch die Rahmung der Verselbstständigungsprozesse blieb unbeachtet. Studien aus dem Bereich der Grundschulforschung wiederum berücksichtigten die außerschulische Lebenswelt vor Schülerinnen und Schülern kaum. Die Wechselwirkungen zwischen Kindheit und außerschulischer Lebenswelt wurden weder von der Kindheitsforschung noch von der Grundschulforschung zum Gegenstand gemacht. In diesem Beitrag werden nun ausgewählte Ergebnisse des qualitativen Teils einer Forschungsarbeit vorgestellt, in der diese Wechselwirkungen zum Thema wurden. Untersucht wurden Kreisgespräche in der Grundschule.

Zuerst wird ausgeführt, warum die Untersuchung von Kreisgesprächen besonders interessant erschien und welche Methoden verwendet wurden (1). Dann wird auf Verbreitung, Grundtypen und allgemeine Strukturen von Kreisgesprächen eingegangen (2). Anschließend soll durch Beschreibung von ausgewählten Beobachtungen und Reflexion der Teilnahme in Kreisgespräche hineingeführt werden (3). Zuletzt stelle ich Auswertungsergebnisse vor, die sich auf die Wechselwirkungen in den Blickfeldern Sozialisation, Kindheit und Schule beziehen (4). Diese Foci wurden gewählt, weil sich in ihnen Überlegungen verdichten lassen, die sich zum einen auf die Kinder beziehen, die ihre Fähigkeiten in sozialen Bezügen entfalten (Sozialisation), die Erfahrungen und Gegenstände aus Familie und kinderkultureller Praxis mit in die Schule bringen (Kindheit) – in eine Schule, deren Vermittlungsprozesse gegen die Probleme wechselseitiger Fremdheit und Nicht-Anerkennung der Verschiedenheit der Perspektiven geschützt werden sollte (Schule).

1. Kreisgespräche oder: ‚Die Wechselwirkungen erhalten einen Ort‘

Die qualitative Untersuchung von Kreisgesprächen erschien mir aus fünf Gründen interessant:

1. Kinder finden sich in Kreisgesprächen in einer egalitären Anordnung mit der Lehrerin oder dem Lehrer versammelt. Sie verfügen in dieser Situationen über eine quantitative Mehrheit und sind durch Blickkontakt miteinander verbunden. Im Gegensatz zu einer schulischen Konferenz, in der SchülervertreterInnen die Minderheit bilden, ist eine kinderkulturelle Akzentuierung der Kreissituation im Rahmen des Unterrichts zumindest denkbar. Die kinderkulturelle Welt erhält ein wenig Platz im Unterricht oder wie die siebenjährige Emma das im Interview ausdrückt: Im Kreis kann man das erzählen oder zeigen, was man sonst „so heimlich durchleiten“ muss. Deshalb werden Kreisgespräche von Kindern teilweise auch noch gar nicht als Unterricht empfunden. Sie sind noch gar nicht „normaler Unterricht“, erklärte mir die zwölfjährige Anke.

2. Kreisgespräche bilden eine abgegrenzte und gut zu beobachtende Bühne, auf der Kinder und Erwachsene im Rahmen der Institution zusammentreffen. In Kreisgesprächen wird die Kommunikation der Gleichaltrigen mit den Lehrer-Schüler-Interaktionen vernetzt und generiert so ein komplexes soziales Zusammenspiel von kommunikativer Interaktion und schulischen Strukturen, Werten und Anforderungen.
3. In Kreisgesprächen an Grundschulen können Kinder von ihrer außerschulischen Lebenswelt erzählen; sie können Gegenstände aus ihrer außerschulischen Lebenswelt mitbringen und ihre Beziehungen zu Gleichaltrigen thematisieren. Daher versprach die Analyse von Kreisgesprächen die Annäherung an Perspektiven von Kindern.
4. Kreisgespräche, am Montag oder Morgen platziert, geben dem Übergang zwischen außerschulischer Lebenswelt und Schule eine Gestalt.
5. Kreisgespräche können als vorstrukturierte Kindheitsräume verstanden werden. Sie zeigen die engen Verbindungen von Erwachsenen und Kindern, wie sie im Rahmen der Schule vorhanden sind und von der Kindheitsforschung bislang zu wenig berücksichtigt wurden.

Ich spitze zu und behaupte: In der Kreissituation erhält die Wechselwirkung zwischen Schule und außerschulischen Erfahrungen einen Ort. Kreisgespräche dienen, im strukturfunktionalen Sinne, der Anpassung und Integration. Gleichzeitig wird auf unterschiedlichsten Ebenen interagiert: auf der Ebene der Lehrer-Schüler-Beziehungen und auf der Basis der Gleichaltrigenbeziehungen, auf der Grundlage der Sprachsymbole und auf der sinnlich-symbolischen Ebene. Ich verstehe Kreisgespräche – und dies soll in meinen weiteren Ausführungen deutlich werden – als Sozialisationsituation und Kindheitsraum.

Da in der von mir durchgeführten Untersuchung (Heinzel 2001a) von einer Differenz der Beobachter-, Lehrer- und Schülerperspektiven ausgegangen wurde, wurde ein methodisches Setting gewählt, welches es erlaubt, diese Perspektivendifferenz auch zu erfassen (vgl. Heinzel 2000). Zunächst fand eine bundesweite Befragung von 604 Lehrerinnen und Lehrern zur Verbreitung und Verwendung der Sozialform „Kreis“ im Unterricht statt. Außerdem nahm ich als teilnehmende Beobachterin an 26 Kreissituationen in 23 Grundschulklassen teil. Weiter wurden in drei Klassen an je fünf aufeinanderfolgenden Tagen alle Kreisgespräche gefilmt. Um Perspektiven triangulieren zu können, wurden auch Interviews mit den Lehrerinnen dieser videografierten Klassen und mit ausgewählten Kindern geführt. Durch die teilnehmenden Beobachtungen, die in ethnografische Beschreibungen mündeten, setzte ich mich den Ordnungen und Praktiken der jeweiligen Kreis-Kultur immer wieder neu aus. Es waren jeweils neue Zugänge zu den im Kreis versammelten Gemeinschaften, ihren Regeln und Praktiken herzustellen. Die Videoaufnahmen von Kreisgesprächen erlaubten es, die schnellen Wortwechsel der Kinder, die Inszenierung ihrer Erzählungen, die Entwicklung ihrer Gedanken beim Sprechen und die Abstimmung der Lehrer-Schüler-Interaktion mit der Interaktion der Gleichaltrigen zu dokumentieren. Die Aufzeichnungen wurden transkribiert und die entstandenen Texte mit verschiedenen Methoden der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik (v.a. Tiefenhermeneutik, aber auch Objektive Hermeneutik und Dokumentarische Metho-

de) analysiert. Auf der theoretischen Ebene ging es mir um eine Verknüpfung von sozialisations-, kindheits- und grundschultheoretischen Annahmen, wobei von der aktiven Konstruktionstätigkeit des sich bildenden Subjekts in sozialen Interaktionszusammenhängen ausgegangen wurde (vgl. Berger/Luckmann 1969; Krappmann 1969; Lorenzer 1973; Grundmann 1999). Bei meinen Interpretationen von Kreisgesprächen habe ich mich auf die Interaktionen, die Identitätsbalance der beteiligten Kinder und auf ihre aktive und produktive Realitätsverarbeitung im Zusammenspiel mit den Gleichaltrigen und der Lehrerin als Person und als Repräsentantin der Institution Schule konzentriert.

2. Verbreitung, Grundtypen und fallübergreifende Charakterisierung

Bei der Kreissituation handelt es sich um eine Gesprächsform, die sich in der Grundschule weitgehend etabliert hat. In vielen Klassen versammeln sich Kinder mit ihrer Lehrerin/ihrem Lehrer zum Wochenbeginn, jeden Morgen, zum Wochenabschluss oder zu verschiedenen weiteren Anlässen (z.B. Planung, Konfliktbesprechung, Feier) im Kreis. Kreisgespräche werden von fast 90% der GrundschullehrerInnen arrangiert; 40% versammeln sich täglich mit Kindern in der Kreisform. In Kreisgesprächen stehen vor allem die Erlebnisse und Beziehungen der Kinder im Mittelpunkt, aber sie sind auch ein Ort für Unterricht und für die Gestaltung der Klassenkultur. Drei Grundorientierungen der LehrerInnen konnten bei der Befragung und bei den Beobachtungen ermittelt werden: eine Betonung von Kreisarrangements als Demokratie- und Partizipationsform, als Sozialform für gelenkte Unterrichtsgespräche oder als Beziehungsform. Für den Ablauf sind vielfältige Gestaltungsvarianten möglich: zwischen dominanter und demokratischer Moderation sowie lehrer- und schülerzentrierter Interaktion. Lehrende können wählen, ob stärker erlebnis- oder unterrichtsbezogene Inhalte im Zentrum stehen, und sie legen durch ihre Art der Konzeption fest, ob der Kreis eher eine Übergangsfunktion im Raum zwischen Schule und außerschulischem Kinderleben erhält oder ob er stärker der Integration in die Schule dient.

Die für die drei Fallstudien ausgewählten Beispiele entsprachen den in der Befragung gefundenen Typen von Kreisgesprächen. Sie unterschieden sich in der Art, wie den Kindern ermöglicht wurde, ihre Sichtweisen in Erzählungen oder Vorschlägen einzubringen:

- In Klasse A stand das Aushandeln von Partizipation und sozialer Ordnung im Kreisgespräch im Vordergrund und Kreisgespräche konnten sich hier eher egalitär entfalten.
- In Klasse B stand das Lernen und das sachliche Unterrichtsgespräch im Mittelpunkt. Der Kreis wurde eher hierarchisch geleitet und die Kinder erhielten wenig Raum.

- In Klasse C bildeten soziale und persönliche Probleme der Kinder und ihre Selbstthematizierungen den Schwerpunkt.

In allen drei Fällen gelang es den Kindern, sich aufeinander zu beziehen, Sozialwelt zu thematisieren und eigene Angelegenheiten zu verbalisieren oder in Szene zu setzen. Die Erzählungen und Geschichten der Kinder im Kreis entstanden als interaktive Erzählungen, wobei sich die sprechenden Kinder mit den Gleichaltrigen und der Lehrerin in schnellen Blick- und Wortwechseln gleichzeitig abstimmten. Die Lehrerin wird aus der Perspektive der Kinder zur Mitspielerin im Kreis, die zugleich Assistentin sein soll. Von ihr wird Schutz erwartet; aus der Perspektive der Kinder bewahrt eine „gute Lehrerin“ vor Eskalationen, unterstützt bei der Vermittlung und sorgt dafür, dass die Kinder im Gespräch bleiben.

Allerdings stellte sich auch sehr deutlich die Knappheit der Ressource Zeit im Kreisgespräch heraus, die sich häufig in einem sehr knappen Sprachstil zeigt. Weiter wurden Antinomien des Lehrerhandelns (vgl. Helsper 1996) erkennbar. Es konnten routinisierte Ausführungen und formalisierte Schließungen sozialer Prozesse beobachtet werden und manchmal auch therapeutische Situationen, welche die LehrerInnen überforderten.

Es zeigte sich immer wieder, dass sprechende Kinder im Kreis in einer ständigen Pendelbewegung interagieren: zwischen den Regieanweisungen der Lehrerin und den Inszenierungsvorschlägen der Gleichaltrigen, zwischen den von der Lehrerin für wichtig erachteten Themen und den kinderulturellen Themen, zwischen schulischen Anforderungen und den Normen der Kinderkultur. Die Kinder wirken dabei eher selten überfordert; oft scheint es vielmehr so, als bewältigen sie diese Anforderung mit einer fast spielerischen Leichtigkeit und auch mit einem gewissen Vergnügen. Die Analyse der Kinderbeiträge zeigt ihre Lust am Unsinn, an Missgeschicken und Pointen, an Wortspielen und am Spiel mit Zeit- und Altersangaben. Außerdem werden grundlegende Konflikte thematisiert.

Im Blick von Erwachsenen erscheinen die Verhandlungen von Kindern im Kreis nicht selten banal und die collagehaften Interaktionen wirken manchmal absurd. Die von mir durchgeführten Vergleiche von Interviews mit Lehrerinnen und Kindern über Kreisgespräche verweisen auf die deutliche Differenz ihrer Perspektiven. Während die Aussagen der Lehrenden auf ihre pädagogischen Absichten konzentriert sind, verankern Kinder ihre Sichtweisen im Geflecht der Gleichaltrigen. Dass die schulische Hinterbühne und die kinderulturellen Praktiken im Rahmen von Kreissituationen einen gewissen Platz im Bühnenspiel des Unterrichtsgeschehens erhalten, wird von LehrerInnen nicht selten als Irritation wahrgenommen. Im Folgenden werde ich versuchen, durch die Verbindung von inhaltlichen Beobachtungen und Prozessen methodischer Reflexion in die Kreissituation und die Analyse der sozialen Prozesse derselben hineinzuführen. Ich werde mich vor allem auf die Teilnehmende Beobachtung von Kreissituationen beziehen, aber auch Textauszüge aus den Videobeobachtungen in Klasse A verwenden.

3. Als Fremde im Regelwerk des Kreises

Als forschende Teilnehmerin an Kreissituationen übertrat ich die Klassengemeinschaftsgrenzen und wurde selbst für kurze Zeit Mitglied der Kreisgemeinschaften. Ich erfuhr den Kreis als Sozialisationssituation gewissermaßen „am eigenen Leibe“. Während ich bei den Videobeobachtungen außerhalb des Kreises hinter der Kamera stand, saß ich bei den teilnehmenden Beobachtungen fast immer als fremder Gast in der Runde. Nachdem ich Platz genommen hatte, war ich meist etwas verunsichert. Mein Blick traf sich mit verschiedenen Kinderblicken. Ich nahm manchmal Interesse oder offene Neugier wahr, manchmal Desinteresse, manchmal Aufmunterung, manchmal Scham, manchmal Ablehnung. Einige Kinder ignorierten mich, andere wollten neben mir sitzen und hielten mir einen Platz frei. Als Fremde kannte ich die konkreten Regeln und Rituale des Ablaufs nicht. Ich versuchte, möglichst schnell zu erfassen, wenn das Wort reihum vergeben wurde und bei mir ankam, ob die Kinder von mir erwarten, dass ich spreche und was ich auswählen soll, um als Teilnehmerin akzeptiert zu werden. Mit der Zeit kannte ich verschiedene typische Regeln, aber jede Kreisgemeinschaft hatte auch spezifische Ordnungen herausgebildet, die mir unbekannt waren. Über ein angemessenes Verhalten in der Kreissituation klärten mich die neben mir sitzenden Kinder oder die Kreiskinder bzw. PräsidentInnen meist ganz nebenbei auf. Oft erschien mir die Situation wie von unsichtbarer Hand gesteuert. Ich zitiere aus einem meiner Protokolle:

Es ging wieder alles nach einer unsichtbaren Ordnung und so schnell, dass ich die Regeln nicht erfassen und kaum protokollieren konnte. Bei der Drei-Leute-Regel rufen die Mädchen zwei Mädchen und einen Jungen, die Jungen ein Mädchen und zwei Jungen auf. Oft wird zuerst aufgerufen, wer stark drängt. Ich wurde allerdings sofort aufgerufen, und rufe dann wieder ein Mädchen auf, was falsch war. (Klasse H, Protokoll Nr. 7)

Ich bemühte mich, die Regeln im Kreis möglichst schnell zu erfassen, nicht nur um sie protokollieren, sondern auch um mich adäquat verhalten zu können. Das Beobachtungsprotokoll gibt meinen Eindruck der „unsichtbaren Ordnung“ wieder und erwähnt auch einen meiner Normverstöße, die mir, als mit der Situation noch nicht Vertrauten, allerdings jedesmal nachgesehen wurden. Meine besondere Stellung im Kreis wird deutlich, denn das von den Kindern angenommene Höflichkeitsgebot und mein Status als Erwachsene führten dazu, dass ich von den Kindern sofort das Wort erhielt, dies vor allem wohl deshalb, weil dem aufrufenden Kind verbal und durch einander bestärkende Blicke signalisiert wurde, dass es mich aufrufen soll. Die Jungen, die eigentlich an der Reihe sind, beklagten sich nicht, als ich anschließend ein Mädchen auswählte. Nur das Mädchen neben mir, machte mich flüsternd darauf aufmerksam, dass eigentlich ein Junge das Wort hätte erhalten müssen. In solchen Interaktionen wurde ich von den Kindern in das Regelwerk ihrer Kreissituation einsozialisiert.

„Der Gast im Kreis“ war eine soziale Situation, die von jeder Gruppe bewältigt werden musste und für die es unterschiedliche – teilweise ritualisierte – Bewältigungsstrategien gab. Bezogen auf die Begrüßungssituation, waren neben der Spielart, dass ich überhaupt nicht im Kreis willkommen geheißen wurde, drei weitere Grundformen gebräuchlich: 1. Die Kinder gestalteten die Situa-

tion, indem das Kreiskind mich begrüßte oder Kinder sich erkundigten, wer ich sei. 2. Der Kreis und ich selbst als dessen Mitglied regelte sie, indem ich bei der Wortvergabe an der Reihe war und meine Anwesenheit erklärte. 3. Die Lehrerin arrangierte die Situation, indem sie mich vorstellte oder mir einen Platz außerhalb des Kreises auf einem höheren Erwachsenenstuhl zuwies. Diese Grundvarianten der Begrüßung können auch bereits als Indikatoren für die Art der Ausrichtung der Kreissituation (eher kindzentriert, gemeinschaftszentriert oder lehrerzentriert) gelten. Einmal wurde ich von der Lehrerin auch gebeten, auf einem hohen Stuhl außerhalb des Kreises Platz zu nehmen. Die Varianten reichen also von der Aufnahme in den bis zum Ausschluss aus dem Kreis, von der Öffnung durch Kinder bis zur „Konfirmation der Grenze der Klassengemeinschaft“ (Göhlich/Wagner-Willi 2001, S. 131).

Am Beispiel meiner Begegnung mit dem fünfjährigen Joao, der Schüler einer Eingangsstufe war, kann der Status meiner Mitgliedschaft eindrucksvoll veranschaulicht werden. Joao hatte zum ersten Mal das Amt des Morgenkreiskindes inne. Ich zitiere aus meinem Protokoll:

Das Morgenkreiskind Joao zögert vor jedem neuen Schritt der Ausübung seines Amtes. Immer wieder legt er den Finger an den Mund, lächelt und schaut zur Decke. Für mich wirkt er verlegen, vielleicht ist es aber auch seine Art nachzudenken oder um Hilfe nachzusuchen. Die Lehrerin oder einzelne Kinder sagen ihm dann, was er als nächstes zu tun hat. Er scheint das Amt zum ersten Mal auszuführen. Dennoch habe ich den Eindruck, dass er gerne Morgenkreiskind ist. Als Joao rundgeht, um die Kinder im Kreis zu zählen, irritiere ich ihn. Er weiß nicht, ob er mich mitzählen soll. Die Verunsicherung ist so stark, dass er neu beginnen muss. Beim zweiten Versuch geht er an mir vorbei. Er hat sich inzwischen entschlossen, mich nicht mitzuzählen. Einige Kinder, die sein Problem wahrgenommen hatten, haben ihm dazu geraten. (Klasse U, Protokoll 21)

Das Zählen der Kinder gehört in manchen Klassen zu den Aufgaben des Kreiskindes oder Präsidenten. In allen anderen beobachteten Situationen war es selbstverständlich, dass die Lehrerin und ich nicht einbezogen wurden. Für Joao allerdings schienen die Grenzen der Klassengemeinschaft noch nicht klar bestimmt zu sein und er konnte auch noch nicht spontan zwischen einer Gastmitgliedschaft und einer festen Mitgliedschaft in der Gemeinschaft unterscheiden. Möglicherweise erkannte Joao in dieser Situation die Grenzen der Klassengemeinschaft. Das Ritual des Zählens ist hier nicht Kontrollinstrument sondern soziales Gestaltungsmittel, um Zugehörigkeit zu erkennen und zu festigen (vgl. auch Prengel 1999). Dieses Beispiel zeigt eindrucksvoll die sozialisatorischen Wirkungen der Kreissituation. In den Aushandlungen im Kreis werden die Kinder und kurzfristig auch die Besucherin durch aktive Auseinandersetzung zu einem Mitglied der Gemeinschaft. Es lassen sich vielfältige strukturierende Handlungen und Inszenierungen beobachten, die entweder von den Regieanweisungen und Ordnungsvorschlägen der Lehrenden ausgehen oder sich kinderultureller Praktiken der Strukturierung bedienen.

4. Zwischen kindlicher Eigenwelt und sozialer Resonanz

Gemeinschaften können als „dramatische Handlungsfelder“ (Wulf 2001, S. 10) verstanden werden, die ein Interaktionssystem darstellen, das seine Einheit aus – durchaus auch divergierenden – Interaktionen gewinnt. Wenn Gruppen zusammenfinden, die faktisch gemeinsame Erfahrungen machen, entstehen Verflechtungen zwischen Menschen, die auf konjunktiven und kollektiv geteilten Erfahrungen beruhen. Rituale als symbolische Inszenierungen erhalten hierbei oft konstituierenden Charakter. Im Rahmen meiner Fallanalysen zeigte sich, dass Kreisgespräche als solche ritualisierten, generativ und intergenerativ verflochtenen „dramatischen Handlungsfelder“ und auch als „Übergangsräume“ im Sinne Winnicotts (1969) begriffen werden können. Die Kreissituation dient der Klassengemeinschaft, indem sie Differenzen konturiert und bearbeitet, Krisen bewältigt und Übergänge gestaltet.

In zahlreichen transkribierten Szenen und Beobachtungsprotokollen konnte ich zurückverfolgen, dass die beobachteten Kinder ihre Wünsche, Phantasien und Lebenserfahrungen im Kreis nicht bloß rein sprachlich, narrativ ins Spiel bringen, sondern auch leibhaftig und sinnlich-symbolisch. Im Folgenden ein Beispiel aus einem Unterrichtsgespräch über den Aschermittwoch:

Die Lehrerin weist darauf hin, dass heute ein besonderer Tag sei und will wissen welcher. Einige Kinder rufen „Aschermittwoch“. Die Lehrerin fragt nun nach der Besonderheit und Bedeutung dieses Tages. Marion meint „da ist Faschingsende“, Senta ruft „da ist alles vorbei“. Joel droht lachend, dass jeder Mensch, der Fasching gefeiert habe, am Aschermittwoch verbrannt werde. Die Lehrerin erklärt, dass 40 Tage nach Aschermittwoch Ostern sei und die Fastenzeit beginne. Einige Jungen beschuldigen sich gegenseitig, das Sofa kaputtgemacht zu haben. Die Lehrerin erklärt den Brauch des Aschenkreuzes. Lukas will wissen, ob die Zweige in der Kirche verbrannt werden. Mehrere Kinder lachen. Tatjana erzählt, dass sie und ihre Schwester sich oft mit Ruß aus dem Kamin beschmieren und dies viel Spaß mache, was ebenfalls Belustigung auslöst. Miriam sagt zu den neben ihr sitzenden Mädchen, doch halblaut für alle hörbar, dass es auch schön sei, sich mit Lippenstift zu beschmieren. Die Lehrerin betont noch einmal, dass der Tag Aschermittwoch heiße. Dann nimmt sie das Vorlesebuch (Klasse G, Protokoll Nr. 6).

Die Szene wirkt – auf den ersten Blick – chaotisch, denn die Kinder interagieren hier auf einer sinnlich-symbolischen Ebene. Der Asche als einem Symbol der Vergänglichkeit wird hier ein fulminantes Gegenszenario entgegengesetzt: Aggression (das Sofa), Leben (Feuer, als lebendiges Element), Bann (Berührung der Asche) und schließlich Lust und Leidenschaft (der Lippenstift). Die Art der Präsentation im Alltag der Kreissituation wird teils zur bewusst spielerischen, teils zur unbewusst inszenierten Selbstdarstellung. Kinder produzieren dabei Selbst- und Weltdeutungen in „gespielten Figuren“. Das symbolisch strukturierte Gebilde der Identität wird sinnlich vorgeführt (vgl. Belgrad/Busch 1998). Die Symbolisierung in der spielerischen Kreissituation verlagert die Erzählung in eine Art „Sinnentheater“, gekoppelt mit Gesprächen der Gleichaltrigen über „alternative Inszenierungen, Regievorschläge und Probeentwürfe“, in indirekten Formen, „pendelnd zwischen spontaner Inszenierung und gebrochener, verfrem-

deter Selbstdarstellung“ (ebd. S. 143). Die in Szene gesetzten symbolischen Formen ergänzen die szenischen Darstellungen des einzelnen Kindes dabei durch die der Anderen. Identitätswürfe werden in einem intersubjektiven Vorgang und durch szenisches Verstehen geschaffen. Die Kinder stellen so der objektiven Wirklichkeit der Kreissituation selbstgeschaffene Bilder gegenüber.

Im Kreis wird aber nicht nur auf einer sinnlich-symbolischen Ebene interagiert, sondern er ist auch selbst ein präsentatives Symbol. Die Versammlung von Personen im Kreis ist rituell und sozial verankert und berührt das Wechselspiel von symbolisch bedeutsamen Gegenständen in der Realität und sinnlich-symbolischen Gegenständen im Menschen und damit das Zusammenspiel von Identität und Sozialität.

Der Kreis als Bühne, als symbolisch aufgeladene Versammlungsform und dramatisches Handlungsfeld formt einem „intermediären Raum“, in dem vermittle Sprache und sinnlich-symbolischer Interaktionen eine Verbindung zwischen Subjekt und Objekt ermöglicht wird. Die sinnlich-symbolischen Interaktionsformen sind nach Lorenzer Schnittstellen zwischen Individualität und Sozialität (vgl. Lorenzer 1986, S. 54ff.; 1988, S. 109ff.).

Wenn Kinder und die Lehrerin mit ihren Körpern die Kreislinie bilden, wird damit der Vision einer egalitären Gemeinschaft eine rituelle Gestalt gegeben. Wellendorf führt aus, dass schulische Rituale die „Dialektik von interpersonaler Solidarität und sozialer Differenz“ darstellen, die „allen Interaktionen im szenischen Arrangement der Schule zugrunde liegt“ (Wellendorf 1979, S. 73). Er kommt nach einer Analyse verschiedener Rituale (z.B. Eintritts- und Austrittsrituale, Rituale des „self-governments“) zu dem Ergebnis, dass die in der Schule institutionalisierten Rituale die von den beteiligten Individuen geforderte institutionelle Solidarität ausdrücken und zugleich hierarchische Unterschiede in Szene setzen (ebd., S. 100). Die bekannte Arbeit von Wellendorf fokussiert auf die Schule als Institution und auf das Bemühen von LehrerInnen und SchülerInnen, in der Institution Identität zu wahren und zu konstituieren. In meiner Untersuchung sollte nun nicht die institutionenzentrierte sondern eine schülerzentrierte Sichtweise betont werden. Hierbei zeigt sich, dass die Differenzen von den Gleichaltrigen aktiv aufgeladen und bearbeitet werden und sie Gemeinschaft durch die auf der Kreisbühne ritualisierten Formen der Kommunikation und Interaktion selbst konstruieren. In der Kreissituation entsteht kollektiv geteiltes Wissen und dieses Wissen wird von den Kindern im konjunktiv geteilten Erfahrungsraum „Kreis“ symbolisch inszeniert (vgl. Mannheim 1980; Wulf 2001). Durch die Inszenierungen im Kreis konkretisiert sich die formal begründete Schulklasse; sie wird anschaulich und mit Leben erfüllt, gleichsam eine „geteilte Gemeinschaft“. Insofern trägt der Kreis zur Umformung der bürokratisch begründeten Schulklasse in eine Klassengemeinschaft bei, die nur aus der institutionenbezogenen Perspektive als „geforderte institutionelle Solidarität“ (Wellendorf 1979, S. 100) anzusehen ist. Die geteilte Gemeinschaft im Kreis konstituiert sich dabei auch durch Praktiken der Einbindung, Spaltung und Ausgrenzung. Dies belegen z.B. Gespräche über Fußball in verschiedenen beobachteten Kreisgesprächen mit Unterscheidungen in Fans und Nicht-Fans oder wiederkehrende Unterscheidungen in Tierbesitzer und Nicht-Tierbesitzer, in Seher und Nicht-Seher eines bestimmten Filmes oder die immer wiederkehrende Dif-

ferenzierung in „Jungen und Mädchen“ (vgl. auch Breidenstein/Kelle 1998). Ein Ausschnitt aus den Videoaufnahmen in Klasse A soll dies veranschaulichen.

In dieser Klasse fand täglich ein Morgenkreis statt. Das Zeichen zum Beginn des Kreisgesprächs gab die Lehrerin oder ein Kind im Amt der Präsidentin bzw. des Präsidenten durch Läuten mit einer Glocke. Dieses Kind nannte das Datum, stimmte ein Morgenlied an und zählte die fehlenden Kinder auf. Anschließend konnte es zu einem von den Kindern vereinbarten Thema erzählen und danach fünf Kinder aufrufen, welche die Möglichkeit hatten, Nachfragen zu stellen. Hierbei mussten Mädchen und Jungen aufgerufen werden. Wenn alle Kinder das Amt des Präsidenten innehatten, wurde ein neuer Erzählanlass festgelegt. In der Beobachtungszeit lautete das Thema: „Mein Wunsch für die Zukunft“. Die Lehrerin protokolliert während des Kreisgesprächs.

Susanne (spricht leise): *Mein Wunsch für die Zukunft ist, dass ich zwei neue Hunde hätte. Die sollen sich mit Prinz vertragen.*

Lehrerin (schreibt und wiederholt): *Zwei neue Hunde hätte? Die sollen sich mit Prinz vertragen? Ja?*

Susanne: *Und sie sollen zu dritt spielen (Pause). Die Namen weiß ich noch nicht. Es sollen Männchen sein.*

Lehrerin: *Das Letzte habe ich nicht verstanden.*

Susanne: *Es sollen zwei Männchen sein. Und, äh, fertig.*

Viele Kinder (melden sich): *Susanne, Susanne, bitte, bitte!*

Susanne: *Hiba!*

Hiba: *Sollen das bissige Hunde sein?*

Susanne: *Nein.*

(Susanne schaut zunächst zu den Mädchen.)

Lars: *Jetzt einen Jungen!*

Lehrerin: *Ich habe die Antwort nicht gehört.*

Susanne: *Nein.*

Einige Jungen: *Susanne, hier unten.*

Susanne: *Mohammad!*

Mohammad: *Welche Augenfarbe soll er haben?*

Anton (meldet sich eifrig): *Bitte, bitte!*

Weitere Kinder: *Bitte! Susanne, bitte!*

Susanne: *Die meisten Hunde haben braune Augen (schaut sich um). Tina!*

Lehrerin: *Wer war dran?*

Susanne: *Tina.*

Tina: *Und welche Fellfarbe.*

Susanne: *Äh, egal welche. (Pause) Lars!*

Lars: *Wollt ihr dann noch da wohnen, also am (...) (...) wohnen.*

Susanne: (unverständlich)

Verschiedene Kinder (melden sich): *Bitte! Der Letzte. Ein Mädchen ist dran. Bitte!*

Susanne (schaut sich um): *Vielleicht, äh, Alena!*

(Alena freut sich und blickt zu den Jungen.)

Alena: *Welche Hunderassen sollen es sein?*

Susanne: *Mischlinge.*

Lehrerin: *Waren es schon fünf?*

Susanne: *Ja.*

(Klasse A, Transkription, Morgenkreis am Dienstag)

Susanne spricht leise und etwas befangen, aber sie genießt ihre Rolle und hat sich auch schon ihren Wunsch zurechtgelegt. Sie scheint sicher zu sein, dass ihr

Wunsch nach weiteren Hunden von den anderen Kindern akzeptiert wird und Resonanz findet. Der von Susanne formulierte Zusatzwunsch, dass sich die neuen Hunde mit ihrem alten Hund vertragen sollen, ermöglicht ihr einerseits darauf anzuspielen, dass sie bereits einen Hund besitzt und deutet auch auf ihr Harmoniebedürfnis hin. Dass die neuen Hunde Männchen sein sollen, liegt vermutlich daran, dass die Hunde keine Welpen haben sollen.

Susannes Wunsch bezieht sich auf die nähere Zukunft und drückt das häufig von Kindern formulierte Verlangen nach Haustieren aus. Röhner (1997, S. 201 f.) ermittelte, dass Kinder auch in freien Texten auffallend oft über Erfahrungen mit Tieren schreiben. Kinder, die ein Tier halten, werden sogar häufiger als Vertrauenspersonen und Spielkameraden gewählt (vgl. Gebhard 1997). Vielfach werden mit dem Bedürfnis nach Tieren andere Bedürfnisse symbolisiert, nach Beziehung, Vertrautheit, Verstandenwerden, Wärme und Körperlichkeit (vgl. Gebhard 1997). Nach Bettelheim (1996, S. 57) sind Kinder überzeugt, dass Tiere sie verstehen und mit ihnen fühlen. Besonders Hunde sind Tiere, die einerseits in großer Nähe zu Menschen leben, andererseits repräsentieren sie die Freiheit der Instinkte. Sie eignen sich, um Enttäuschungen wett- oder gutzumachen und verkörpern Werte wie Treue oder Freundschaft. Zudem stellen sie eine Projektionsfläche für Kinder dar, weil neben großer Liebe auch Hass gegenüber Tieren ausgedrückt werden kann. In Familien und auch in Kreisgesprächen erhalten Tiere die Funktion von kommunikativen Ressourcen; sie liefern Stoff für Gespräche und stecken als „biographiefähige Akteure“ sozusagen selbst voller Geschichten (Gebhard 1997, S. 137).

In dem zuvor abgedruckten Ausschnitt fällt auf, wie schnell, sachkundig und gezielt die Nachfragen der Kinder gestellt werden. Hiba will wissen, ob es bissige Hunde sein sollen. Mohammad erkundigt sich nach der Augen-, Tina nach der Fellfarbe und Alena fragt nach der Hunderasse. Nur die von Lars gestellte Frage fällt „aus dem Rahmen“, denn er informiert sich, ob Susanne dann noch in diesem Stadtteil – es handelt sich um einen sozialen Brennpunkt – wohnen will. Aber auch diese Frage kam, wie mir ein Blick in das Protokollbuch zeigte, immer wieder vor, wenn die Kinder die Gelegenheit erhielten, zu den Erzählungen von Anderen nachzufragen. Sogar die Unterbrechungen der Lehrerin, welche die Kreisgespräche protokolliert, scheinen zum Ritual zu gehören. Sie werden von den Kindern nur am Rande registriert und widerspruchlos akzeptiert.

Bei der Auswahl der fünf Kinder, die dann Nachfragen stellen können, wird Susanne bedrängt. Sie nimmt – mit einem Mädchen beginnend – abwechselnd Jungen und Mädchen dran (in der Reihenfolge: Hiba, Mohammad, Tina, Lars, Alena). Die Regulierung der Reihenfolge als Geschlechterfolge wird von einigen Kindern nachdrücklich eingefordert. Susanne folgt den an sie gerichteten Erwartungen und verhält sich damit im Sinne der Kinder gerecht. Als Ungerechtigkeit bleibt, dass drei Mädchen und nur zwei Jungen aufgerufen wurden, denn auch bei der fünften Frage hatten sich sowohl Jungen als auch Mädchen gemeldet. Alenas Jubel über ihre Auswahl ist Ausdruck der Freude über diesen Sieg der Mädchen. Das Beispiel deutet an, wie in der gemeinsamen Kreissituation Geschlechterunterscheidung auf der interaktiven Ebene auch nonverbal praktiziert wird. Die Bewältigung ihrer Erzählzeit durch Susanne, die Gestaltung ihres Wunsches sowie die Interaktionen zeigen, dass zu dem Ringen um soziale Anerkennung in der

Kreissituation sowohl die Auswahl von Geschichten gehört, die ankommen, als auch die geschlechterbewusste Verteilung von Beachtung und Beteiligungsmöglichkeiten.

Sehr deutlich wurde bei der Beobachtung und Analyse der Kreisgespräche, dass die Beziehungen die Inhalte bestimmen. Die Kinder suchen aktiv nach sozialer Resonanz in der Kreissituation. Sie versuchen, Themen zu finden und Erzählungen so zu gestalten, dass sie „ankommen“; sie bemühen sich, lustige und besondere Geschichten zu erzählen oder solche, die das Beziehungsnetz der Gleichaltrigen direkt oder indirekt thematisieren. Hierzu ein Beispiel aus einem Beobachtungsprotokoll:

Denny erzählt von Telefonstreichen, die er zusammen mit einem Freund gemacht hat. Sie haben Penner gespielt und bei einer Glasfabrik angerufen, wo ihnen mit der Polizei gedroht wurde. Außerdem fragten sie am Telefon nach einem Sohn, den es nicht gab. Sandra berichtet dann ebenfalls von Telefonstreichen. Kati erzählt anschließend von Klingelstreichen. Laura berichtet, wie sie am Telefon Opa spielte. Viele Kinder lachen; es geht beim Thema „Telefonstreiche“ sehr temperamentvoll zu (Klasse E, Protokoll Nr. 2).

Immer wieder schaffen es die Kinder, Themen ihrer kinderkulturellen Welt, hier den respektlosen Umgang mit Ordnungen und das Spiel mit Regeln, mehr oder weniger offen auf die Kreisbühne zu bringen. Fast immer gelingt es ihnen, ihre eigenen Auseinandersetzungen unter der Hand zu inszenieren.

Die Darstellungen werden im Rahmen der Kreisbühne meist ad hoc konzipiert und inszeniert. Kommentare und Gedanken zur Haupterzählung können von Seiten der Lehrerin ausdrücklich erwünscht sein oder eher als Störung der Kreisordnung verstanden werden. Teilweise entstehen die Geschichten erst während der Nachfragen; es sind eigentlich interaktive Geschichten mit schnellen Blick- und Wortwechseln. Die Kindergruppe schleift die Kriterien für „gute Fragen“ oder „lustige Beiträge“ im Rahmen der täglich sich wiederholenden Kreissituationen ein. Die Kinder stimmen sich beim Erzählen mit den Gleichaltrigen und der Lehrerin gleichzeitig ab. Deshalb lassen sich die Geschichten als das Ergebnis generativ und intergenerativ geschichteter Erfahrungen begreifen.

Trotz der egalitären Anordnung der Personen und dem Bemühen, den SchülerInnen Partizipationsmöglichkeiten zu gewähren, ist die Praxis in Kreisgesprächen durch hierarchische Lehrer-Schüler-Beziehungen strukturiert und pädagogischer Bezug wird in Form einer „Als-ob-Beziehung“ hergestellt. Der Als-ob-Status sozialisatorischer Interaktion zwischen Erwachsenen und Kindern, der von den LehrerInnen in Kreisgesprächen kultiviert wird, tut so, als sei das Kind umfassend sozialisiert und verfüge über das notwendige Regelwissen, mit dem Ziel dieses gerade zu generieren (vgl. Böhme 2000). Hierbei wird – aus der Perspektive der Erziehenden – von einer Normalform des Subjekts und einer Vorstellung gelungener Bildungsprozesse ausgegangen. Der inhärente Normalitätswurf leitet sich von der Vorstellung eines autonomen und souverän über sich verfügenden, auf Vernunft verpflichtenden Subjekts ab (vgl. Schäfer 2000, S. 142ff.).

Gleichzeitig sind Kreisgespräche aber gerade deshalb, weil Autonomie und Gleichheit unter den Bedingungen der Fiktion zugebilligt werden kann, ein so guter Ort für Geschichten und Entwürfe. Auf der Kreisbühne werden von Kindern

mit Worten, in Bildern und leiblichen Darstellungen „Welten“ zwischen kindlicher Eigenwelt und sozialer Resonanz geschaffen, die sowohl Widerstand gegen institutionelle Vorgaben und hierarchische Erwachsenen-Kind-Beziehungen als auch Anpassung ermöglichen. Im Kreis wird aus der Perspektive der LehrerInnen die Interaktion pädagogisiert und aus der Perspektive der Kinder die schulische Interaktion (sofern nicht kinderulturelle Aktivitäten beschnitten werden) egalisiert.

5. Zwischen Schulkindheit und außerschulischem Kinderleben

In den Beobachtungen waren wiederkehrende Themen der Kinder im Kreis auszumachen. Zu nennen sind: Besuche oder Übernachtungen bei bzw. von befreundeten Kindern, Familienbesuche, Familienfeste, Krankheiten, Spiele, Erfahrungen mit Tieren, Sportereignisse, Mediennutzung, lustige Begebenheiten oder Streiche (vgl. auch Purmann 2001). Ich stelle zur Veranschaulichung einen typischen Protokollauszug vor:

Sabrina hat die Erzählmaus aufgefangen. Sie berichtet, dass sie zwei Tage krank war und sich übergeben musste. Am Samstag ging es ihr wieder besser. Da wurde sie von Kathi (Kind der Klasse) besucht und konnte am Abend schon wieder Pizza essen. Editha führt aus, dass sie bei Hedda (Kind aus der Klasse) übernachtet und ausgiebig Jenga gespielt hat. Tom erklärt, dass er dieses Spiel auch kennt. Man könne damit auch Buchstaben legen. Kathi hat nicht verstanden, wer bei wem übernachtet hat. Eva berichtet, dass sie am Wochenende Steinpilze gesammelt und gegessen hat. Miriam spricht über einen besonderen Steinpilzfund, den sie einmal gemacht hat. Editha beschreibt den Wald, in dem die Steinpilze gefunden wurden. Der Lehrer erkundigt sich nach der Beschaffenheit des Waldes. Heiner erzählt, dass er am Wochenende dauernd Geburtstag gefeiert habe, am Samstag den seines Vaters und am Sonntag den seiner Mutter. Einige Kinder wundern sich und lachen. Paul hat mit seinem Bruder Computer gespielt und einen spannenden Film im Fernsehen angeschaut. Selina besuchte Verwandte im Westerwald. Dort hat sie sich am Fuß verletzt. Hedda führte den Hund der Nachbarin aus. Jenny war beim Oktoberfest in einem Kaufpark und danach mit der Familie im Restaurant. Jakob erkundigt sich, ob sie Karussell gefahren ist und meint, dass diesmal keine „guten Sachen“ dabei waren. Kathi erzählt von einem Besuch bei Sabrina (Kind der Klasse) und einem komischen Erlebnis mit einem seltsamen Bleistiftspitzer. Miriam und Alexandra berichten ebenfalls von lustigen Erlebnissen mit Bleistiftspitzern. Louis schildert, dass er seinem Vater die Zeitung versteckt und der beinahe bei der Zeitungsfirma angerufen habe, um sich zu beschweren. Viele Kinder lachen.(...) (Beobachtungsprotokoll Nr. 22, Klasse V)

Insgesamt wurden im Hinblick auf die Kinderthemen im Kreis drei Bereiche ausgemacht, die sich auch in diesem Protokoll finden lassen, aber erst bei genauerer Betrachtung der Interaktionen in ihrer Bedeutung deutlich werden:

1. Existenzielle Grundfragen

In ihren alltäglichen, bei oberflächlicher Lektüre teilweise sogar banal anmutenden Geschichten thematisieren die Kinder existenzielle Grundfragen: sich

verirren, verunglücken, gegen Normen verstoßen, frei und unabhängig, ohnmächtig und klein sein, Schutz und Geborgenheit suchen oder Fürsorge erfahren. Die Themen, die von den Kindern in den Erzählungen angesprochen werden, haben mit ihren Wünschen, Bedürfnissen, Sehnsüchten, Freuden, Sorgen und Ängsten zu tun. Sie spiegeln Lebensfragen und -probleme wider, denen sie in ihrem Alltag begegnen – vor allem aus den Lebensbereichen der Familie, der Natur und der Beziehungen zu anderen Kindern. Im abgedruckten Beispiel ist z.B. die Rede von Krankheit, einer Verletzung am Fuß, dem (gefährlichen) Sammeln von Pilzen oder den Übernachtungen außerhalb der Familie.

2. Konflikte der Kinderrolle und der Generationenbeziehungen

Immer wieder geht es in den Geschichten der Kinder zugleich auch um Schwierigkeiten der Kinderrolle und der Generationenbeziehungen. Sowohl Erfahrungen mit Eltern, Großeltern und anderen Erwachsenen als auch spielerische Reflexionen über Inter-Generativität sind ein wichtiges Thema im Kreis. Kinder erkunden selbst, wie sie es schaffen, sich normgerecht und im sozial erwünschten Sinne zu verhalten. Dabei konstruieren sich die Kinder durchaus als Verantwortliche hinter ihrem Tun und „bespielen“ narrativ existentielle humane Konfliktsituationen. Als kollektive Themen der Kinder konnten u.a. ausgemacht werden: Gut und Böse, Lust und Last, Werden und Wachsen, Sehnsüchte und Verbote, Anpassung und Rebellion, Hierarchie und Egalität sowie Öffentlichkeit und Privatheit. Als Beispiele aus dem vorausgegangenen Ausschnitt können das Verstecken der Zeitung des Vaters oder das Anvertrauen des Hundes der Nachbarin angeführt werden.

3. Thematisierung und Inszenierung des Selbst und der Gruppenbeziehungen

Die Erzählungen der Kinder thematisieren und inszenieren die eigene Position in der Gruppe und ihre Gleichaltrigenbeziehungen. Sie geben Anlass für die Stabilisierung von sozialen Beziehungen, die Inszenierung von Freundschaften, für Geschlechterseparierung und Interaktionen über die Geschlechtergrenze hinweg. Kinder formieren sich als altersgleiche Gruppen im Kreis und konstituieren sich als Generationen. Sie strukturieren ihre Schulklasse und bilden Identität im Rahmen der Klassengemeinschaft heraus. Die kinderulturellen Themen werden zumeist in den folgenden Dichotomien zur Sprache gebracht und manchmal regelrecht verhandelt: Konkurrenz und Solidarität, Gemeinschaft und Spaltung, Außen und Innen, Mädchen und Jungen sowie Kompetenz und Status. Insgesamt ist eine gewisse Lust der Kinder und ein teilweise leidenschaftliches Engagement an Aushandlungen in den genannten Bereichen zu registrieren. Im Textbeispiel geht es um das Kennen oder Nichtkennen von Spielen oder Filmen, den Expertenstatus bezüglich des besten Karussells oder den Wettbewerb um die witzigste Bleistiftspitzergeschichte.

Insgesamt gilt für einen bedeutenden Teil schulischer Kreisgespräche, dass sie eine mehr oder minder deutliche Öffnung der Schule zum kinderulturellen Alltag zulassen. Für stark lehrerdominierte, instruktionsorientierte Kreise trifft diese Feststellung zwar nicht zu, doch durch die Mehrzahl der Kreisgespräche wird im Rahmen der Grundschule heute offensichtlich versucht, die als getrennt

empfundenen Bereiche des Kindseins und Schülerseins zusammenzuführen. Dies werde ich als ein Indiz dafür, dass der „lange Arm“ der Schule im außerschulischen Kinderleben (Büchner 1996, S. 173) und die Tendenzen einer „Scholarisierung der Freizeit“ (Fölling-Albers 2000) hier ihr schulisches Pendant gefunden haben. Die Beliebtheit von Kreisgesprächen bei Kindern und LehrerInnen lässt sich darauf zurückzuführen, dass sie die Passungsprobleme zwischen Schule und außerschulischer Lebenswelt der Kinder vermindern.

Kreisgespräche werden von Kindern vermutlich deshalb als angenehm empfunden, weil sie nicht schon die disziplinierende Struktur des Unterrichts vorwegnehmen, aber Gemeinschaft und Zugehörigkeit vermitteln. Sie können angesichts von außerschulischen gesellschaftlichen Risiken als „Abschirmung“ in beide Richtungen, sowohl in Richtung der Schule als auch in Richtung des außerschulischen Kinderalltags verstanden werden. Kreisgespräche, in denen die kinderkulturellen Erfahrungen im Vordergrund stehen, sind für viele Kinder *nicht mehr* außerschulischer Kinderalltag und *noch nicht* Schule. Sie stellen einen Übergangsraum zur Verfügung, in dem Kinder *und* LehrerInnen im Grenzbereich zwischen Schule und außerschulischem Kinderalltag agieren können und eröffnen so einen rituell durchgeformten Umgang mit diesem Übergang. In Kreisgesprächen wird eine gemeinsame Wirklichkeit konstruiert, im Wechselspiel der Beziehungen der Kinder einer Schulklasse, die dabei die Grenzen von Schule einerseits und den außerschulischen Kinderalltag andererseits auch gestalten. So entsteht eine Übergangswirklichkeit, in der individuelle, gemeinschaftliche und institutionelle Perspektiven immer wieder neu ausgehandelt werden.

Vor dem Hintergrund zugespitzter Debatten und verbreiteter Verunsicherung über die Funktion von Schule, den Wünschen nach Re-Scholarisierung einerseits und der Forderung nach einer Weiterentwicklung der Schule zu einem pädagogisch strukturiertem Lebensraum andererseits, erscheint es mir bemerkenswert, dass – fast ohne Aufmerksamkeit zu erregen – ein entgrenzter Raum innerhalb der Schule entstanden ist, in dem sich die Gleichaltrigen im Rahmen des Unterrichts offiziell über ihre Angelegenheiten verständigen können und die LehrerInnen die Sichtweisen und kulturellen Aktivitäten der Kinder (aufmerksam, verwundert oder kopfschüttelnd) zur Kenntnis nehmen können.

Manche Eltern von Grundschulkindern nehmen diese Entgrenzung von Schule und außerschulischen Kinderleben im Kreis wahr und es verwundert nicht, dass Kreisgespräche als schulisches Angebot bei einigen Eltern Widerstand auslösen. Die offene Themenwahl wird als Bedrohung empfunden. Für Eltern gehört das Kreisgespräch zur Institution Schule und sie wünschen nicht, dass die Zugriffe der Bildungsinstitutionen in das Leben ihrer Familien hineinreichen. Außerdem fürchten sie die Veröffentlichung von Einzelheiten aus ihrer Privatsphäre im Rahmen der Institution. Für Kinder hingegen ist genau diese Entgrenzung besonders attraktiv, wobei sie recht genau darauf achten, ihre Eltern im Kreis nicht zu kompromittieren.

6. Zwischen Hinter- und Vorderbühne

Schultheorien analysieren Schulen als gesellschaftliche Institutionen, die sowohl der Gesellschaft als auch den Individuen, der Entwicklung der Persönlichkeit verpflichtet sind. In der Grundschule geht es vor allem um die Grundlegung der Bildung und zugleich um eine „kindgemäße“ Vermittlung. Der Schulanfang macht aus Kindern SchülerInnen, wobei Kindsein und Schülersein häufig als Gegensatz gilt. In Kreisgesprächen können allerdings Bereiche des Lebens und Alltags von Kindern thematisiert, inszeniert und präsentiert werden, die im offiziellen Unterricht sonst keinen Platz erhalten. Es besteht hier die Möglichkeit, „Dinge“ in die Schule einzubringen, die früher „unter der Bank“ blieben.

In meinen Untersuchungen zeigt sich, dass im Kreis folgende Themenbereiche angesprochen oder berührt werden, die im Unterricht sonst eher verborgen werden müssen:

- emotional besetzte oder kinderulturell relevante Gegenstände
- sinnlich-symbolische Erlebnisebenen
- existenzielle Themen wie Neid, Streit, Angst usw.
- familiäre und Freundschaftsbeziehungen
- Bündnisse der Kinder und
- Praktiken der Kinderkultur.

Mit der heutigen Praxis der Kreisgespräche wurde im Rahmen des Unterrichts ein Raum für kinderulturelle Praxis geschaffen. Hier kann durchaus ein kinderulturelles „Curriculum“ bearbeitet werden, das teilweise in Kontrast zur Schulkultur steht. Durch Kreisgespräche erhalten die Peer-Aktivitäten der Hinterbühne eine gewisse Präsenz im Zentrum des Unterrichtsgeschehens. Schuloppositionelle Inszenierungen werden einerseits in die Klassenkultur hineingenommen, was auch zur Herstellung einer klasseneigenen Welt beiträgt. Andererseits können Kreisgespräche zur Schaffung einer kindorientierten Schulkultur beitragen. In allen drei zu Beginn skizzierten Grundtypen von Kreisgesprächen (1. Demokratie- und Partizipationsform, 2. Sozialform für gelenkte Unterrichtsgespräche, 3. Beziehungsform) können Räume für Kinderkultur geschaffen werden, wenn Lehrerinnen und Lehrer sich für eine Konzeption entschieden haben, in der erlebnisbezogene Inhalte im Zentrum stehen, demokratische Moderationsformen gewählt werden und die Interaktionen schülerzentriert verlaufen. Ein Konzept, in welchem der Kreis die Kinder vor allem für die Schule bereit machen soll und die Gespräche sehr stark durch die Lehrerin gelenkt werden, eröffnet hingegen weniger Spielräume für kinderulturelle Aktivitäten.

Aspekte und Gegenstände der Kinderkultur geraten in fast allen Kreisgesprächen zwar immer wieder in Konflikt zu den Schul(kultur)normen, aber dennoch erlauben es Kreisgespräche, den Vorhang zwischen Hinter- und Vorderbühne des Schullebens ein wenig zu öffnen und das Spannungsverhältnis zwischen Kindsein und Schülersein etwas zu reduzieren. Eine veränderte Balance zwischen Kind, Schule und Gesellschaft wird erkennbar. Die seit der Einrichtung der Grundschule bestehende Debatte um deren Gestaltung nach dem Prinzip der Kindge-

mäßheit hält bis in die Gegenwart an. So sind z.B. Tenorth und Diederich der Auffassung, dass die Forderung nach Kindgemäßheit die gesellschaftliche Funktion der Schule verkürze, weil diese vom kindlichen Leben weg zum Erwachsenendasein führen müsse (Diederich/Tenorth 1997, S. 165 f.). Auf der anderen Seite fordert Fölling-Albers, Kindgemäßheit nicht mehr aus der Perspektive von Erwachsenen zu bestimmen, sondern – vor dem Hintergrund des Wandels von Kindheit – als „Individualisierungsanspruch des Kindes“ (Fölling-Albers 1993 und 1994). Beide Positionen können als Versuche verstanden werden, den gegensätzlichen Anspruch der Schule, gleichzeitig dem Kind und der Gesellschaft verpflichtet zu sein, in jeweils eine Richtung aufzulösen. Sie beharren allerdings auf dem Konstrukt, dass Kinder keine den Erwachsenen gleichwertigen Mitglieder der Gesellschaft seien. Würden Kinder aber als gleichgestellte Mitglieder der Gesellschaft angenommen, wären im Rahmen der Grundschule Generationenperspektiven in zwei Richtungen zu vermitteln: in die der Kinder als auch in die der Lehrenden. Daher plädiere ich – vor dem Hintergrund meiner Untersuchungen – für den Wandel vom Prinzip der Kindgemäßheit zum Prinzip der Generationenvermittlung in der Grundschulpädagogik. Nur eine „generationenvermittelnde Grundschule“ vermag die doppelte Verpflichtung gegenüber dem Kind und der Gesellschaft zusammenzuführen und in pädagogisches Handeln umzusetzen: den Anspruch der Kinder, in ihrem Erleben und ihrer aktiven Bemühung um das Verstehen der Welt als einzelne und als Generation anerkannt zu werden, und die Aufgabe der Erwachsenengeneration, Wissen und Erfahrungen im Unterricht an die Kinder zu vermitteln.

Im Kreisgespräch der Schulklassen erhält die Generationenvermittlung exemplarische Gestalt, ohne allerdings bereits ein Prinzip zu garantieren. Denn nur wenn das Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden, Erwachsenen und Kindern auf Anerkennung beruht und nicht durch einseitige Dominanz oder widersinnige Autonomiezumutungen gefährdet wird, wird eine produktive Balance zwischen Kind, Schule und Gesellschaft entstehen.

Literatur

- Belgrad, J./Busch, H.-J. u.a. (Hrsg.): Sprache – Szene – Unbewußtes. Sozialisationstheorie in psychoanalytischer Perspektive. Gießen 1998
- Berger, P.L./Luckmann, T.: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M. 1969
- Bettelheim, B.: Kinder brauchen Märchen. 19. Aufl. (zuerst 1975), München 1996
- Böhme, J.: Grenzen und Möglichkeiten der objektiven Hermeneutik bei der Sinnerschließung von Kindertexten. Referatsmanuskript für die Pädagogische Woche der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im Rahmen des Symposiums „Methoden der Kindheitsforschung“ am 13.12.2000. Halle (MS) 2000
- Breidenstein, G./Kelle, H.: Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur. Weinheim/München 1998
- Büchner, P.: Das Kind als Schülerin oder Schüler. Über die gesellschaftliche Wahrnehmung der Kindheit als Schulkindheit und damit verbundene Forschungsprobleme. In: Zeiher, H./Büchner, P./Zinnecker, J. (Hrsg.): Kinder als Außenseiter? Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit. Weinheim/München 1996, S. 157-187

- Diederich, J./Tenorth, H.-E.: Theorie der Schule. Ein Studienbuch zu Geschichte, Funktionen und Gestaltung. Berlin 1997
- Fölling-Albers, M.: Der Individualisierungsanspruch der Kinder – eine neue pädagogische Orientierung „vom Kinde aus“?. In: Neue Sammlung 33 (1993), H. 3, S. 465-478
- Fölling-Albers, M.: Kindgemäßheit – neue Überlegungen zu einem alten pädagogischen Anspruch. In: Götz, M. (Hrsg.): Leitlinien der Grundschularbeit. Langenau-Ulm 1994, S. 117-132
- Fölling-Albers, M.: Entscholarisierung von Schule und Scholarisierung von Freizeit? In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 20 (2000), H. 2, S. 118-131
- Gebhard, U.: Tiere sind ein „soziales Gleitmittel“. Entwicklungshelfer Tier. In: Theorie und Praxis der Sozialpädagogik 8 (1997), H. 3, S. 135-140
- Göhlich, M./Wagner-Willi, M.: Rituelle Übergänge im Schulalltag. In: Wulf, C. u.a.: Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften. Opladen 2001, S. 119-204
- Grundmann, M.: Konstruktivistische Sozialisationsforschung. Frankfurt a.M. 1999
- Heinzel, F.: Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. Weinheim/München 2000
- Heinzel, F.: Kinder im Kreis. Kreisgespräche in der Grundschule als Sozialisations-situation und Kindheitsraum. Halle 2001a (Habilitationsschrift)
- Heinzel, F.: Lernen im Kreisgespräch. In: Roßbach, H.-G./Nölle, K./Czerwenka, K. (Hrsg.): Forschungen zu Lehr- und Lernkonzepten für die Grundschule (= Jahrbuch Grundschulforschung 4). Opladen 2001b, S. 189-196
- Heinzel, F.: Wie man Mitglied einer Klasse werden kann – Sozialisation im Kreisgespräch zwischen Partizipation und Fiktion. In: Petillon, H. (Hrsg.): Individuelles und soziales Lernen in der Grundschule – Kindperspektive und pädagogische Konzepte (= Jahrbuch Grundschulforschung 5). Opladen 2002, S. 119-128
- Helsper, W.: Antinomien des Lehrerhandelns in modernisierten pädagogischen Kulturen. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt a.M. 1996, S. 521-613
- Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen der Identität. Stuttgart 1969
- Lorenzer, A.: Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse. Frankfurt a.M. 1973
- Lorenzer, A.: Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: Lorenzer, A. (Hrsg.): Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur. Frankfurt a.M. 1986, S. 11-98
- Lorenzer, A.: Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik. 2. Aufl. (zuerst 1984), Frankfurt a.M. 1988
- Mannheim, K.: Strukturen des Denkens. Frankfurt a.M. 1980
- Prenzel, A.: Vielfalt durch gute Ordnung im Anfangsunterricht. Opladen 1999
- Purmann, E.: Morgenkreis und Schulanfang. Das Beispiel der altersgemischten Eingangsstufe der Schule in Vollmarshausen. Kassel 2001
- Röhner, C.: Kindertexte im reformorientierten Anfangsunterricht. Zur personalen und sozialen Bedeutung des Schreibens in der Grundschule. Baltmannsweiler 1997
- Schäfer, A.: Vermittlung und Alterität. Zur Problematik von Sozialisierungstheorien. Opladen 2000
- Wellendorf, F.: Schulische Sozialisation und Identität. Zur Sozialpsychologie der Schule als Institution. Weinheim/Basel 1979
- Winnicott, D. W.: Übergangsobjekte und Übergangsphänomene. In: Psyche 23 (1969), S. 666-682
- Wulf, C. u.a.: Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften. Opladen 2001

Karen Hardtke, Heidi Levitt und Lynne Angus

Narrative Prozesse im Beratungs- und Psychotherapiediskurs: Das *Narrative Processes Coding System (NPCS)*

Zusammenfassung

Das Kodiersystem für Narrative Prozesse ist eine Methode der Psychotherapieforschung, die es erlaubt, Strategien und Prozesse zu identifizieren, mittels derer Klient und Therapeut die Ereignisse des Alltagslebens in eine bedeutungsvolle Darstellung umwandeln, die die Erfahrungen des Klienten und seiner Mitmenschen sowohl organisiert als auch repräsentiert. Diese Darstellung entsteht sowohl innerhalb einer Therapiesitzung in Form von Mikronarrativen als auch im Verlauf einer gesamten Therapie in Form des – nachfolgend im Mittelpunkt des Interesses stehenden – makronarrativen Rahmens, der die singulären Ereignisse, die in der therapeutischen Beziehung beschrieben werden, aufeinander bezieht und vernetzt. Die Arbeit entwickelt zunächst eine Narrative Prozesstheorie der Psychotherapie (*Narrative Processes Theory of Therapy*) und beschreibt dann das narrative Kodiersystem (*Narrative Processes Coding System*), das entwickelt wurde, um empirische Schlüsselkomponenten des Modells identifizieren und evaluieren zu können. Befunde aus der Analyse erfolgreicher Psychotherapien werden mit dem Kodiersystem für Narrative Prozesse beschrieben und Implikationen für zukünftige Forschungsarbeiten und für die Praxis diskutiert.

Abstract

The Narrative Processes Coding System is a research tool that enables researchers to identify strategies and processes by which a client and therapist transform the events of everyday life into a meaningful story that both organises and represents the clients' experience of self and others in the world. Recognizing the significance of the work of some psychotherapy and counselling process investigators to elect to use clients' within session descriptions of relationship events or micronarratives as their unit of narrative analysis, we are centrally interested in the development of the macronarrative framework in which the singular events described in a therapy relationship – micronarratives – come to be articulated, experienced and linked together in such a way that the client's sense of his or her life story – in essence, the sense of self – may be transformed at the conclusion of the therapeutic relationship. The following paper first details the Narrative Processes Theory of Therapy and subsequently outlines the narrative coding system that has been developed to identify and evaluate empirically key components of the model. Findings emerging from the analysis of successful psychotherapy dyads using the Narrative Processes Coding System are described and the implications for future research and practise are discussed.

1. Das Kodiersystem für Narrative Prozesse: Forschungsanwendungen und Implikationen für die Psychotherapiepraxis

Innerhalb der Psychotherapieforschung findet die Rolle von Narrativen zunehmend das Interesse unterschiedlicher Forschergruppen (Goncalves 1995; Luborsky/Barber/Digeur 1992; McLeod/Balamoutsou 1996; Neimeyer/Levitt 2000). Diese stützen sich bei der Auswahl von Analysemethoden überwiegend auf Ansätze zur Untersuchung schriftlicher Erzählungen. Eine wachsende Zahl von Psychotherapiepraktikern (Schafer 1992), Linguisten (Gee 1985) und Psychotherapieprozessforschern (Angus/Levitt/Hardtke 1999; Angus/Hardtke 1994) machen darüber hinaus aber auch deutlich, dass die Erzählungen, die sich im Kontext des ko-konstruktiven, verbalen Dialogs der Therapiesitzung entfalten, in Form und manchmal auch Funktion verschieden sind von schriftlichen Erzählungen von Lebensereignissen.

Diese Auffassung des therapeutischen Dialogs ist konsistent mit Schafers (1992) Vorstellung von Erzählungen in der Psychotherapie. Er argumentiert, dass mündliche Erzählungen in der Therapiesitzung nicht „literarische Fiktion“ sind, wo Beginn, Mittelteil und Ende der Erzählung klar auszumachen sind. Schafer zu Folge sind der Akt des Erzählens, das Ablegen von Rechenschaft, das Darlegen einer Sichtweise, das Entwickeln eines „roten Fadens“, das Revidieren und Reinterpretieren Kernbestandteile des narrativen Ansatzes und Schlüssel zum erfolgreichen Therapieausgang innerhalb der psychodynamischen Psychotherapie. Befunde aus einer Reihe von Studien (Levitt 1993; Greenberg/Angus 1993; Angus/Hardtke 1994; Hardtke 1996), die Parameter des narrativen Diskurses in Psychotherapiesitzungen analysierten, liefern empirische Unterstützung für eine breitere Anwendung von Schafers Ansatz im Sinne einer Konzeptualisierung des psychotherapeutischen Prozesses als Ganzes. Die von den vorgenannten Studien berücksichtigten Parameter waren einer Vielzahl von therapeutischen Ansätzen entlehnt worden.

Insbesondere die Narrative Prozesstheorie der Therapie (Angus/Hardtke 1994; Angus/Levitt/Hardtke 1999) basiert auf der Annahme, dass alle Formen erfolgreicher Psychotherapie die Artikulation, Elaboration und Umformung der selbstberichteten Lebensgeschichte des Klienten (*macronarrative*) beinhalten. Sowohl Klient als auch Therapeut erreichen dieses Ziel, indem sie sich in Zusammenarbeit auf drei verschiedene Modi einlassen: 1) den Externalen Erzählmodus (*External Narrative Mode*), der die Beschreibung und Elaboration von Lebensereignissen betrifft und innerhalb dessen die Frage „Was ist passiert?“ gestellt wird; 2) den Internalen Erzählmodus (*Internal Narrative Mode*), der die Beschreibung und Elaboration subjektiver Gefühle und Reaktionen beinhaltet, die mit Lebensereignissen in Verbindung stehen. Hierbei wird zum einen gefragt, wie die Empfindungen waren, als das Ereignis auftrat, zum anderen, was augenblicklich in der Therapiesitzung erlebt wird. Schließlich gibt es 3) den Reflexiven Erzählmodus (*Reflexive Narrative Mode*), der die reflektierende Analyse dessen, was passierte (Ereignis/external) und was dabei empfunden wurde (in-

ternal) zum Gegenstand hat. Hier wird die Frage nach der Bedeutung gestellt. Diese narrativen Prozessmodi umfassen sowohl die kognitiven als auch die erlebnismäßigen Prozesse, auf die sich Klient und Therapeut einlassen, wenn sie Beschreibungen über das Selbst des Klienten und seine Mitmenschen ko-konstruieren.

Der Ansatz der Narrativen Verarbeitung (*Narrative Processing*) hat sowohl für Psychotherapieforscher als auch für Praktiker klare Implikationen. Im Rahmen dieses Artikels werden zunächst die Bestandteile des Modells der Kodierung Narrativer Prozesse (*Narrative Processes Coding Model*) und des Kodiersystems für Narrative Prozesse (*Narrative Processes Coding System*) behandelt. Bei Ersterem handelt es sich um die Identifizierung von Sequenzen des narrativen Prozesses (*narrative-process sequences*) und um Themensegmente (*topic segments*). Anschließend werden bedeutsame Forschungsanwendungen für das Kodiersystem und Implikationen für Psychotherapiepraktiker diskutiert.

2. Das Modell Narrativer Prozesse (*Narrative Processes Model*)

Gemäß der Narrativen Prozesstheorie der Psychotherapie verfolgt produktive Psychotherapie drei Ziele. Zuerst fokussieren Klient und Therapeut die Erinnerung vergangener Ereignisse sowie die Beschreibung aktueller Ereignisse und vorgestellter Erlebnisse, um Vergessenes oder nie ganz Anerkanntes, das folglich bisher unverstanden blieb, zu integrieren. Zum zweiten unternehmen Klient und Therapeut eine genaue Aufdeckung und Erkundung von damit assoziierten Wahrnehmungen, Sinneseindrücken, Gefühlen und Gedanken, sodass sich der Klient zum ersten Mal auf die gelebten Erfahrungen eines Lebensereignisses einlassen und sie vielleicht artikulieren kann. Das dritte Ziel betrifft die reflektierende Analyse der damit verbundenen Erfahrungen und Umstände („Was ist passiert?“) in der Absicht, ein neues Verständnis oder eine neue Geschichte zu schaffen. Entweder unterstützt dieses neue Verständnis die dominante Erzählung prägenden impliziten Überzeugungen über das Selbst und die Mitmenschen oder es stellt sie in Frage.

Nye (1994) ist der Auffassung, dass im Kontext psychoanalytischer Psychotherapie ein Großteil der Exploration und Rekonstruktion der Bedeutung von Lebensereignissen im Dialog zwischen Klient und Therapeut passiert, und zwar im Gespräch über die Ereignisse, die im Leben des Klienten eintraten. Um folglich verstehen zu können, welche Funktion Erzählungen in der Psychotherapie haben, ist es auch entscheidend, dass wir das reflektierende Gespräch über Lebensereignisse untersuchen, bei dem Klient und Therapeut zusammenarbeiten, um neue Sichtweisen der Lebensgeschichte des Klienten zu generieren. Im Kontext des Modells Narrativer Prozesse werden die Beschreibungen von subjektivem Erleben und von Beziehungsepisoden als fruchtbarer Boden für die Schaffung neuer Bedeutungen und geteilten Verstehens aufgefasst.

Mit Hinblick auf die Funktionen mündlicher Erzählungen nehmen wir an, dass der Erzähler oder Klient in den Externalen Sequenzen versucht, dem Therapeuten auf verbale Weise den Schauplatz, den Rahmen und die Handlungen, die ein Ereignis zur Folge hatte, vorzustellen. Dabei bedient er sich spezifischer, beschreibender Details. Je detaillierter und spezifischer die Beschreibung des Klienten ausfällt, desto besser sind die Aussichten für den Therapeuten, eine bildliche Vorstellung des Ereignisses entwickeln zu können und den inneren Bezugsrahmen des Klienten empathisch einnehmen zu können. Eine Reihe von Wissenschaftlern (Bucci 1995; Salovey/Singer 1993; Borkovec/Roemer/Kinyon 1995) ist außerdem der Auffassung, dass die Artikulation einer detaillierten Beschreibung einer episodischen Erinnerung dem Klienten die Gelegenheit verschaffen kann, Emotionen und Gedanken, die im Kontext eines vergangenen Ereignisses erfahren wurden, reichhaltiger zu erleben. Folglich lenken einige Therapeuten ihre Klienten mit Absicht in eine Externale Narrative Sequenz, indem sie die Klienten darum bitten, ein detailreiches konkretes Beispiel oder Lebensereignis zu schildern, das eine grundlegende Problematik oder Thematik veranschaulicht. Dadurch soll ein Wiedererleben, im Gegensatz zu einem bloßen Wiedererzählen vergangener Erinnerungen und bedeutsamer Ereignisse erleichtert werden.

Eine wachsende Zahl von Entwicklungs- (Stern 1989) und Persönlichkeitsforschern (Epstein 1984; Janoff-Bulman 1992; Salovey/Singer 1993) weist darauf hin, dass Schlüsselereignisse im episodischen Gedächtnis in Zusammenhang mit der Entwicklung der Selbsttheorie des Individuums, die wir auch Makronarrativ (*macronarrative*) des Klienten nennen, als Schemata fungieren könnten. Epstein (1984) geht davon aus, dass die Theorie einer Person über ihr Selbst und die Welt – das Makronarrativ – ein vorbewusstes, durch Erfahrung geprägtes konzeptuelles System ist, das automatisch Erfahrungen strukturiert und Handlungen leitet. Eine therapeutische Schlüsselstrategie, um Kernbestandteile des Makronarrativs von Klienten zugänglich zu machen, besteht darin, Klienten um die Beschreibung bedeutsamer Erinnerungen zu bitten, die dem Bewusstsein zugänglich sind, und damit die Artikulation wichtiger, aber „vergessen“ vergangener Erfahrungen und Ereignisse in Form Externaler Narrativer Sequenzen zu ermutigen. Die Generierung neuer erlebnismäßiger und konzeptueller Bedeutungen im Zusammenhang mit Externalen Narrativen Sequenzen führt dann zur Beschäftigung mit sowohl Internalen als auch Reflexiven Narrativen Prozessessequenzen.

Die Funktion Internaler Sequenzen besteht darin, dass sie dem Therapeuten die vom Klienten beim Aufzeigen und Erzählen des externalen Ereignisses wiedererlebten Gefühle zeigen oder beschreiben; oder sie haben die Beschreibung neuer Emotionen zur Folge, die im Moment der Therapiesitzung auftreten. Bei der Beschäftigung mit körperlichen und psychischen Traumata konnten Harber und Pennebaker (1992) zeigen, dass emotionale Öffnung im Zuge der Erzählungen von Traumata positive Reaktionen des Immunsystems der Betroffenen vorherzusagen vermag.

Ähnlich nehmen Borkovec et al. (1995) an, dass zwanghafte Besorgnis bei gestressten Klienten in Zusammenhang mit erfahrenen traumatischen Ereignissen die Funktion erfüllt, psychologische Veränderung in Form von bildhaftem

Erinnern, Affekt und emotionaler Verarbeitung zu unterdrücken. Bei der Arbeit mit chronisch ängstlichen Klienten sehen Borkovec et al. in der Artikulierung und Verarbeitung belastender Emotionen eine therapeutische Schlüsselaufgabe. Während eine wachsende Zahl von Psychotherapieforschern (Greenberg/Rice/Elliott 1993; Greenberg/Safran 1989; Mahoney 1991; Pennebaker 1995) die Bedeutung der emotionalen Öffnung als Grundlage für die Generierung neuer Bedeutungen des Selbst und der Mitmenschen (Greenberg/Pascual-Leone 1995) und als Basis für makronarrativen Wandel anerkennt, unterscheiden sich verschiedene psychotherapeutische Ansätze im Ausmaß, in dem die Beschreibung dessen, was in der Vergangenheit erlebt wurde, Priorität genießt gegenüber der Verarbeitung von in der Therapiesitzung aufgetretenen emotionalen Schemata. Je eindrücklicher der Klient sein Erleben in der Sitzung zum Ausdruck bringen kann, desto besser ist die Gelegenheit für den Therapeuten, empathisch mit dem Gefühlszustand des Klienten mitzuschwingen (Angus 1996). Der Gebrauch individueller Metaphern (Angus 1996) erwies sich für uns im Zusammenhang mit Internalen Narrativen Sequenzen als besonders produktiv.

In den Reflexiven Sequenzen schließlich versucht der Klient, seinen Erfahrungen Bedeutung zuzuschreiben, indem er folgende Aspekte exploriert: persönliche Erwartungen, Bedürfnisse, Motivationen und Überzeugungen über das Selbst und diejenigen Individuen, die bedeutsame Rollen im Leben des Klienten spielen. Im Kontext reflektierender Verarbeitung gegenwärtiger und vergangener Erfahrungen beginnen Klient und Therapeut, einen bedeutungsvollen Rahmen des Verstehens oder der makronarrativen Reformulierung zu ko-konstruieren. Auf kohärente Weise organisiert dieser Rahmen die gegenwärtigen und vergangenen Erfahrungen des Klienten in der Welt und hilft dabei, diese zu verstehen.

Mit Hinblick auf die Auskristallisierung von Mustern *innerhalb* der Therapiesitzung folgen Reflexive Narrative Sequenzen idealerweise auf ausgiebige Beschäftigung mit entweder Externalen oder Internalen Narrativen Sequenzen, und zwar in einer Art und Weise, dass sowohl Klient als auch Therapeut an einem Prozess der geteilten Bedeutungskonstruktion teilnehmen, in dem sich das Verständnis des Klienten vom Selbst und den Mitmenschen in der Welt vertieft. Greenberg und Pascual-Leone (1997) nehmen an, dass sich reflektierende Elaboration und Bedeutungskonstruktion therapeutisch fruchtbar an die emotionale Öffnung des Klienten anschließen kann, sofern der Therapeut aktiv die Schaffung neuer Bedeutungen (Reflexive Narrative Sequenz) aus dem hervorgegerufenen emotionalen Material (Internale Narrative Sequenz) begünstigt. Die Autoren beziehen sich dabei auf Befunde aus Pennebakers (1995) Arbeit mit Überlebenden von Traumata.

Reflexive Narrative Verarbeitung, die nicht aus der detaillierten Beschreibung von Ereignissen und auch nicht aus emotionalem Ausdruck hervorgeht, kann Zeichen oberflächlicher, automatisierter Verarbeitung sein (Borkovec et al. 1995), bei der der Klient ein gut einstudiertes Skript aufzusagen scheint. Indem der Therapeut den Klienten nach einem spezifischen Beispiel für das Problem oder die Sorge fragt und somit den Klienten zum Beschreiben und Aufzeigen eines spezifischen Sachverhalts bewegt (Externale Narrative Sequenz), kann der Therapeut dem Klienten dabei helfen, sich auf eine vertiefte Internale

und Reflexive Narrative Verarbeitung einzulassen. Auf diese Weise können schmerzhaft und negative Gefühle und Überzeugungen so artikuliert und verstanden werden, dass neue Bedeutungen und Perspektiven im Hinblick auf das Selbst und die Mitmenschen erzeugt werden.

Zusammengefasst wird mit unserem Modell angenommen, dass alle drei Sequenztypen des narrativen Prozesses eine wichtige Funktion bei der Ko-Konstruktion des Makro- oder Selbstnarrativs des Klienten erfüllen und in allen therapeutischen Modalitäten gegenwärtig sind, wenngleich in variierenden Ausprägungsgraden und Mustern.

3. Das Kodiersystem für Narrative Prozesse

Um eine empirische Untersuchung narrativer Prozesse in der Psychotherapie durchführen zu können, wurde eine systematische Methode zur Identifizierung von Parametern des Therapiegesprächs entwickelt, die sich auf Modi der narrativen Verarbeitung beziehen (Angus/Hardtke 1994; Angus/Levitt/Hardtke 1999). Das Kodiersystem für Narrative Prozesse und sein revidiertes Manual (NPCS; Angus/Hardtke/Levitt 1996) gingen aus der Analyse von Psychotherapietranskripten hervor. Im Gegensatz zu anderen Kodiersystemen, die apriori-Themenklassifikationssysteme verwenden (z.B. Milbraith et al. 1995), wollten wir ein System entwickeln, im Rahmen dessen die kategoriale Identifizierung von Themen aus der Analyse des Therapiegesprächs selber hervorgeht. Dieser hermeneutische Etikettierungsprozess erlaubt es den Forschern, sowohl alle möglichen Themen zu konzeptualisieren als auch diese in Relation zum umfassenden Kontext der Sitzung zu benennen.

Die Entwicklung der Kategorien für narrative Prozesse ging aus dem Erkennen von Gemeinsamkeiten in therapeutischen Gesprächen hervor. Wir entwickelten unsere Definitionen des narrativen Prozesses nach und nach durch intensive Kodierarbeit verschiedener Dyaden unterschiedlicher therapeutischer Orientierungen. Die Konzeptualisierung dieser Prozesse wurde so lange verfeinert, bis das Rahmenkonzept klar war und robust genug, um jeglichem Gesprächstranskript zufriedenstellend Rechnung zu tragen.

Mit dem *Kodiersystem für Narrative Prozesse (NPCS)* wird Forschern eine rationale, einheitliche, systematische Methode zur Hand gegeben, um Therapietranskripte aller Art unabhängig von der therapeutischen Modalität zu analysieren. Das NPCS beinhaltet ein zweistufiges Vorgehen, das den Wissenschaftler dazu befähigt, erstens Transkripte von Therapiesitzungen an Hand von Themenwechseln im Dialog zuverlässig in Themensegmente zu unterteilen und zu beschreiben und zweitens diese Themensegmente weiter zu unterteilen und zu beschreiben, und zwar mit Hinblick auf die drei Moditypen des narrativen Prozesses: External, Internal und Reflexiv. Diese werden zu Kodierzwecken *Sequenzen des narrativen Prozesses* genannt. Zu unterscheiden sind:

1. *Externale Narrative Prozesssequenzen*, die Beschreibungen von Ereignissen beinhalten (vergangen, gegenwärtig und/oder zukünftig; tatsächlich oder vorgestellt);
2. *Internale Narrative Prozesssequenzen*, die aus subjektiven/erlebensmäßigen Beschreibungen von Erfahrungen bestehen und
3. *Reflexive Narrative Prozesssequenzen*, die Analysen gegenwärtiger, vergangener und/oder zukünftiger Ereignisse beinhalten.

Als eine Form der Gesprächsanalyse befasst sich dieses Kategorisierungssystem mit interaktionalen Einheiten, die sowohl die Gesprächsbeiträge des Klienten als auch die des Therapeuten beschreiben können. Mit Hinblick auf Kieslers (1973) beschreibende Klassifizierung von Psychotherapieprozessgrößen stellt das NPCS eine nominale Methode zur Kategorisierung psycholinguistischer Dimensionen der therapeutischen Interaktion dar. Geht man davon aus, dass das Transkript der gesamten *Therapiesitzung (summary unit)* zur Identifizierung von umfassenderen, den Kontext einzelner Narrationen einschließenden, *Themensegmenten (contextual units)* und von einzelnen zu beurteilenden *narrativen Sequenzen (scoring units)* verwendet wird, dann kann das NPCS auch als *umfassende Kategorisierungsmethode (comprehensive category method)* bezeichnet werden.

3.1 Themensegmente

Themensegmente beginnen bzw. enden, wenn ein inhaltlicher Wechsel (z.B. Arbeit, Familie, Beziehungen zu signifikanten Mitmenschen usw.) während des Therapiegesprächs eintritt. Zu Forschungszwecken kann der Wechsel von Themensegmenten weitergehend kategorisiert werden in:

1. von einem *Bereichswechsel (domain shifts)* sprechen wir, wenn die Beschreibung eines neuen inhaltlichen Gebietes beginnt;
2. als *Facettenwechsel (facet shifts)* bezeichnen wir den Beginn der Elaboration von neuen Facetten eines inhaltlichen Gebiets.

Themensegmente sind Interaktionseinheiten, die verbalen Austausch zwischen Klient und Therapeut enthalten können. Marker für den Beginn eines neuen Themensegments sind oft a) Fragen des Therapeuten, die auf einen Themenwechsel hinweisen; b) eindeutige Themenwechsel durch den Klienten; c) Wechsel im Tempus des Verbs, die auf die Elaboration eines spezifischen Inhaltsgebiets oder vergangener Erfahrungen hinweisen und/oder d) klare Sprechpausen. Das Ende eines Themensegments kann häufig durch eines der folgenden Merkmale erkannt werden: a) Bestätigung, dass das soeben Gesagte vom Interaktionspartner verstanden wurde (z.B. „Hm“); b) Gesprächspausen; oder c) Zusammenfassung der vorangegangenen Inhalte. Die Länge von Themensegmenten unterliegt verschiedenen Einflussfaktoren und ist auch spezifisch für die jeweilige Dyade. In einer neueren Studie (Hardtke 1996) wurde herausgefunden, dass in einer Stichprobe der gesamten Therapiesitzungen von sechs Therapiedyaden (etwa 75 Therapiesitzungen) die durchschnittliche Länge eines Themensegments 30 Transkriptzeilen betrug, mit einer Variationsweite von 10 Zeilen bis 133 Zeilen.

Nachdem sie identifiziert sind, werden Themensegmente folgendermaßen etikettiert: a) an Hand des Beziehungsfokus, der identifiziert, an wen das Themensegment sich richtet (Selbst; Andere(r); Selbst in Beziehung zu Anderen); b) an Hand des Themas, um das es im jeweiligen Themensegment geht. Die Etikettierung und Beschreibung von Themensegmenten erfolgt induktiv unter direktem Rückgriff auf das Therapiegespräch. Das folgende Beispiel illustriert dieses Vorgehen:

Beziehungsfokus: *Selbst in Relation zum Vater*

Thema: *Einjähriger Todestag des Vaters*

K: *Es gab ein paar aufwühlende Dinge, die seit unserem letzten Treffen passiert sind.*

T: *Können Sie mir ein wenig von dem erzählen, was bei Ihnen los war?*

K: *Nun ja, letzten Mittwoch war der einjährige Todestag meines Vaters. Ich hatte keine besonders enge Beziehung zu meinem Vater, aber in seinem letzten Lebensjahr habe ich gewissermaßen seine Pflege übernommen. Er war 79, als er starb. Sein Tod kam nicht irgendwie plötzlich. Ich dachte nicht wirklich über das Datum nach, ehe ich einen Scheck ausstellen wollte und auf den Kalender schaute. In dem Moment traf's mich irgendwie. Aber egal...*

T: *Können Sie mir etwas mehr darüber berichten? Sie saßen da und stellten einen Scheck aus und bemerkten das Datum, und?*

K: *Na ja, Mittwoch war nicht wirklich, nun ich hatte nicht sehr viele Dinge zu tun am Mittwoch, daher hatte ich vor, den Morgen mit Aufräumen, Organisieren und dem Erledigen einiger Rechnungen zu verbringen.*

T: *Hm.*

K: *Ich schaute auf den Kalender, um das Datum abzulesen, und dann traf's mich irgendwie. „Oh, ein Jahr ist vergangen, seit mein Vater verstarb.“ Dann schweiften meine Gedanken etwas ab und ich weiß nicht. Wie gesagt, wir standen uns nicht besonders nahe. Ich hatte lange Zeit nicht wirklich an ihn gedacht. Und dann, wie ich so dasaß, nun, ich weiß nicht, ich saß einfach so da. Ich saß einfach so da und starrte mit leerem Blick aus dem Fenster (p:00:00:08).*

T: *Es klingt so, als würden Sie überrumpelt und als fühlten Sie sich in Folge dieses Ereignisses irgendwie erstarrt, oder?*

K: *Ja, auf irgendeine Art. Am Anfang zum Beispiel saß ich nur da und fühlte irgendwie gar nichts. Und dann war es so, als käme eine langsame Welle über mich und mir war zum Weinen zu Mute. Aber ich weinte nicht.*

T: *Es überkam Sie Traurigkeit, aber da waren keine Tränen.*

K: *Ja, es war einfach schmerzhaft. Ich fühlte mich wirklich erschüttert und ich konnte nicht davon loskommen. Ich weiß nicht. Es war nicht so, als würde ich traurig sein, weil wir uns wie gesagt nicht sehr nahe standen. Es war eher so, als fühlte ich, es war als hätte ich einen Knoten in meinem Bauch, da war nur Schmerz, aber ich weinte nicht.*

T: *Es klingt so, als hätten Sie starke Gefühle dabei gehabt.*

K: *Ja, ich fühle mich immer noch schrecklich, wenn ich darüber nachdenke. Ich weiß nicht, vielleicht ist es einfach eine ganz natürliche Sache, die man an einem Todestag durchmacht.*

T: *Hm.*

K: *Vielleicht ist es normal, dass ich auf seinen Todestag irgendwie reagiert habe. Irigendwie witzig, aber ich dachte vorher wirklich nicht, dass unsere Beziehung anteilnehmend war. Es war manchmal hart für mich, ihn im Pflegeheim zu sehen, wenn ich jetzt zurückschaue.*

T: *Ihn so verwundbar zu sehen? Zu sehen, dass er nicht mehr länger für sich selbst sorgen konnte?*

- K: *Ja, ihn so hilflos zu sehen. Er verstarb nur drei Monate, nachdem ich ihn ins Pflegeheim gegeben hatte. Ich musste ihm fortwährend helfen, und ich denke, wir teilten womöglich eine ganze Menge Intimität. Komisch, ich vergaß, dass ich mich wirklich schlecht fühlte, nachdem er verstorben war. Eine Zeit lang habe ich darüber nicht wirklich nachgedacht oder bis jetzt nicht wirklich was gefühlt.*
- T: *Das klingt nach, nun ja, danach, als würden Gefühle hochkommen, ausgelöst durch den Todestag des Vaters.*
- K: *Ja, so mag es sein. Gerade die Gefühle, die übers Jahr hinweg unterdrückt wurden, kamen jetzt womöglich an die Oberfläche. Oder es gibt da Gefühle, die ich bei mir einfach nicht zugelassen habe. Ich denke, alles ging ziemlich schnell. Im einen Moment war Vater noch hier, im nächsten schon nicht mehr.*
- T: *Das klingt bedeutsam.*
- K: *Ich frage mich, ob all das mit meiner neuerlichen Besorgnis um meine Mutter zu tun hat.*
- (Wechsel zu neuem Themensegment).

Unsere Arbeitsgruppe hat bis heute die Themensegmente von 18 Behandlungen untersucht, die mit der Methode der *Erfahrungsorientierten Kurzzeittherapie (Brief Experiential Psychotherapy)* durchgeführt wurden. Neun von ihnen hatten einen positiven und neun einen ungünstigen Therapieausgang. Insgesamt wurden 270 Psychotherapiesitzungen vollständig analysiert. Eine Reliabilitätsstudie ergab, dass Beurteiler nach 20-25 Stunden Training eine Übereinstimmungsrate von 90% erreichen (Cohens Kappa .78). Diese Rate bezieht sich sowohl auf die Identifizierung von Themensegmenteinheiten als auch auf die Etikettierung von zentralen Themen und Beziehungsfoki.

3.2 Narrative Sequenzen

Nachdem das Transkript der Therapiesitzung mit Hinblick auf die Themensegmente vereinheitlicht ist, wird jedes einzelne Themensegment in Bezug auf Wechsel des narrativen Prozesstyps (External, Internal oder Reflexiv) weiter unterteilt und kodiert. Die daraus resultierenden Texteinheiten werden narrative Sequenzen genannt. Die Anzahl narrativer Sequenzen in jedem einzelnen Themensegment ist naturgemäß variabel. Das Narrativ des Klienten bzw. die Klient-Therapeut-Interaktion bleibt während des gesamten Segments entweder innerhalb eines bestimmten narrativen Prozesstyps oder aber sie wechselt zwischen den Prozesstypen. Zu Beurteilungszwecken sollten Sequenzen des narrativen Prozesses nicht kürzer als vier Transkriptzeilen sein.

Es zeigte sich, dass Beurteiler nach 25-30 Stunden Training narrative Sequenzeinheiten in Therapietranskripten zuverlässig identifizieren und kategorisieren können. In einer Stichprobe von fünf Therapietranskripten lag die Beurteilerübereinstimmung zwischen 83% und 88% (Cohens Kappa .75) und damit in einem akzeptablen Bereich.

Identifizierung Externaler Narrativer Sequenzen. Immer dann, wenn ein Individuum ein Lebensereignis (tatsächlich oder vorgestellt; vergangen, gegenwärtig oder zukünftig) differenziert beschreibt, wird die narrative Sequenz als External kodiert. Zwei Unterscheidungen werden innerhalb dieses narrativen Sequenztyps getroffen. Der Klient gibt entweder 1) einen allgemeinen Überblick

über einen Ereignisablauf, oder 2) er beleuchtet einen spezifischen Einzelvorfall (vergangen, gegenwärtig oder zukünftig; tatsächlich oder vorgestellt).

Die Identifikation Externaler Narrativer Sequenzen erfolgt an Hand folgender Merkmale: a) die Beschreibung persönlicher Erinnerungen und daher ein Wechsel im Tempus des Verbs; b) die Schilderung konkreter Beispiele zur Veranschaulichung von Merkmalen, die für alle Typen narrativer Sequenzen charakteristisch sind; und c) die Beschreibung eines spezifischen Ereignisses oder eines Ereignisses, das eine Verschränkung mehrerer spezifischer Ereignisse darstellt. Der folgende Dialog ist ein Beispiel für eine Externale Narrative Sequenz und innerhalb des Selbst-Vater-Themensegments identifiziert:

K: *Es gab ein paar aufwühlende Dinge, die seit unserem letzten Treffen passiert sind.*

T: *Können Sie mir ein wenig von dem erzählen, was bei Ihnen los war?*

K: *Nun ja, letzten Mittwoch war der einjährige Todestag meines Vaters. Ich hatte keine besonders enge Beziehung zu meinem Vater, aber in seinem letzten Lebensjahr habe ich gewissermaßen seine Pflege übernommen. Er war 79, als er starb. Sein Tod kam nicht irgendwie plötzlich. Ich dachte nicht wirklich über das Datum nach, ehe ich einen Scheck ausstellen wollte und auf den Kalender schaute. In dem Moment traf's mich irgendwie. Aber egal...*

T: *Können Sie mir etwas mehr darüber berichten? Sie saßen da und stellten einen Scheck aus und bemerkten das Datum, und?*

K: *Na ja, Mittwoch war nicht wirklich, nun ich hatte nicht sehr viele Dinge zu tun am Mittwoch, daher hatte ich vor, den Morgen mit Aufräumen, Organisieren und dem Erledigen einiger Rechnungen zu verbringen.*

T: *Hm.*

K: *Ich schaute auf den Kalender, um das Datum abzulesen, und dann traf's mich irgendwie. „Oh, ein Jahr ist vergangen, seit mein Vater verstarb.“ Dann schweiften meine Gedanken etwas ab und ich weiß nicht. Wie gesagt, wir standen uns nicht besonders nahe. Ich hatte lange Zeit nicht wirklich an ihn gedacht. Und dann, wie ich so dasaß, nun, ich weiß nicht, ich saß einfach so da. Ich saß einfach so da und starrte mit leerem Blick aus dem Fenster (p:00:00:08).*

(Wechsel/Ende der Externalen Narrativen Sequenz).

Identifizierung Internaler Narrativer Sequenzen. Wenn ein Individuum eine subjektive Erfahrung oder einen Standpunkt wiedergibt, wird die narrative Sequenz als Internal kodiert. Es handelt sich dabei um eine Beschreibung, die beinhaltet, wie sich der Klient in Bezug auf sich selbst und/oder Andere fühlt. Folgende Merkmale dienen der Identifikation Internaler Narrativer Sequenzen: a) der Therapeut fragt direkt nach dem Befinden des Klienten; b) Therapeut und/oder Klient benutzen häufig Emotionswörter (z.B. traurig, ärgerlich, frustriert); c) paraverbale emotionale Reaktionen wie z.B. seufzen, weinen oder schreien treten auf; d) Erlebniszustände werden metaphorisch beschrieben (z.B. „Ich fühle mich, als würde ich gleich explodieren.“) und e) das Transkript weist lange Pausen auf, in denen der Klient nach Worten zu suchen scheint, um einen Erlebniszustand auszudrücken. Der folgende Dialog aus dem Selbst-Vater-Themensegment ist ein Beispiel für eine Internale Narrative Sequenz:

T: *Es klingt so, als wurden Sie überrumpelt und als fühlten Sie sich in Folge dieses Ereignisses irgendwie erstarbt, oder?*

K: *Ja, auf irgendeine Art. Am Anfang zum Beispiel saß ich nur da und fühlte irgendwie gar nichts. Und dann war es so, als käme eine langsame Welle über mich und mir war zum Weinen zu Mute. Aber ich weinte nicht.*

T: *Es überkam Sie Traurigkeit, aber da waren keine Tränen.*

K: *Ja, es war einfach schmerzhaft. Ich fühlte mich wirklich erschüttert und ich konnte nicht davon loskommen. Ich weiß nicht. Es war nicht so, als würde ich traurig sein, weil wir uns wie gesagt nicht sehr nahe standen. Es war eher so, als fühlte ich, es war als hätte ich einen Knoten in meinem Bauch, da war nur Schmerz, aber ich weinte nicht.*

T: *Es klingt so, als hätten Sie starke Gefühle dabei gehabt.*

K: *Ja, ich fühle mich immer noch schrecklich, wenn ich darüber nachdenke. (Ende der Internalen Narrativen Sequenz).*

Identifizierung Reflexiver Narrativer Sequenzen. Reflexive Narrative Sequenzen werden dann identifiziert, wenn sich ein Klient auf die reflektierende oder interpretierende Analyse von Ereignisbeschreibungen und/oder Beschreibungen subjektiven Erlebens konzentriert. Dabei versucht der Klient, seine eigenen Gefühle hinsichtlich des Selbst, der Mitmenschen oder Ereignisse zu verstehen. Die folgenden Merkmale können helfen, Reflexive Narrative Sequenzen zu identifizieren: der Klient a) beschäftigt sich mit eigenem Verhalten in Situationen bzw. Beziehungen; b) plant zukünftige Verhaltensalternativen; c) beschäftigt sich mit seinen eigenen Gedanken in Situationen; d) erkundet eigene Emotionen in Situationen; e) diskutiert eigene Verhaltensmuster und/oder Verhaltensmuster anderer und f) ist selbstkritisch, worauf der Gebrauch von Ausdrücken wie „warum“, „möglicherweise“, „ich denke“, „ich frage mich“, „ich erkenne“, „es kann sein“ und „ich weiß nicht“ hinweisen. Der folgende Dialog aus dem Selbst-Vater-Themensegment ist ein Beispiel für eine Reflexive Narrative Sequenz:

K: *Ich weiß nicht, vielleicht ist es einfach eine ganz natürliche Sache, die man an einem Todestag durchmacht.*

T: *Hm.*

K: *Vielleicht ist es normal, dass ich auf seinen Todestag irgendwie reagiert habe. Irgendwie witzig, aber ich dachte vorher wirklich nicht, dass unsere Beziehung anteilnehmend war. Es war manchmal hart für mich, ihn im Pflegeheim zu sehen, wenn ich jetzt zurückschaue.*

T: *Ihn so verwundbar zu sehen? Zu sehen, dass er nicht mehr länger für sich selbst sorgen konnte?*

K: *Ja, ihn so hilflos zu sehen. Er verstarb nur drei Monate, nachdem ich ihn ins Pflegeheim gegeben hatte. Ich musste ihm fortwährend helfen, und ich denke, wir teilten womöglich eine ganze Menge Intimität. Komisch, ich vergaß, dass ich mich wirklich schlecht fühlte, nachdem er verstorben war. Eine Zeit lang habe ich darüber nicht wirklich nachgedacht oder bis jetzt nicht wirklich was gefühlt.*

T: *Das klingt nach, nun ja, danach, als würden Gefühle hochkommen, ausgelöst durch den Todestag des Vaters.*

K: *Ja, so mag es sein. Gerade die Gefühle, die übers Jahr hinweg unterdrückt wurden, kamen jetzt womöglich an die Oberfläche. Oder es gibt da Gefühle, die ich bei mir einfach nicht zugelassen habe. Ich denke, alles ging ziemlich schnell. Im einen Moment war Vater noch hier, im nächsten schon nicht mehr.*

T: *Das klingt bedeutsam.*

K: *Ich frage mich, ob all das mit meiner neuerlichen Besorgnis um meine Mutter zu tun hat.*

(Ende der Reflexiven Narrativen Sequenz).

4. Forschungsbefunde und Anwendungen für die Therapeutische Praxis

4.1 Narrative Sequenzen

In Psychotherapietranskripten können sowohl die Häufigkeit als auch die Muster narrativer Sequenzen identifiziert und evaluiert werden. Als Analysematerial kann eine einzelne Therapiesitzung dienen, aber auch alle Sitzungen einer Therapie. Mit dieser Strategie kann darüber hinaus das Vorherrschen bestimmter narrativer Modi in verschiedenen therapeutischen Settings erfasst werden.

Dabei wird ausgehend von dem Modell Narrativer Prozesse postuliert, dass in erster Linie das Muster der Abfolge von Sequenzen narrativer Prozesse und Themensegmentwechsel für Psychotherapiepraktiker und Forscher von Interesse ist und nicht so sehr die Gesamthäufigkeit eines Sequenztyps oder Themas. Das Kodiersystem für Narrative Prozesse (NPCS) wurde speziell dafür konzipiert, diejenigen Muster narrativer Sequenzen identifizieren und erfassen zu können, die am häufigsten in einem bestimmten Therapietyp vorkommen. Ein weiteres Anliegen ist es zu untersuchen, wie häufig bestimmte Therapeuten oder Klienten Wechsel zu verschiedenen narrativen Sequenzkategorien initiieren. Geht man davon aus, dass Therapeut und Klient während der Therapie Bedeutungen ko-konstruieren, so geschieht dies unseren Annahmen zufolge dadurch, dass beide während der Therapiestunde Wechsel der narrativen Sequenzmodi initiieren. Das NPCS stellt einen empirischen Index für das sprachliche Handeln innerhalb der therapeutischen Beziehung dar, indem es genau erfasst, wie oft Klient und Therapeut Wechsel narrativer Modi in die Wege leiten.

Dies geschieht in den Behandlungen verschiedener psychotherapeutischer Schulen jeweils unterschiedlich, weil unterschiedliche psychotherapeutische Modelle dazu neigen, unterschiedliche Kombinationen der drei Sequenztypen des narrativen Prozesses zu bevorzugen. Mit Hilfe der NPCS-Methodologie kann daher empirisch evaluiert werden, inwieweit ein bestimmter Therapeut die Vorgaben der von ihm angewandten Therapiemethode einhält. Die *Prozess-Erfahrungorientierte Psychotherapie (Process Experiential Psychotherapy)* (Greenberg et al. 1993) betont z.B., dass Therapeuten im Prozess direktiv sein sollen (d.h. aktiv den Wechsel narrativer Sequenzen initiieren sollen), mit dem expliziten Ziel des Zugangs zu den Emotionen des Klienten (NPCS: Internale Narrative Sequenzen). Darüber hinaus wird diesem Ansatz zufolge intendiert, dass aus der Bearbeitung emotionaler Schemata während der Therapiesitzung neue Bedeutungen und neues Verstehen (NPCS: Reflexive Narrative Sequenzen) hervorgehen.

Folglich wird im Kontext unseres Theoriemodells vom Therapeuten der prozess-erfahrungsorientierten Schule erwartet, zunächst Wechsel in Richtung auf die Beschreibung erlebter Emotionen einzuleiten (NPCS: Internaler Narrativer Modus). Diesen Sequenzen sollten dann Wechsel in Richtung auf die Artikulation und Differenzierung neuer Bedeutungen folgen (NPCS: Reflexiver Narrativer Modus), die aus der Verarbeitung der evozierten Gefühle hervorgehen. Auf diese Weise entstehen neue Bedeutungen im Wesentlichen aus der elaborierten Ver-

arbeitung emotionaler Kernschemata durch den Klienten. Innerhalb dieses Verarbeitungsprozesses wird ein dynamisches Wechseln von Internalen und Reflexiven Narrativen Sequenzen als notwendig dafür erachtet, dass tiefe strukturelle Veränderung stattfinden kann (Lyddon 1993). Der Externale Modus wird hingegen hauptsächlich als notwendiger Ausgangspunkt für die eigentliche Arbeit aufgefasst: er dient dazu, erlebte Emotionen (Internale Narrative Prozesse) zugänglich zu machen und zu artikulieren sowie neue Bedeutungen (Reflexive Narrative Prozesse) zu elaborieren.

Unsere Untersuchungen narrativer Sequenzmuster von prozess-erfahrungsorientierten Kurzzeiththerapien mit erfolgreichem Ausgang (Levitt 1993; Hardtke 1996) bestätigen, dass erfolgreiche prozess-erfahrungsorientierte Therapeuten in der Tat den Wechsel zu Internalen und Reflexiven Narrativen Sequenzen präferieren. Levitt (1993) konnte zeigen, dass sich Vorherrschaft und Muster narrativer Sequenztypen im Laufe des Therapieprozesses verändern. Sie studierte dazu jeweils drei Sitzungen aus der Anfangs-, Mittel- und Endphase dreier erfolgreicher Kurzzeitpsychotherapien. Zuvor waren Vertreter von drei verschiedenen Schulen der Kurzzeiththerapie – *Prozess-Erfahrungsorientierte Psychotherapie*, *Wahrnehmungsprozess-Orientierte Psychotherapie (Perceptual Processing Psychotherapy)* und *Psychodynamische Psychotherapie* – gebeten worden, für diese Studie jeweils eine erfolgreiche Behandlung auszuwählen, die dann der intensiven narrativen Sequenzanalyse unterzogen wurde. Unter Verwendung standardisierter Messinstrumente (Beck Depression Inventory; Beck/Steer/Garbin 1988; the Tennessee Self-Concept Scale; Fitts 1965; Social Adjustment Scale; Weissman/Bothwell 1976) war nachgewiesen worden, dass alle drei Klienten bei Beendigung der Therapie klinisch bedeutsame Verbesserungen aufwiesen.

Alle drei Klienten waren erwachsene Frauen ohne psychiatrische Vorerkrankungen oder vorherige Psychopharmaka-Medikation, die aus eigenem Antrieb therapeutische Hilfe aufgesucht hatten. Alle drei Therapeuten (eine Frau, zwei Männer) hatten über 20 Jahre therapeutische Erfahrung vorzuweisen; zwei von ihnen waren Begründer ihrer jeweiligen therapeutischen Orientierung. Das Wahrnehmungsprozess-Orientierte Therapiemodell (*Perceptual Processing Therapy Model*; Toukmanian 1992) postuliert, dass Klienten eine breitere Wahrnehmungsgrundlage für die Gewinnung und Verarbeitung von Informationen benötigen. Der nach diesem Ansatz arbeitende Therapeut versucht, die Aufmerksamkeit seiner Klienten auf Verarbeitungsmuster zu lenken, sodass in zunehmendem Maße funktionale und flexible Wahrnehmungsprozesse entwickelt werden können. Die prozess-erfahrungsorientierte Perspektive konzentriert sich auf Gefühle und ist auf die Hervorrufung und Restrukturierung emotionaler Schemata ausgerichtet (Greenberg et al. 1993). Verschiedene klientenzentrierte und gestalttherapeutische Interventionen werden verwendet, um das emotionale Erleben der Klienten zu fördern und ihnen bei der Reorganisation oder Restrukturierung der emotionalen Schemata behilflich zu sein. Der psychodynamische Ansatz basiert auf der Annahme, dass psychische Probleme auf unbewusste innere Konflikte zurückgehen und sich in interpersonellen Beziehungsmustern zeigen (Arlow 1989). Ihr Fokus auf gegenwärtige und vergangene Beziehungsmuster und die Verwendung von Interpretationen unterscheiden die psychodynamische Kurzzeittherapie von anderen Richtungen.

Unsere an anderer Stelle ausführlich dargestellte Analyse der narrativen Sequenzen (Angus/Levitt/Hardtke 1999) bestätigte, dass sich die drei therapeutischen Ansätze bedeutsam voneinander unterscheiden, und zwar sowohl bzgl. der Anzahl identifizierter narrativer Sequenzen ($p=0.0007$) als auch mit Hinblick auf das Vorherrschen der einzelnen narrativen Sequenztypen (External, Internal, Reflexiv) ($p=0.0001$). Im Einzelnen war in den psychodynamischen Therapiesitzungen ein Muster Reflexiver (40%) und Externaler (54%) Narrativer Sequenzen vorherrschend. Dabei vollzogen Therapeut und Klient einen Prozess der Bedeutungskonstruktion (Reflexiv), der auf Beschreibungen gegenwärtiger und vergangener episodischer Erinnerungen (External) des Klienten aufbaute. Eine genaue Analyse der Auftretensmuster innerhalb der Sitzungen zeigte, dass Externale Sequenzen in Psychotherapiesitzungen entweder durch nachfolgende Externale Sequenzen abgelöst wurden oder sich mit Reflexiven Narrativen Sequenzen abwechselten. Sowohl Bucci (1995) als auch Greenberg et al. (1993) sind der Auffassung, dass das Wiedererinnern und die Beschreibung von Lebensereignissen in der Therapie Klienten dabei helfen können, bestimmte emotionale und kognitive Zustände, die mit den Ereignissen in Zusammenhang standen, wiederzuerleben. Mit Hilfe der Erkundung impliziter Verknüpfungen zwischen episodischen Erinnerungen (Externale Sequenzen) und der Herausarbeitung eines neuen Verstehens dieser Themen versucht der psychodynamisch orientierte Therapeut, in Bezug auf interpersonelle Konflikte und Beziehungsthemen des Klienten neue Perspektiven und Einsichten zu schaffen.

Im Gegensatz zu den psychodynamischen Therapiesitzungen zeigten die prozess-erfahrungsorientierten Sitzungen ein Muster Internaler (29%) und Reflexiver (46%) Narrativer Sequenzen. Dabei befanden sich Klient und Therapeut in einem Prozess der Identifizierung und Differenzierung emotionaler Erfahrungen (Internal), mit anschließender Generierung neuen Verstehens dieser Erfahrungen (Reflexiv) in der Therapiestunde. Der relative Anteil Internaler Narrativer Sequenzen in prozess-erfahrungsorientierten Sitzungen war dreimal höher als der relative Anteil dieses Sequenztyps in Wahrnehmungsprozess-orientierten Sitzungen und fünfmal höher als der relative Anteil Internaler Narrativer Sequenzen in psychodynamischen Sitzungen. Hauptziel der prozess-erfahrungsorientierten Psychotherapie ist es, den Klienten bei der Entwicklung differenzierterer und funktionalerer emotionaler Schemata zu unterstützen. Befunde aus NPCS-Analysen zeigen, dass dieses Ziel über einen Wechsel des Fokus erreicht wird: von der Exploration von Erlebenszuständen (Internale Narrative Prozesse) zu bedeutungsschaffenden Prozessen (Reflexive Narrative Prozesse); dabei werden neue Gefühle, Überzeugungen und Einstellungen kontextualisiert und verstanden.

Die Wahrnehmungsprozess-orientierte Therapie schließlich wies ein Muster aufeinanderfolgender Reflexiver Narrativer Sequenzen (54%) auf, die über Themensegmente hinweg auftraten, innerhalb derer Klient und Therapeut ausgedehnte reflektierende Analysen sowohl von Lebensereignissen (External, 36%) als auch – in geringerem Ausmaß – von emotionalem Erleben (Internal, 10%) durchführten. Die Aneinanderreihung von Reflexiven Narrativen Sequenzen schien eine ausgiebige Selbsterkundung des Klienten bzgl. zentraler Selbstbezogener Themen zu begünstigen. Dabei kam es zum Erkennen und Infragestellen automatisierter Verarbeitungsmuster.

Unsere Studie macht deutlich, dass die drei narrativen Sequenztypen verschiedene therapeutische Verarbeitungsstrategien abbilden, die jeweils unterschiedliche therapeutische Ansätze repräsentieren. Darüber hinaus sind die Muster der Relationen und Abfolgen der narrativer Sequenzmodi konsistent mit den postulierten Zielen der verschiedenen therapeutischen Ansätze. Der nächste Schritt bei der Weiterentwicklung dieses Forschungsprogramms wird darin bestehen, narrative Sequenzen und Themensegmentmuster an Hand größerer Stichproben zu analysieren, um die Befunde aus der zitierten Fallstudienanalyse validieren zu können. Dabei sollten sowohl Dyaden mit positivem als auch solche mit ungünstigem Ausgang der Kurzzeittherapie berücksichtigt werden.

4.2 Beziehungsthemen und Themensegmentwechsel

Während die Identifizierung inhaltlicher Themen (*content topics*) (Brown/Yule 1983; Planalp/Tracy 1980; Reichman 1978; Sigman 1983) und die Identifizierung von Schlüsselthemen (*key-content themes*) (Luborsky/Crits-Christoph 1990) in ausgewählten Therapiesitzungen wachsendes Interesse findet, entwickelten nur sehr wenige Psychotherapieforscher (Milbraith et al. 1995) oder Praktiker Methoden oder Strategien, um Häufigkeiten des Auftretens inhaltlicher Themen über Therapiesitzungen hinweg abzubilden. Das System Narrativer Prozesse erlaubt es, Häufigkeiten und Muster inhaltlicher Themen oder Themensegmente in aufeinanderfolgenden Therapiesitzungen zu identifizieren. Im Sinne des Kodiersystems für Narrative Prozesse ist ein Wechsel des Themensegments entweder durch die Einführung eines neuen Themas oder die Herausarbeitung einer spezifischen Facette eines breiteren Themenbereichs gekennzeichnet. Darüber hinaus kann jedes einzelne Themensegment im Hinblick auf das zentrale, zur Debatte stehende Thema und bezüglich seiner Beziehungsaspekte beschrieben werden. In vergleichender Analyse können Kernthemen über einzelne Therapiesitzungen hinweg benannt und verfolgt werden. Die Analyse der therapeutischen Kernthemen ermöglicht dann das Verstehen des Makronarrativs und der Lebensgeschichte des Klienten so, wie sie im therapeutischen Gespräch dargestellt wird.

4.3 Erforschung des Narrativen Prozesses und neue Forschungsrichtungen

Die Anwendung des NPCS auf Psychotherapietranskripte stellt einen umfassenden Rahmen dar, der es dem Wissenschaftler anschließend gestattet, weitere Detailanalysen des therapeutischen Prozesses durchzuführen. In mehreren Studien wurde das NPCS in Relation zu anderen Methoden der Psychotherapieprozessforschung gesetzt. Levitt, Korman und Angus (2000) studierten den Gebrauch von Metaphern in den Erzählungen von Klienten. Die Autoren analysierten zwei Prozess-erfahrungsorientierte Dyaden (eine mit positivem, eine mit ungünstigem Therapieausgang), die beide die Metapher „Bürde“ verwendeten, um depressives Erleben auszudrücken. Im Gegensatz zum Klienten mit ungün-

stigem Therapieausgang gingen die Metaphern des Klienten mit positivem Ausgang zum Ende der Therapie hin in Metaphern der „Erleichterung“ über. Die Muster des narrativen Prozesses, die mit Fortschritten bei der Entwicklung der Metaphern in Verbindung standen, beinhalteten die Erkundung der „Bürde“-Metapher im Rahmen eines Internalen Narrativen Prozesses.

Eine zweite Studie untersuchte die Bedeutung von Pausen innerhalb des Psychotherapieprozesses. Levitt (2001) entwickelte auf der Grundlage einer theoretischen Analyse von Klienteninterviews bezüglich ihrer Erfahrungen mit Pausen ein Pausenkategorisierungssystem. Bis jetzt wurden zwei Studien durchgeführt, die Pausen in Bezug auf die NPCS-Kodierung untersuchten. Levitt (1993) identifizierte interaktive Muster aus Pausen und narrativen Prozessen, basierend auf sieben Sitzungen und Klienteninterviews. Hardtke und Levitt (1998) untersuchten den Gebrauch von Pausen innerhalb Reflexiver Narrativer Prozesse unter Verwendung der *Client Experiencing Scale* (Klein/Mathieu-Coughlan/Kiesler 1986). Dabei fanden die Wissenschaftler heraus, dass Pausen im Psychotherapieprozess dabei helfen könnten, Reflexive Sequenzen voneinander zu unterscheiden, die als „stark“ bzw. als „schwach“ im Erleben beurteilt wurden. Daraus resultierte ein Beitrag zum besseren Verständnis produktiver reflexiver Prozesse. Weitere Studien untersuchten das NPCS in Relation zu Psychotherapieprozessmaßen (Levitt/Angus 2000; Toukmanian/Jackson 1995).

5. Diskussion

Das System Narrativer Prozesse stellt einen konzeptuellen Rahmen für Psychotherapeuten dar, in den das Verständnis der Rollen und Funktionen dreier Prozessmodi (External, Internal und Reflexiv) eingebettet ist und zwar mit Hinblick auf die Ko-Konstruktion des Narrativs von Klient und Therapeut in der Therapiestunde. Wir sind der Auffassung, dass unterschiedliche Therapieansätze in ihren Theorien therapeutischer Praxis unterschiedliche Muster narrativer Sequenztypen bevorzugen, wenn es um die Frage nach der bestmöglichen Förderung von positiven Entwicklungen beim Klienten geht. Das Kodiersystem für Narrative Prozesse (NPCS) basiert auf den im Modell Narrativer Prozesse artikulierten Hauptannahmen und bietet Psychotherapieforschern eine systematische, empirische Methode zur Identifizierung sowohl von Inhaltsbereichen als auch von narrativen Sequenztypen in den Transkripten von Therapiesitzungen.

Ein Vorteil des Kodiersystems für Narrative Prozesse (NPCS) besteht darin, dass es ein schulunenabhängiges Bezugssystem für die Segmentierung von Psychotherapietranskripten verschiedener therapeutischer Ansätze zur Verfügung stellt. Zusätzlich dazu verfolgt das NPCS die Prozesse narrativer Konstruktion in der Therapie auf mindestens drei verschiedene Weisen: Erstens kann das Wiederauftreten inhaltsverwandter Themensegmente innerhalb des therapeutischen Prozesses abgebildet werden – innerhalb einer Sitzung und über einzelne Sitzungen hinweg; darüber hinaus kann der Umfang, in dem ein Fokus im Therapieverlauf hervortritt, empirisch evaluiert werden. Auch können unter Ver-

wendung des Etikettiersystems für Themensegmente Themen, die einen bestimmten Beziehungsaspekt betreffen, in den kodierten Transkripten leicht identifiziert werden. Die Themen können anschließend mittels standardisierter Psychotherapiemaße wie z.B. der *Experiencing Scale* (Klein/Mathieu-Coughlan/Kiesler 1986) auf Veränderungen kognitiver und erlebensmäßiger Verarbeitungsstile hin untersucht werden. Zum zweiten können sowohl Muster narrativer Sequenzen identifiziert werden, die charakteristisch für Therapien mit positivem bzw. ungünstigem Ausgang sind, als auch narrative Muster, die unterschiedliche therapeutische Ansätze kennzeichnen. Drittens schließlich kann das Ausmaß, in dem Klient oder Therapeut innerhalb der Sitzung Wechsel der Themensegmente und der narrativen Sequenzen einleiten, empirisch erfasst werden. Darüber hinaus kann das NPCS sowohl die Häufigkeit als auch den Typ narrativer Sequenzwechsel, die von Klient und Therapeut initiiert werden, erfassen.

Zusammengefasst wird Psychotherapieforschern mit dem NPCS eine rational begründete, empirische Methode zur Analyse von Therapiegesprächen als Wechsel narrativer Sequenzen an die Hand gegeben. Vergleichende Analysen können dann durchgeführt werden, um Forschungsbefunde zu integrieren. Im Wesentlichen bietet das NPCS ein gemeinsames Rahmenkonzept für die Implementierung umfassenderer Projekte im Bereich der Psychotherapie- und Beratungsforschung.

Literatur

- Angus, L.: Metaphor and the transformation of meaning in psychotherapy. In: Mio, J./Katz, A. (Hrsg.): *Metaphor: Pragmatics and applications*. Hillsdale, NJ 1996
- Angus, L./Hardtke, K.: Narrative processes in psychotherapy. In: *Canadian Psychology* 35 (1994), H. 2, S. 190-203
- Angus, L./Hardtke, K./Levitt, H.: *The narrative processes coding system manual: Expanded edition*. Department of Psychology, York University, North York, Ontario, Kanada 1996 (auf Anfrage erhältlich)
- Angus, L./Levitt, H./Hardtke, K.: Narrative processes and psychotherapeutic change: An integrative approach to psychotherapy research and practice. In: *Journal of Clinical Psychology* 55 (1999), H. 10, S. 1255-1270
- Arlow, I.: Psychoanalysis. In: Corsini, R./Wedding, D. (Hrsg.): *Current psychotherapies, Fourth Edition*. Ilasca, Illinois 1989, S. 197-238
- Beck, A./Steer, R./Garbin, M.: Psychometric properties of the Beck Depression Inventory: Twenty-five years of evaluation. In: *Clinical Psychology Review* 8 (1988), S. 77-100
- Borkovec, T./Roemer, L./Kinyon, J.: Disclosure and worry: Opposite sides of the emotional processing coin. In: Pennebaker, J.W. (Hrsg.): *Emotion, disclosure & health*. Washington, DC 1995, S. 47-70
- Brown, G./Yule, G.: *Discourse analysis*. Cambridge, MA 1983
- Bucci, W.: The power of the narrative: A multiple code account. In: Pennebaker, J.W. (Hrsg.): *Emotion, disclosure & health*. Washington, DC 1995, S. 93-122
- Epstein, S.: Controversial issues in emotion theory. In: Shaver, P. (Hrsg.): *Review of personality and social psychology: Emotions, relationships and health*. Beverly Hills, CA 1984
- Fitts, W.: *Manual: Tennessee Self Concept Scale*. Los Angeles, CA 1965

- Gee, J.: The narrativization of experience in the oral style. In: *Journal of Education* 167 (1985), H. 1, S. 9-35
- Goncalves, O.: Hermeneutics, constructivism and cognitive-behavioral therapies: From the object to the project. In: Neimeyer, R./Mahoney, M. (Hrsg.): *Constructivism in psychotherapy*. Washington, DC 1995, S. 195-230
- Greenberg, L./Angus, L.: How do people change in psychotherapy? In: *Social Sciences and Humanities Standard research grant, 1993-1996*, 1993
- Greenberg, L./Pascual-Leone, J.: A dialectical constructivist approach to experiential change. In: Neimeyer, R./Mahoney, M. (Hrsg.): *Constructivism in psychotherapy*. Washington, DC 1995, S. 169-194
- Greenberg, L./Pascual-Leone, J.: Emotion in the creation of personal meaning. In: Power, M./Brewin, C. (Hrsg.): *The transformation of meaning in psychological therapies. Integrating theory and practise*. New York 1997, S. 157-173
- Greenberg, L./Rice, L./Elliott, R.: *Facilitating emotional change: The moment-by-moment process*. New York 1993
- Greenberg, L./Safran, I.: Integrating affect and cognition. In: *Cognitive Therapy and Research*, 8 (1989), H. 6, S. 559-578
- Harber, K./Pennebaker, J.: Overcoming traumatic memories. In: Christianson, C. (Hrsg.): *The handbook of emotion and memory*. Hillsdale, NJ 1992, S. 359-387
- Hardtke, K.: Characterizing therapy focus and exploring client process: Investigating therapeutic modalities from a narrative approach. Unveröffentlichte Master's Thesis, Department of Psychology, York University, Toronto, Ontario, Kanada 1996
- Hardtke, K./Levitt, H.: A method for tracking therapist impact on therapy content and process: The narrative process coding system. In: Toukmanian, S. (Chair): *Three different approaches to the studying the therapist's contribution to the process of therapy*. Symposium, abgehalten auf dem alljährlichen Treffen der International Society for Psychotherapy Research, Provo, Utah, Juni 1998
- Janoff-Bulman, R.: *Shattered assumptions: Towards a new psychology of trauma*. Toronto, Kanada 1992
- Kiesler, L.: *The process of psychotherapy*. Chicago 1973
- Klein, M./Mathieu-Coughlan, P./Kiesler, E.: The experiencing scales. In: Pinsoff, W./Greenberg, L. (Hrsg.): *The psychotherapeutic process: A research handbook*. New York 1986, S. 21-72
- Levitt, H.M.: A comparative analysis of the Narrative Process Coding System and three standardized psychotherapy process measures: A multi-modal analysis. Unveröffentlichte Master's Thesis, Psychology, York University, North York, Kanada 1993
- Levitt, H.M.: The sounds of silence in psychotherapy: Clients' experiences of pausing. In: *Psychotherapy Research* 11 (2001), H. 3, S. 295-309
- Levitt, H.M./Angus, L.: Psychotherapy process measure research and the evaluation of psychotherapy orientation: A narrative analysis. In: *Journal of Psychotherapy Integration* 9 (2000), H. 3, S. 279-300
- Luborsky, L./Barber, J./Digeur, L.: The meanings of narratives told during psychotherapy: The fruits of a new observational unit. In: *Psychotherapy Research* 2 (1992), H. 4, S. 277-291
- Luborsky, L./Crits-Christoph, R.: *Understanding transference: The CCRT method*. New York 1990
- Lyddon, W.: Contrast, contradiction and change in psychotherapy. In: *Psychotherapy* 30 (1993), S. 383-390
- Mahoney, M.: *Human change processes*. New York 1991
- McLeod, J./Balamoutsou, S.: Representing narrative process in therapy: A qualitative analysis of a single case. In: *Counselling Psychology Quarterly* 9 (1996), H. 1, S. 61-76

- Milbraith, C./Bauknight, R./Horowitz, M./Amaro, R./Sugahara, C.: Sequential analysis of topics in psychotherapy discourse: A single-case study. In: *Psychotherapy Research* 5 (1995), H. 3, S. 199-217
- Neimeyer, R. A./Levitt, H. M.: What's narrative got to do with it? Construction and coherence in accounts of loss. In: Harvey, J. (Hrsg.): *Handbook of Loss and Trauma*. Philadelphia 2000, S. 401-412
- Nye, C.: Narrative interaction and the development of client autonomy in clinical practice. In: *Clinical Social Work Journal* 22 (1994), H. 1, S. 43-57
- Pennebaker, J.W. (Hrsg.): *Emotion, disclosure & health*. Washington 1995
- Planalp, S./Tracy, K.: Not to change the topic but... A cognitive approach to the management of conversation. In: Nimmo, D. (Hrsg.): *Communication yearbook* 4. New Brunswick, NJ 1980, S. 237-260
- Reichman, R.: Conversational coherency. In: *Cognitive Science* 2 (1978), S. 283-327
- Salovey, P./Singer, J.: *The remembered self: Emotion and memory in personality*. New York 1993
- Schafer, R.: *Retelling a life: Narration and dialogue in psychoanalysis*. New York 1992
- Sigman, S.: Some multiple constraints placed on conversational topics. In: Craig, R./Tracy, K. (Hrsg.): *Conversational coherence: Form, structure and strategy*. Beverly Hills, CA 1983, S. 136-156
- Stern, D.: Developmental prerequisites for the sense of a narrated self. In: Cooper, A.M./Kernberg, O.F./Persons, E.S. (Hrsg.): *Psychoanalysis: Toward the second century*. New Haven 1989, S. 168-178
- Toukmanian, S.: Studying the client's perceptual processes and outcomes in therapy. In: Toukmanian, S./Rennie, D. (Hrsg.): *Psychotherapy process research*. Newbury Park, CA 1992, S. 77-107
- Toukmanian, S./Jackson, S.: An analysis of client's self narratives in brief experiential psychotherapy. In: Hutterer, R./Pawlowsky, G./Schmid, P.F./Stipsits, R. (Hrsg.): *Client-centred and experiential psychotherapy: A paradigm in motion*. Frankfurt a.M. 1995, S. 313-327
- Weissman, M./Bothwell, S.: Assessment of social adjustment by patient self report. In: *Archives of General Psychiatry* 33 (1976), S. 1111-1115

Werkstatt

Melanie Fabel, Sandra Tiefel

Methoden-Triangulation von offenen und teilstandardisierten Interviews: Zwei Beispiele aus der Forschungspraxis

In vielen qualitativen Studien ergibt sich die Notwendigkeit, verschiedene Erhebungs- und Auswertungsverfahren miteinander zu verknüpfen, um dem Forschungsgegenstand und der jeweiligen Fragestellung, die der Untersuchung zugrunde liegt, gerecht zu werden. Diese Kombination von verschiedenen methodischen Zugängen und Verfahren wird auch unter dem Stichwort ‚Triangulation‘ diskutiert. In der aktuellen methodologischen Debatte wird jedoch an der gängigen Vorstellung, Triangulation als eine *Strategie der Validierung* zu sehen – also als ein Verfahren, bei welchem durch die Verknüpfung verschiedener Methoden bei der Analyse eines Phänomens und durch deren ‚wechselseitiger Korrektur‘ ein ‚objektiveres‘ bzw. ‚wahreres‘ Bild des Untersuchungsgegenstandes entstehe und damit die Validität der Forschungsergebnisse erhöht werde –, Kritik geübt (vgl. z.B. Marotzki 1999; Flick 2000; Kelle/Erzberger 2000). Vielmehr sei davon auszugehen, dass unterschiedliche methodische Zugänge bzw. theoretische Rahmungen auch jeweils unterschiedliche Perspektiven auf den Untersuchungsgegenstand werfen. Dieser Annahme folgend wird von Kritikern an den gängigen Triangulationsvorstellungen unter Triangulation die Kombination von Methoden und Theorien zwecks *Ergänzung von Perspektiven* (Kelle/Erzberger 2000, S. 304) verstanden, die zusammengeführt eine umfassendere und facettenreichere Beschreibung und Erklärung eines Gegenstandsbereichs ermöglichen und damit komplexe soziale Phänomene und Untersuchungsgegenstände angemessener erfassen können.

In der Forschungspraxis sozialwissenschaftlicher Projekte werden zwar vielfach verschiedene Formen der Methoden-Triangulation praktiziert, doch werden die damit einhergehenden Implikationen, die zu bearbeitenden Probleme und konkreten Arbeitsschritte nur selten expliziert. Und auch in allgemein gehaltenen Einführungs- und Orientierungstexten zu qualitativen Forschungsmethoden werden zwar etablierte Erhebungs- und Auswertungsverfahren und ihre jeweiligen methodenspezifischen Forschungspraxen ‚einzeln‘ vorgestellt, doch bleiben Fragen nach Möglichkeiten der Kombination und Verknüpfung mit anderen Methoden sowie die damit möglicherweise zusammenhängenden Probleme

me unterschiedlicher theoretischer und methodologischer Grundannahmen weitgehend unberücksichtigt.

Hier setzen die beiden folgenden Werkstattberichte an, die aus zwei Dissertationsprojekten berichten, in denen zwei Formen qualitativer Interviews – (berufs-)biographisch-narratives Interview und leitfadengestütztes Interview – miteinander verknüpft wurden. Es wird aufgezeigt, a) warum sich die Triangulierung zweier unterschiedlicher Interviewverfahren als angemessen für die jeweilige Fragestellung und den Untersuchungsgegenstand erwies, und b) auf welche Weise die beiden unterschiedlichen Interview-Formate ausgewertet wurden. Hierbei wurden gerade nicht die naheliegenden ‚klassischen‘ Wege der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring oder der Narrationsanalyse nach Schütze beschränkt, sondern wiederum verschiedene Auswertungsverfahren kombiniert und eigene, dem Gegenstand und dem Erkenntnisinteresse angemessene Wege zur Analyse und Auswertung der beiden Interviewvarianten entwickelt.

Literatur

- Flick, U.: Triangulation in der qualitativen Forschung. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg 2000, S. 309-318
- Kelle, U./Erzberger, C.: Qualitative und quantitative Methoden: kein Gegensatz. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg 2000, S. 299-309
- Marotzki, W.: Forschungsmethoden und -methodologie der Erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Opladen 1999, S. 109-133

Melanie Fabel

Rekonstruktion biographischer und professioneller Sinnstrukturen – methodische Schritte einer fallinternen Zusammenhangsanalyse

1. Das methodische Problem: Erfassung und Rekonstruktion von biographischen Konstitutionsbedingungen pädagogischer Professionalität

Fragestellung: Im Dissertationsprojekt „Ostdeutsche LehrerInnen im doppelten Modernisierungsprozess. Berufsbiographische Pfadverläufe und Professionalisierungspotentiale“ ging es um die Fragen, wie sich ostdeutsche Lehrerinnen und Lehrer lebensgeschichtlich und beruflich zu den neuen gesellschaftlichen und schulischen Rahmenbedingungen im Transformationsprozess positionieren und welche Anknüpfungspotentiale sie mitbringen, um mit neuartigen sozialen und pädagogischen Herausforderungen an Schule und Lehrerhandeln, die aus soziokulturellen Veränderungen im Zuge einer reflexiven Modernisierung resultieren, *professionell* umzugehen.

Konzeptioneller Zugang: Bei der Herausbildung professioneller Orientierungs-, Deutungs- und Handlungsmuster kommt den biographischen Voraussetzungen, Dispositionen, Vorerfahrungen und Ressourcen eine wichtige Rolle zu, so dass die Frage nach dem professionellen Selbstverständnis und der fallspezifischen Auseinandersetzung mit professionellen Herausforderungen immer auch an die *Biographie* des Professionellen zurückzubinden ist (vgl. Kraul/Marotzki/Schweppe 2002 und Schütze 1997). Diese Ausgangsüberlegung erforderte ein Erhebungsinstrument, welches zum einen zu den lebensgeschichtlichen Erfahrungen und biographischen Dispositionen und zum anderen zu Positionierungen und Handlungsmustern in der professionellen Praxis vorstoßen kann.

Datenerhebung: Als Erhebungsverfahren bot sich eine Kombination von autobiographisch-narrativen Interviews nach Fritz Schütze (1983; 1984) und Leitfadeninterviews an. Die biographische Erzählung kann den Raum bis in die Anfänge der Lebensgeschichte und Berufstätigkeit öffnen, wobei das *offene Erzähl-schema* dem Interviewten die eigenen Relevanzsetzungen, Selektionsleistungen und die Strukturierung der autobiographischen Darstellung weitgehend selbst überlässt. Damit wird ein Datentext generiert, der über die gegenwärtigen Deutungen der Lebensgeschichte hinaus auch die Ereignisverstrickungen und die

lebensgeschichtliche Erfahrung in jenen Relevanzen und Focussierungen und in jener Aufschichtung aufzeigt, wie sie für die Identität des Befragten konstitutiv und handlungsrelevant sind.¹ In einem leitfadengestützten Interviewteil können *Argumentationen*, aber auch einzelne ‚Fallerzählungen‘ in Gang gesetzt und pädagogische und (bildungs-)politische Positionierungen des Befragten zu beruflichen und schulischen Problemlagen erhoben werden. Auf diese Weise kann zu *Orientierungs-, Deutungs- und Begründungsmustern* vorgestoßen und es können (berufs-)ethische Werte und Reflexionskompetenzen erfasst werden, die einen zentralen Bestandteil von Professionalität bilden (vgl. Schütze 1997; Bastian/Helsper 2000 und Reh/Schelle 2000).

Methodisches Problem: Bei der Analyse des Interviewmaterials stellte sich neben der Frage, wie die beiden unterschiedlichen Interviewformate auszuwerten sind, vor allem das Problem, wie methodisch kontrolliert Zusammenhänge zwischen biographischen Orientierungen einerseits und berufsbezogenen und professionellen Sinnstrukturen andererseits analysiert und aufgezeigt werden können, um zu Erklärungen über biographische Konstitutionsbedingungen pädagogischer Professionalität vorzustoßen. Im Folgenden soll das im Forschungsprozess entwickelte schrittweise Verfahren der ‚fallinternen‘ Zusammenhangsanalyse vorgestellt und an einem Fall exemplifiziert werden.

2. Die methodischen Schritte der fallinternen Zusammenhangsanalyse

Um zu den biographischen und professionellen Sinnstrukturen, beruflichen Erfahrungsbeständen und biographischen Ressourcen der Lehrerakteure vordringen zu können, wurde grundsätzlich ein *hermeneutisch-fallrekonstruktiver Zugang* gewählt. Das sequenzanalytische Verfahren der objektiven Hermeneutik (Oevermann 2000) bzw. der fallrekonstruktiven Familienforschung (Hildenbrand 1999) wurde als zentrales Analyseinstrument für die Interpretation der Interviews eingesetzt und durch die Analyse formaler und sprachlicher Indikatoren sowie der sequentiellen Ordnung der biographischen Erzählung nach dem narrationsstrukturellen Verfahren von Schütze (1983; 1984) ergänzt.² Speziell für die Rekonstruktion von Zusammenhängen zwischen biographischen und professionellen Sinnstrukturen wurden die folgenden drei Auswertungsschritte in den Fallanalysen umgesetzt:

Erster Auswertungsschritt: Die Analyse der biographischen Fallstruktur

Im ersten Schritt wurden die ‚objektiven Daten‘ der Herkunftsfamilie des Befragten (vgl. Hildenbrand 1999, S. 32f.), die Eröffnungssequenz des autobiogra-

phisch-narrativen Interviews sowie ausgewählte Textstellen aus der autobiographischen Erzählung mit den Verfahren der fallrekonstruktiven Familienforschung und der objektiven Hermeneutik analysiert und Handlungsprobleme im lebensgeschichtlichen Verlauf, (generationsübergreifende) Entscheidungs- und Problemlösemuster sowie biographische Orientierungsmuster des Falles rekonstruiert. Daran schloss sich eine narrations- und textanalytische Auswertung der Gesamtgestalt der biographischen Erzählung an, deren Ergebnisse gemeinsam mit den Fallstrukturhypothesen zu einer *biographischen Fallstruktur* verdichtet wurden. Dabei galt das Augenmerk zusätzlich der Auslotung der biographischen Konstitutionsbedingungen beruflicher Orientierungs- und Handlungsmuster und professioneller Identität. Dieser erste Schritt der Generierung von Zusammenhangshypothesen sei hier an einem Beispiel angedeutet:

Der Fall Anna Große – Biographische Fallstruktur

„Und aus der Herkunft erklärt sich sicher auch, äh das bestimmte politische Vorzeichen für mich ne große Rolle gespielt haben. Also das war dieser ganz erklärte und ganz prononcierte Antifaschismus. Und das war der äh sehr viel, der eigentlich gar nicht dogmatische oder so so auf ner großen Theoriebildung basierende, sondern eher gefühlsmäßige Sozialismus, den den meine Mutter und meine Großmutter gelebt haben.“

Kernelement der biographischen Fallstruktur der ostdeutschen Deutschlehrerin Anna Große (Jg. 1952) ist das historisch-familiale Gepäck einer ‚moralischen Nachfolge‘, also die Übernahme einer Reihe von Delegationsaufträgen ihrer Herkunftsfamilie: Verkörpert in der Person des Großvaters, der Lehrer und bis 1938 Abgeordneter der Kommunistischen Partei im Sudetengebiet war, ist das Herkunftsmilieu mütterlicherseits zum einen durch Gesinnungsethik, hohe Bildungsideale und ein sozialistisch-antifaschistisch geprägtes Weltbild gekennzeichnet. Von Seiten der katholischen Großmutter sind zum anderen als weitere Einflüsse bildungsbürgerliche Traditionsbestände, kulturelles Kapital und christliche Werte vorhanden, die amalgamiert mit sozialistischen Idealen zu einem *„herrlichen Gefühlssozialismus“* den Kindern und Enkeln vermittelt und vorgelebt werden. Die in der Herkunftsfamilie mütterlicherseits vorhandenen sozialistischen, antifaschistischen und humanistischen Grundüberzeugungen werden durch den abwesenden idealisierten Vater von Frau Große und dessen Leidens- und Bewährungsgeschichte als KZ-Häftling verstärkt. In dieser Vater-Tochter-Beziehung wird Anna Große gewissermaßen die Rolle zugewiesen, seine *Nachfolge* anzutreten und die politischen Grundüberzeugungen, Ideale und die Idee des Sozialismus, für die der Vater gelitten hat, zu übernehmen und *„aufrecht und kämpferisch“* zu vertreten.

Diese *moralische Bewährungsproblematik* wird durch die – aufgrund der Verweh- rung eines Germanistikstudiums gebrochene – berufliche Orientierung an ihrer Mutter, die Literaturdozentin ist, und deren Ansprüchen überlagert und verschärft. Zum *Zusammenhang* biographischer und professioneller Orientierungsmuster kann damit als Hypothese formuliert werden, dass der moralische Auftrag der Nachfolge in das berufliche Handlungsfeld hineinragt und dort zu bewältigen ist. Dabei lässt das in der Herkunftsfamilie vermittelte Orientierungs- und Gesinnungsfundament bei Anna Große zum einen eine hohe idealistische Identifikation mit dem DDR-System und zum anderen hohe moralische Selbstbindungen, Bildungsansprüche, ei-

ne große (intellektuelle) Leistungsmotivation und eine besondere berufsethische Verantwortlichkeit gerade auch gegenüber ihren Schülern vermuten. Der familiale Auftrag, als Lehrerin und Repräsentantin des DDR-Systems die Ideale des Sozialismus zu vertreten, ohne dabei Ansprüche auf Autonomie aufzugeben, stellt hohe Anforderungen an das professionelle Handeln in dem von politisch-bürokratischen Überformungen und Übergriffen bedrohten Handlungsfeld Schule. Das familial vermittelte Bezugssystem von ethischen Werten, Fach- und Reflexionswissen bietet gleichzeitig die Basis, um die autonomen Entscheidungen begründen und legitimieren zu können.

Zweiter Auswertungsschritt: Die Analyse professioneller Orientierungs- und Handlungsmuster

Die Rekonstruktion professioneller Sinnstrukturen und berufsethischer bzw. normativer Orientierungsmuster stützte sich in erster Linie auf ausgewählte Textstellen aus dem leitfadengestützten Interviewteil. Mit Hilfe des sequenzanalytischen Verfahrens der objektiven Hermeneutik wurden in diesem Auswertungsschritt berufliche Erfahrungen, professionelle Orientierungsmuster, das Muster der Annäherung an das neue Gesellschafts- und Schulsystem sowie schließlich professionelle Handlungs- und Bewältigungsstrategien in Bezug auf die pädagogischen und beruflichen Herausforderungen im Kontext des Institutionentransfers ab 1990 und der soziokulturellen Wandlungsprozesse rekonstruiert und zu einem *fallspezifischen Professionalisierungspfad* verdichtet. Dieser Analyseschritt geht damit genau umgekehrt von der Struktur der professionellen Handlungsprobleme aus, um die Deutungs- und Bewältigungsmuster mittels Analyse ihrer ‚Pfadabhängigkeit‘ in die biographische Perspektive einzurücken.

Der Fall Anna Große – Professionelle Orientierungs- und Handlungsmuster

„Ja das is hat natürlich so was wie in der DDR so Bildungs-, Erzieh- Erziehungsziele so was hat's gegeben als Formulierung. Das is immer so was, was ich immer nich so gelesen un studiert hab, weil's mich nich so schrecklich interessiert hat. Ich hab eigentlich ich hab schon ne Vorstellung, wie en Mensch sein sollte (I: mhm) und werden sollte. (I: mhm) Vor allem hab ich die Vorstellung, dass er mitmenschlich sein sollte. Vor allem hab ich die Vorstellung, dass er andern gegenüber Offenheit, Toleranz und Aufgeschlossenheit besitzen sollte, dass er andre gelten lassen sollte, dass er andern was ermöglichen sollte. So so das sin aber ganz schlichte, das sind keine, die sich so politisch abhängig machen, solche Ziele. Die hätt' ich nach wie vor.“

Das berufliche Selbstverständnis von Anna Große ist durch einen *moralisch-aufklärerischen Erziehungs- und Bildungsanspruch* gekennzeichnet, wobei insbesondere der Aufgabe der Kultur- und Literaturvermittlung als ‚Lebenshilfe‘, der Weitergabe von sozialistischen und humanistischen Werten sowie dem authentischen und wahrhaftigen Vorleben dieser Grundüberzeugungen eine hohe Bedeutung zukommt. Die Lehrer-Schüler-Beziehung wird als *pädagogisches Arbeitsbündnis* konzeptualisiert und beruht neben der sachhaltigen Vermittlungstätigkeit auf ihrer *„Hinneigung zu Kindern“*, einer offen-interessierten Haltung gegenüber ihren Schülern und einem reziproken Anerkennungs- und Generationenverhältnis.

Interviewausschnitte zum Zusammenbruch der DDR und Systemwechsel 1989/90 zeigen, dass Anna Große einer drohenden Abwertung ihrer Biographie und beruflichen Kompetenz mit einer trotzig Ablehnung des neuen Gesellschaftssystems und einem eigensinnigen Bekenntnis zu ihrer ostdeutschen Identität begegnet. Sie betont weiterhin ihre professionelle Autonomie als Lehrerin gegenüber politischen, staatlichen und bürokratischen Zugriffen und Vereinnahmungsversuchen. Dabei erfordert die widersprüchliche Rolle als ‚*Staatsträgerin in einem missliebigen Gesellschaftssystem*‘ allerdings eine Reformulierung des *pädagogischen Mandats*. Ihr Professionalisierungspfad ist dadurch gekennzeichnet, dass sie den Erziehungs- und Bildungsauftrag auf einer abstrakteren, den gesellschaftlich-politischen Systemen übergeordneten Ebene für sich redefiniert – und zwar als *universelle Verpflichtung* der älteren Generation, für die Jüngeren Wissen, Orientierungen und Fürsorge sicherzustellen.

Rückt man diese *kontinuitätswahrende Erneuerung* der beruflichen Orientierungs- und Handlungsmuster vor dem Hintergrund der weitreichenden Transformation des schulischen Handlungsfeldes in die biographische Perspektive ein, lässt sich die Hypothese formulieren, dass das Herkunftsmilieu mit seinen moralischen Maßgaben nachhaltig den Verlauf des Professionalisierungspfades bestimmt.

Dritter Auswertungsschritt: Zusammenhangsanalyse

Nachdem die biographischen Dispositionen und Ressourcen einerseits und die professionellen Orientierungs- und Handlungsmuster sowie Bearbeitungsstrategien des Institutionentransfers andererseits rekonstruiert worden waren, galt es im dritten Auswertungsschritt, die aufgestellten Zusammenhangshypothesen aufeinander zu beziehen und wechselseitig zu überprüfen. Hierfür wurden die gewonnenen Ergebnisse des zweiten Auswertungsschrittes in die biographische Gesamtformung des Falles ‚rückgebettet‘ (a) und gleichzeitig wurde untersucht, wie die biographischen Erfahrungen, Dispositionen, beruflichen Kompetenzen und Konstellationen zur Erklärung des Professionalisierungspfades herangezogen werden können (b).

Der Fall Anna Große – Biographische Konstitutionsbedingungen pädagogischer Professionalität

Folgende *innere Zusammenhänge* zwischen den biographischen und den professionellen Sinnstrukturen lassen sich am Fall Anna Große aufzeigen:

a) Mit dem Systemwechsel gerät das in der DDR bestehende *berufsbiographische Passungsverhältnis* zwischen familiengeschichtlichen Überzeugungen (Identifikation mit dem Sozialismus), gesellschaftlichen Erwartungen und dem professionellen Selbstverständnis aus dem Gleichgewicht. Es muss von Anna Große so neu ausbalanciert werden, dass sie ihren familienbiographischen und berufsethischen Selbstverpflichtungen unter den nun *veränderten* gesellschaftlichen Bedingungen gerecht werden kann. Ihre Bearbeitungsstrategien geben dabei eine hohe Abhängigkeit von biographischen Konstellationen und Dispositionen zu erkennen: Das Negativbild der BRD und das eigensinnige Bekenntnis zu ihrer ostdeutschen Identität braucht Anna

Große gewissermaßen aus ‚identitätsökonomischen Gründen‘, um auf diese Weise ihre biographische Identität aufrecht und konsistent zu halten und ihrer ‚Nachfolgerrolle‘ weiterhin gerecht zu werden. Dies kann ihr allerdings nur gelingen, indem sie das *Erbe* der Eltern- und Großelterngeneration mit dem *Entwurf eines universalistischen pädagogischen Generationenverhältnisses* moduliert und generalisiert.

b) Den im Herkunftsmilieu verankerten ethisch-moralischen Orientierungen, kulturellen Sinnwelten und politischen Überzeugungen kommt im Fall Anna Große eine konstitutive Bedeutung bei der Herausbildung und Entwicklung ihrer professionellen Orientierungs- und Handlungsmuster zu. Der moralisch-aufklärerische Erziehungs- und Bildungsanspruch sowie der kontinuierliche Anspruch auf professionelle Autonomie erklären sich aus der tief verankerten familiengeschichtlichen Tradition, die ihr nicht nur die ‚Nachfolgerrolle‘ einer moralischen Lebensführung, die Vertretung (berufs-)ethischer Grundüberzeugungen und die Begründungspflichtigkeit des eigenen Handelns auferlegt, sondern darüber hinaus auch die habituellen Muster bereitstellt, um diese Anforderungen über den Systemwechsel hinweg durchzuhalten.

3. Abschließende Bemerkungen

Die hier erfolgte Darstellung des methodischen Designs und des Ablaufs einzelner Auswertungsschritte in einer qualitativen Studie zu Professionalisierungsprozessen bei ostdeutschen Lehrerinnen und Lehrern sollte zeigen, auf welche Weise sich verschiedene Perspektiven auf einen Gegenstand – in diesem Fall biographieanalytische und professionsanalytische Perspektiven – methodisch miteinander verknüpfen lassen. Während es hier um Zusammenhänge zwischen biographischen und professions- bzw. berufsbezogenen Sinnstrukturen zur Erklärung biographischer Konstitutionsbedingungen pädagogischer Professionalität ging, lässt sich das Verfahren der ‚fallinternen‘ Zusammenhangsanalyse auch auf andere ‚Sinnprovinzen‘ übertragen³, um Sinnaffinitäten aufzeigen und zu Erklärungen fallspezifischer Orientierungs- und Handlungsmuster vorstoßen zu können.

Anmerkungen

- 1 Vgl. zur Annahme einer „Homologie“ zwischen den Strukturen der Erfahrungsaufschichtung und den Strukturen des Erzählaufbaus Schütze (1984, S. 78) und Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997, S. 138). Diese sogenannte ‚Homologietheese‘ wird vielfach verkürzt kritisiert, wenn Schütze damit eine ‚einfache‘ Homologie von Erlebtem und Erzähltem unterstellt wird.
- 2 Vgl. zur Diskussion um grundlagentheoretische, methodologische und forschungspraktische Gemeinsamkeiten und Differenzen der Narrationsanalyse nach Schütze, der objektiven Hermeneutik bzw. der fallrekonstruktiven Familienforschung Rosenthal (1987, S. 143-148), Marotzki (1996, S. 81f.), Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, Hildenbrand (1999, S. 55f.), Bohnsack 2000, Kramer (2002, S. 45-99) und Fabel (2002, S. 190-195).
- 3 Vgl. z.B. zu Zusammenhängen von Biographie und Gesundheitsorientierung bei Industriearbeitern Giegel 1993.

Literatur

- Bastian, J./Helsper, W.: Professionalisierung im Lehrerberuf – Bilanzierung und Perspektiven. In: Bastian, J. u.a. (Hrsg.): Professionalisierung im Lehrerberuf. Von der Kritik der Lehrerrolle zur pädagogischen Professionalität (= Studien zur Schul- und Bildungsforschung, Bd. 12). Opladen 2000, S. 167-192
- Bohnsack, R.: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen 2000
- Fabel, M.: Ostdeutsche LehrerInnen im doppelten Modernisierungsprozess. Berufsbiographische Pfadverläufe und Professionalisierungspotentiale. Dissertation, Universität Halle-Wittenberg 2002
- Fischer-Rosenthal, W./Rosenthal, G.: Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen 1997, S. 133-164
- Giegel, H.-J.: Biographie und Gesundheitsorientierung. Methodische Schritte einer Zusammenhangsanalyse auf der Basis der Interpretation biographischer Interviews. In: Gawatz, R. (Hrsg.): Soziale Konstruktionen von Gesundheit. Wissenschaftliche und alltagspraktische Gesundheitskonzepte. Ulm 1993, S. 97-122
- Hildenbrand, B.: Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitungen für die Praxis (= Qualitative Sozialforschung, Bd. 6). Opladen 1999
- Kramer, R.-T.: Schulkultur und Schülerbiographien. Rekonstruktionen zur Schulkultur II (= Studien zur Schul- und Bildungsforschung, Bd. 17). Opladen 2002
- Kraul, M./Marotzki, W./Schweppe, C. (Hrsg.): Biographie und Profession. Bad Heilbrunn/Obb. 2002
- Marotzki, W.: Forschungsmethoden der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung (= Studien zur Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung, Bd. 6). Opladen ²1996, S. 55-89
- Oevermann, U.: Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, K. (Hrsg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt a.M. 2000, S. 58-156
- Reh, S./Schelle, C.: Biographie und Professionalität. Die Reflexivität Biographischer Erzählungen. In: Bastian, J. u.a. (Hrsg.): Professionalisierung im Lehrerberuf. Von der Kritik der Lehrerrolle zur pädagogischen Professionalität (= Studien zur Schul- und Bildungsforschung, Bd. 12). Opladen 2000, S. 107-124
- Rosenthal, G.: „...Wenn alles in Scherben fällt...“ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Opladen 1987
- Schütze, F.: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3 (1983), S. 283-293
- Schütze, F.: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart 1984, S. 78-117
- Schütze, F.: Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen. Ihre Auswirkungen auf die Paradoxien des professionellen Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M. ²1997, S. 183-275

Sandra Tiefel

Die formale und die deskriptive Interviewanalyse und ihre Potenziale für die vergleichende Kodierung offener und teilstandardisierter Interviews¹

Die Datenfülle bei explorativen qualitativen Studien verunsichert, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, gerade NachwuchswissenschaftlerInnen, da die Bearbeitung der Interviews (Paraphrasierungen, Strukturellen Beschreibungen, das Führen von Memokarten etc.) zunächst die Materialmenge noch zusätzlich anwachsen lässt, so dass sich Lesarten, Hypothesen, Muster und Perspektiven eher vermehren als sich zu konzentrieren. Diese anfängliche Weitläufigkeit möglicher Forschungsrichtungen und -ergebnisse potenziert sich noch mit der Triangulation verschiedener Datenquellen. In meinem Dissertationsprojekt konnte ich den Vergleich zwischen Narrativen Interviews und Leitfadeninterviews durch eine gründliche *formale Interviewanalyse* detailliert vorbereiten, da diese half, große Datenmengen systematisch aufzuarbeiten und erste Hypothesen und Theorieansätze über den Untersuchungsgegenstand zu entwickeln. Im Folgenden soll deshalb am Beispiel eines Falls gezeigt werden, wie durch wiederholtes *Vergleichen von Auffälligkeiten in der Erzähl- und Textstruktur* die Interpretation sowohl beim Einzelfall als auch beim Fallvergleich erleichtert und damit die inhaltliche Analyse der Interviews vorbereitet und gelenkt wurde.

1. Zur Fragestellung und zum methodischen Design der Studie

Die Dissertation „Beratung und Reflexion. Eine qualitative Studie zu professionellem Beratungshandeln unter Modernisierungsbedingungen“ ist eingebunden in das Graduiertenkolleg „Biographische Risiken und neue professionelle Herausforderungen“ und bezieht sich auf die Theorien Reflexiver Modernisierung (Beck/Giddens/Lash 1996), auf unterschiedliche Professionstheorien² und soweit vorhanden auch auf Beratungsmodelle bzw. -theorien. Das methodische Vorgehen ist durch ein qualitatives Design gekennzeichnet, das sich an drei mitein-

ander zu kombinierenden methodologischen Ansätzen (erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Grounded theory und Gender studies) orientiert und auf die Exploration neuer Phänomene zielt.

Die theoretische Rahmung der Dissertation wie das konkrete Forschungsinteresse, die Exploration von Merkmalen professionellen Beratungshandelns unter Modernisierungsbedingungen, betont *zwei unterschiedliche Perspektiven* auf den Untersuchungsgegenstand: a) die gesellschaftlichen und institutionellen Strukturen der Beratungsstellen und b) die individuellen Verfasstheiten der BeraterInnen. Nur eine Kombination der Datenerhebungsmethoden Narratives Interview und Leitfadeninterview konnte dieser doppelten Bezugnahme auf Institution und Individuum gerecht werden, um ErziehungsberaterInnen nicht nur als Produkte, sondern auch als ProduzentInnen von Moderne (vgl. Rauschenbach 1994) ins Blickfeld zu rücken und potentielle Ambivalenzen ihres (modernen) Handlungsrahmens zu verdeutlichen. Die konkrete methodische Umsetzung dieser doppelten Perspektive führte im Forschungsprozess insbesondere bei der Methoden-Triangulation zu verschiedenen Herausforderungen, von denen im Folgenden die Verknüpfung der Auswertungsverfahren und -ergebnisse anhand der formalen Interviewanalyse beispielhaft skizziert werden soll.

2. Die formale und deskriptive Interviewanalyse am Beispiel eines Einzelfalls

Aufgrund der strukturellen Einbindung professionellen Handelns auf der Schnittstelle zwischen Profession und Biographie bot es sich an, neben der Beratungsstellenarbeit insbesondere die Bildungs- und Berufsbiographien der BeraterInnen zu untersuchen. Dafür wurden mit 15 BeraterInnen je ein Narratives Interview zur Bildungs- und Berufsbiographie und ein Leitfadeninterview zum Arbeitsbereich Erziehungsberatung an zwei Terminen durchgeführt, so dass insgesamt 30 transkribierte Interviews in die Analyse einfließen konnten. Zunächst war geplant, die Interviews nach unterschiedlichen Methoden auszuwerten: Die offenen Interviews sollten mit Hilfe der Narrationsanalyse nach Schütze (1983) segmentiert, paraphrasiert und analysiert werden. Für die Leitfadeninterviews wurde eine Kodierung nach Glaser und Strauss angestrebt. Doch schon bei den ersten Analyseschritten, der formalen Interviewanalyse, stellte sich heraus, dass erst mit dem direkten Vergleich von Sequenzen aus beiden Interviews sich sowohl die Exploration der biographischen Gesamtform als auch die Aussagen über die Beratungstätigkeit verdichteten. Z.B. half der Vergleich der Textsegmente aus dem Narrativen und dem Leitfaden-Interview mit der Beraterin A. sowohl ihr Beratungsverständnis als auch ihr berufliches Selbstverständnis rascher und konturierter zu erfassen.

Fall Beraterin A.: Eine ‚typische‘ Textstelle aus dem *Narrativen Interview* (NI) mit Frau A. verweist auf ihren Wunsch, Psychotherapeutin zu werden:

A.: „Und von daher eh stellt, kristallisierte sich immer mehr auch diese klinische Seite (..) heraus auch 'n Interesse an Therapie, an Arbeit mit Menschen, 'ne Neugierde auf Menschen, was Menschen bewegt (.) mmh (..) und auch dann im Laufe des Studiums eh immer mehr das Gefühl auch, diesen Herausforderungen auch Therapeutin oder Psychotherapeutin zu sein mit diesem Ziel dann, dem schon auch gewachsen zu sein. (NI, Frau A.: Z. 78f.)

Innerhalb des *Leitfadeninterviews* (LI) spiegelte sich ihr Therapieinteresse auch im Kontext der Beschreibung ihrer konkreten Tätigkeiten in der Erziehungsberatung wider:

I.: Hmm, Sie sprachen von, eh Sie machen [für die Beratung] Sachen, wo Sie sich auch fortbilden und weiterqualifizieren, in welche Richtung geht das?

A.: Ehm therapeutisch (..) also eher halt nicht fortbildungsmäßig präventiv (Lachen), sondern eh mmh im therapeutischen Bereich (...). Ich mach' ja 'ne Therapieausbildung, ich tendiere auch eher dazu, mit Erwachsenen zu arbeiten, d.h. (.) ich freue mich auch immer, wenn ich hier Erwachsenen, 'ne Therapie anbieten kann bei mir oder länger mit Erwachsenen arbeiten kann und deren Problemen eh (..) das nutze ich auch für mich als Weiterqualifikation (LI, Frau A.: Z. 529f.)

Auf der Grundlage weiterer Textvergleiche wurde Frau A. als Beraterin mit beruflichen Aufstiegsambitionen charakterisiert, die ihre Beratungsarbeit ‚lediglich‘ als Vorstufe zu einer als von ihr höher bewerteten Therapiearbeit ansieht. Beratung stellt für sie in erster Linie eine Qualifizierungsstufe auf dem Weg zur Psychotherapeutin dar. Diese Einstellung unterscheidet Frau A. deutlich von anderen BeraterInnen im Sample, so dass sich hier schnell minimale und maximale Kontrastierungen im Sinne eines theoretical sampling anbieten.

Angesichts dieser Erkenntnis ließ ich die ursprüngliche Absicht, die Narrativen Interviews und die Leitfadeninterviews getrennt voneinander und nach unterschiedlichen Methoden auszuwerten und erst die Ergebnisse miteinander zu triangulieren, zugunsten paralleler Analyseprozesse fallen. Als zentrale Auswertungsmethode entschied ich mich für das Kodierverfahren nach Glaser und Strauss, da durch die Kategorienbildung eine Verknüpfung von biographischen und professionellen Aspekten beraterischen Handelns möglich war (vgl. Glaser/Strauss 1979; 1998).

Erster Auswertungsschritt: Das offene Kodieren als deskriptive Interviewanalyse nach Glaser und Strauss

Der erste Auswertungsschritt stellte fortan das ‚offene Kodieren‘ dar, das durch die Paraphrasierung der thematischen Gliederung den Zugang erleichtert und eine Sensibilität für die Gegebenheiten und Probleme des Gegenstandsfeldes ermöglicht. Ergebnis des offenen Kodierens sind *beschreibende Kategorien*, die von mir als Kategorien erster Ordnung *Deskriptoren* genannt und in einer Tabelle anhand der Zeilennummerierung in den Interviews aufgelistet wurden.

Beispiel einer Deskriptorentabelle zum Narrativen Interview mit Beraterin A.

Zeilennr. Hauptthema	Unterthemen	Deskriptoren (Konkretisierungen und Details) (Interview NI Frau A. insgesamt 15 Seiten, 888 Zeilen)
7-37		Entscheidung für EB allgemein (Motive: Arbeitsfeld im Klinischen Bereich/mehr Chancen, zu wechseln als bei Reha-Stellen ...)
38-111		Studium (Wahl des Studienfachs/ Schwerpunktsetzung/ eigene Bedürfnisse und Talente)
	90-102	eigene Therapieerfahrung (Positive Erfahrungen)
112-179		Entscheidung für die aktuelle Arbeitsstelle (Bedenken: Wessi in NBL, Kleinstadt, eigene vom Klientel unterschiedene Lebenswelt)
	128-147	DDR (Kindheits-Erlebnisse, Wohnen an der Grenze, Verwandtschaftsbesuche)
	158-171	Entscheidung für Weiterbildung (VT-Ausbildung als Werkzeug zur Problemlösung)
180-203		Arbeitsbeginn in der EB (Schwierigkeiten des Einlebens)
204-367		Tätigkeit als Beraterin (Erste Arbeitserfahrungen in der EB, Schwierigkeiten und Herausforderungen)
	343-367	Institution EB (Niedrigschwelligkeit der EB-Stelle, Abbruchquote)
....		

Die Deskriptoren können leicht mit den Kategorien des Leitfadens (Bildungsbiographie, Arbeitsverständnis, Organisation der EB, Vernetzung/Zusammenarbeit mit anderen Institutionen etc.) verglichen werden und ermöglichen anhand der Zeilennummerierung die rasche Zusammenstellung von thematisch ähnlichen Textsegmenten aus beiden Interviews als Grundlage für die anschließenden inhaltlichen Analyseschritte, dem axialen und selektiven Kodieren. Neben der Einzelfallanalyse erleichtern die Deskriptorentabellen aber auch den thematischen Vergleich zwischen verschiedenen Einzelfällen.

Fall Beraterin A.:

Im Rahmen der deskriptiven Analyse der Interviews von Frau A. zeigten sich erste Auffälligkeiten, die für die Eigen- und Besonderheiten der Beraterin sensibilisieren: Einige Deskriptoren werden zum Beispiel mit den Worten ‚*Entscheidung für ...*‘ betitelt, andere verweisen mit der Bezeichnung ‚*Selbstthematisierung*‘ auf Interviewabschnitte, in denen Frau A. reflexiv ihr Sein und Werden darlegt. Beides lässt bei Frau A. ein hohes Bewusstsein über die eigenen Entwicklungsprozesse und eine reflexive Lebenssteuerung vermuten.

Zweiter Auswertungsschritt: Das Segmentieren nach Erzählungen als formale Interviewanalyse nach Schütze

Bei der ursprünglich getrennten Auswertung der Interviews zeigte sich die Berücksichtigung formaler und sprachlicher Indikatoren als sehr aufschlussreich für die Charakterisierung der interviewten BeraterInnen, so dass ich die Kodierprozesse nach Glaser und Strauss durch die Segmentierung und formale In-

terviewanalyse nach Schütze ergänzte. Bei der Segmentierung nach Schütze wird die Erzählstruktur anhand von Narrationen, Beschreibungen, Argumentationen oder eingeschobenen Geschichten (Hintergrundkonstruktionen) rekonstruiert³, so dass die Analyse der formalen Erzählweise Hinweise auf mögliche Dispositionen und Besonderheiten der interviewten BeraterInnen gibt, die die inhaltliche Analyse bereichern und weiter lenken können. Bei den Interviews mit Frau A. zeigen sich folgende Auffälligkeiten:

Frau A. spricht nach dem Stimulus ohne weitere Nachfragen ca. 60 Minuten sehr überlegt und um Formgebung bemüht, was an längeren ‚Planungs‘-Pausen besonders bei dem Wechsel von Themenbereichen zu erkennen ist (vgl. z.B. Pausen zwischen fünf und zehn Sekunden bei neuen Segmenten NI:37/38, NI:102, NI:165, NI: 267). Ihre elaborierte Sprache erinnert mit verschachtelten Nebensätzen und Einschüben an Schriftsprache und identifizieren sie als sprach- bzw. redegewandt. Die Erzählung ist stark argumentativ durchsetzt, was zum einen auf den mehrdeutigen, zu Selbsttheoretisierungen auffordernden Stimulus zurückgeführt werden kann⁴. Zum anderen verweist das Argumentationschema aber auch auf ausgeprägte Abstraktions- und Strukturierungsfähigkeiten bei ihr als Beraterin. Der Eindruck einer planenden und kontrollierenden Persönlichkeit wird noch durch ihre strikte zeitliche Vorgabe für das Interview, ihre straffe Organisation des Interviewablaufs und ihre durchdacht wirkende Gliederung einzelner Themenstränge verstärkt.

Auch bei dieser formalen Interviewanalyse half ein tabellarischer Überblick bei der Systematisierung der Interviewinhalte:

Fall Beraterin A.:

Formaler Aufbau der Segmente	Segmentübergreifende Muster
<p><i>Segment 1:</i> 8-37 (Entscheidung für EB) A. reagiert auf den Stimulus nicht narrativ, sondern zunächst mit Beschreibungen und Argumentationen. Es fällt auf, dass sie sehr elaboriert und strukturiert antwortet. Sie kommentiert häufig im Vorhinein Hintergrundkonstruktion (HGK) 23-37: Stellenwert EB – eigenes Professionsverständnis</p> <p><i>Segment 2:</i> 38-102 (Studienwahl Psychologie) Keine Narrationen, eher Beschreibung von Entscheidungsprozessen – sehr reflexiv mit vielen Argumentationen – stark theoretisch durchdrungen HGK: 47–55 Profession – Psychologie – HGK: 85-106 eigene Therapieerfahrung</p>	<p>Sie geht in dem ersten Segment kurz auf den Stimulus ein: „...ich möchte Sie bitten, mir zu erzählen, wie Sie zur Erziehungsberatung gekommen sind... (A1:2)“ ein, um daraufhin den Schwerpunkt ihrer Erzählung souverän auf ihre Studienwahl im Bereich Psychologie zu lenken. Diesen thematischen Wechsel leitet Frau A. mit den Worten ein: „Zur Psychologie bin ich gekommen (5 sec.) das ist vielleicht, sage ich ma' eine eher eine westdeutsche Biographie, nachdem ich...“ (A1:38f) und benutzt damit die Formulierung des Stimulus für die eigenen Zwecke und führt die nachfolgende Beschreibung mit einem Kommentar ein.</p>

Segment 3: 104-165 Entscheidungsrahmen für die aktuelle Arbeitsstelle

HGK: 117-146 Wohnortwechsel

HGK: 146-165 Entscheidung Erziehungsberatung

Z. 110-111 Unterbrechung des Erzählschemas Aufgrund des sonst so stringenten Aufbaus der Beschreibung und der geordneten Struktur des ganzen Interviews ist Z. 110-111 interessant, wo A. kurzzeitig ihr Erzählschema verliert:

A:...also ich hab' in Unistadt C und Unistadt D studiert und (...) (leise) jetzt haben wir 'n Faden verloren. (...) Wieso hab' ich denn grad? Ja genau, also (Lachen) ich hab' in Unistadt C und Unistadt D studiert...

Hier zeigt sich eine Ungenauigkeit, die mit der darauffolgenden Konstruktion als „Außenseiterin in fremden Welten“ vermuten lässt, dass der aus reflektierter Retrospektive geordnete Lebenslauf durch existentielle Schwierigkeiten und Unsicherheiten geprägt war. Auch die eigene Therapie spricht für diese Annahme.

Ähnlich der Erzähleröffnung kommentiert Frau A. auch bei weiteren Segmenten die Erzählung im Vorhinein:

vgl. z.B. Segment 3: „Und dann eben vor dieser Entscheidung stand nehm' ich jetzt hier diese Stelle an. (...) Das war insofern für mich nicht ganz einfach, weil 's zum einen hieß es,...(A1:104f)“,

Segment 4: „Und (6 sec.) Für mich gibt's eigentlich nur immer auch so zwei zwei Stränge, das ist einmal... (A1: 165f)“, Segment 7: „Schwierig ist das Kapitel hier Arbeit mit mit anderen Institutionen (Seufzen) insbesondere Ämtern, Jugendamt (...). Es ist ganz wichtig, ja diese Vernetzung mit anderen Einrichtungen. Gleichzeitig... (A1:486f)“.

Auf diese Weise fügt sie in ihre Narrationen häufig Argumentationen ein, so dass das Gesagte gleichzeitig auf einer abstrakteren Ebene beurteilt und gedeutet wird („Schwierig ist...“, „Das war insofern für mich nicht ganz einfach...“). Segment 4 ...

Im Fall von Frau A. bestätigte die formale Interviewanalyse nach Schütze den ersten Eindruck der Deskriptorenanalyse: Frau A. betont bei ihrer Erzählung bewusst ihren beruflichen Werdegang unter besonderer Berücksichtigung therapeutischer Qualifizierungen. Sie führt sich von Beginn an als Psychologin, nicht als Beraterin ein, stellt ihre Stelle in der Erziehungsberatung als Übergang auf dem Weg zur Psychotherapie dar und beschreibt sowohl ihr Studium als auch ihre beruflichen Tätigkeiten und Aufgaben unter dem Fokus der Schwierigkeiten und/oder Chancen, die sich für sie aus ihrer psychotherapeutischen Ausrichtung ergeben. Anhand dieser ersten Interpretation der formalen Erzählstruktur sind folglich mehrere Themenbereiche bzw. Haltungen, die zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichen Kontexten Frau A.'s Biographie und auch ihr (professionelles) Selbstverständnis beeinflussen, deutlich geworden:

- Frau A. besitzt die Fähigkeit, auf der Basis umfassender Analysen eigene Bedürfnisse und Wünsche zu extrapolieren und diese durch strukturierendes und planendes Reden und Handeln zur Umsetzung zu bringen. Sie argumentiert eher als dass sie erzählt und rahmt Segmente durch deutende Einführungsworte und Kommentare, was Rückschlüsse auf orientierungs- und handlungsleitende Eigentheorien oder spezifische Wissenshorizonte nahe legt. Ihre differenzierte und stringente Karriereplanung mit dem Berufsziel Psychotherapeutin findet hier eine fundierte Grundlage. Eine erste daraus herzuleitende Kategorie professionellen Beratungshandelns wird hier als „*Karrierebewußte Selbstaufmerksamkeit*“ betitelt.
- Zum zweiten stellt sich Frau A.'s Begeisterung für Therapie als zentral für ihre Lebens- und Berufsplanung heraus, was nicht zuletzt in der Struktur des Interviews von der Abwandlung des Stimulus (siehe voranstehende Tabelle, rechte Seite) bis zu dem Fokus auf therapeutische Arbeiten in der Beratungsstelle deutlich wird. Da sie

aber jegliche Erzählung emotionaler oder affektiver Erlebnisse vermeidet, wirkt ihre Selbstpräsentation wie das Ergebnis langjähriger und ordnender Reflexionsprozesse. Therapie hat sich bei Frau A. durch die Wahl des Studiums quasi institutionalisiert und bestimmt im Berufs- und Alltagsleben ihr Selbstverständnis und ihren professionellen Habitus. Eine weitere Kategorie wird zunächst „*Therapiebasierung*“ genannt.

Dritter Auswertungsschritt: Kontrastiver Fallvergleich

Die durch die formale und deskriptive Interviewanalyse gewonnenen Erkenntnisse führten zu einer stärkeren Berücksichtigung der Selbst- und Weltmodelle der BeraterInnen als Grundlage für beraterisches Handeln in der Moderne. In den anschließenden Analysen der *Interviewinhalte* wurden diese detaillierter beleuchtet, so dass über minimale und maximale Kontrastierungen die Varianz der Einstellungen und Handlungsweisen von BeraterInnen abgebildet werden konnten.

Fall Beraterin A.:

Beispielsweise bot sich zu der bei Frau A. extrapolierten Kategorie „*Karrierebewußte Selbstaufmerksamkeit*“ ein Fall als maximaler Kontrast an, bei dem die Beraterin stärker durch eine „*altruistische Fremdbestimmung*“ aufgefallen war. Im Vergleich der Fälle lieferte dieses Unterscheidung wichtige Hinweise für die spätere Exploration einer zentralen Vergleichskategorie, die als „*Perspektivität*“ bezeichnet wurde und einen wichtigen Schritt bei der Genese der Schlüsselkategorie darstellte.

3. Potentiale der Kombination der deskriptiven und formalen Interviewanalysen für die vergleichende Kodierung unterschiedlicher qualitativer Interviewformen

Die Kombination der zwei unterschiedlichen Verfahren der deskriptiven Interviewanalyse nach Glaser/Strauss und der formalen Interviewanalyse nach Schütze bietet verschiedene Möglichkeiten der systematischen Strukturierung des Datenmaterials und damit auch eine fundierte Basis für die Einzelfallanalyse und den Fallvergleich. Unterstützt durch die Tabellen zur paraphrasierenden Rekonstruktion der thematischen Gliederung und der Segmentierung können sowohl induktiv als auch deduktiv gewonnene Kategorien miteinander in Verbindung gesetzt werden, ohne die Selbstdarstellung der Interviewten und die Annahmen der Interpretierenden zu vermischen. Diese gezielte Unterscheidung der verschiedenen Perspektiven auf das Material erleichtert zudem die Generierung erster Thesen über den Untersuchungsgegenstand, die die nach-

folgende inhaltliche Analyse lenken und diese bereichern können. Trotz dieser Potentiale muss die formale Interviewanalyse aber lediglich als Ausgangspunkt der Dateninterpretation verstanden werden, die Richtungen vorschlagen kann. Fundierte Ergebnisse bedürfen sowohl der deskriptiven, der formalen *und* der inhaltlichen Interpretation der Daten.

Anmerkungen

- 1 Die folgende Darstellung der formalen und deskriptiven Interviewanalyse offener und teilstandardisierter Interviews basiert auf dem methodischen Vorgehen in der Dissertation von Sandra Tiefel, eingereicht an der Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg im März 2002.
- 2 Vgl. z.B. die strukturfunktionalistische Professionstheorie nach Parsons (1968) und Oevermann (1996), die Systemtheoretische Theorie nach Stichweh (1996) und die interaktionistische Professionstheorie nach Schütze (1996).
- 3 Die Segmentierung des Textes wird nach Schütze (1984) anhand formaler Verknüpfungsworte (dann, um zu, weil, dagegen ...), Markierern des Zeitflusses (noch, schon, bereits, damals, plötzlich ...) und Markierern mangelnder Plausibilität (Verzögerungspausen, Absinken des Narrativitätsgrads, Selbstkorrekturen etc.) vorgenommen, wobei Schütze nach Erzählungen, Beschreibungen und Argumentationen unterscheidet. Die Struktur von Erzählsegmenten wiederholt sich und lässt sich idealtypisch in Erzählgerüstsatz, Detaillierungen, Abschlusssatz und Kommentar unterteilen.
- 4 Der Stimulus lautete: *„Ich möchte Sie bitten, mir zu erzählen, wie Sie zur Erziehungsberatung gekommen sind und was Sie da heute machen. (.) Und dabei wäre es schön, wenn Sie weit ausholen und sich auch an Situationen und Ereignisse aus Ihrer Lebensgeschichte erinnern, die für Ihren beruflichen Werdegang wichtig sind.“*

Literatur

- Glaser, B./Strauss, A.: Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie. Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf, C./Weingarten, E. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1979, S. 91-111
- Glaser B./Strauss, A.: Grounded theory: Strategien qualitativer Sozialforschung. Bern 1998
- Oevermann, U.: Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M. 1996, S.70-182
- Parsons, T.: Professions. In: Sills, D.S. (Ed.): International Encyclopedia of the Social Sciences, Vol. 12, New York 1968 S. 536-547
- Rauschenbach, T.: Inszenierte Solidarität: Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft. In: Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1994, S. 89-111
- Schütze, F.: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3 (1983), S. 283-293
- Schütze, F.: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart 1984, S. 78-117
- Schütze, F.: Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen: Ihre Auswirkungen auf die Paradoxien professionellen Handelns. In: Combe,

- A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M. 1996, S. 183-275
- Stichweh, R.: Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M. 1996, S. 49-69
- Tiefel, S.: Beratung und Reflexion. Eine qualitative Studie zu professionellem Beratungshandeln unter Modernisierungsbedingungen. Dissertation eingereicht an der Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg im März 2002

Rezensionen

Günter Burkart

Der unzugängliche Leib. Probleme der Kulturwissenschaften mit der sozialen Natur des Körpers

Sammelrezension zu:

Barkhaus, Annette/Anne Fleig (Hrsg.): Grenzverläufe. Der Körper als Schnitt-Stelle. München: Wilhelm Fink Verlag 2002. 251 S., ISBN 3-7705-3652-5. Preis: € 25,90

Crossley, Nick: The social body. Habit, identity and desire. London u.a.: Sage Publ. 2001. 170 S., ISBN 0-7619-6640-4. Preis: £ 18,99

Gugutzer, Robert: Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, 325 S., ISBN 3-531-13719-0. Preis: € 29,00

Hassard, John/Holliday, Ruth/Willmott, Hugh (Eds.): Body and organization. London u.a.: Sage Publ. 2000. 254 S., ISBN 0-7619-5918-1. Preis: \$ 32,95 (Paperback)

Kwapis, Jörg: Der beschleunigte Körper. Die Thesen Paul Virilios im pädagogischen Kontext und ein Beitrag zur Diskussion der Zeit in der Pädagogik. Berlin: Weißensee Verlag 2002. 307 S., ISBN 3-934479-64-2. Preis: € 39,80

Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen: Leske + Budrich 2001. 277 S., ISBN 3-8100-3153-4. Preis: € 14,90

1. Der widerspenstige Körper

Lévi-Strauss hat die Frage nach kulturellen Universalien aufgeworfen, Mary Douglas die komplementäre Frage nach *natural symbols*. Beide setzen in ihren Antworten am Körper an, der dabei als Schnittstelle von Natur und Kultur fungiert. Vielleicht ist das der

Grund, warum der Körper sich gegen den Anspruch der Sozial- und Kulturwissenschaften sperrt, ihrem Gegenstandsbereich einverleibt zu werden – auch wenn er uns seine Metaphorik gern zur Verfügung stellt (Lehrkörper, unsichtbare Hand, eingefleischter Jungeselle). Frühere Körper-Diskurse haben die Soziologie kaum erreicht. Erst mit den Arbeiten britischer Soziologen im Umkreis der Zeitschrift *Theory, Culture and Society* kann man von einer sich formierenden Soziologie des Körpers sprechen.¹ Mittlerweile scheint diese Bewegung Deutschland erreicht zu haben; in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie wurde vor einigen Jahren ein Arbeitskreis „Körpersoziologie“ gegründet. Damit bietet sich die Chance, auch hierzulande eine „seriöse“ sozialwissenschaftliche Körperforschung zu etablieren.

Die für diese Rezension vorliegenden Bücher, das sei gleich gesagt, erfüllen diesen Anspruch jedoch nur ansatzweise. Genuin soziologische Schriften zum Körper sind bei uns immer noch selten. Besonders die Bücher von *Kwapis* und *Barkhaus/ Fleig* sind typisch für jene „postmodernen“ kulturwissenschaftlichen Diskurse, die immer noch dominieren, wenn es um den Körper geht. „Postmodern“, das heißt oft: Interdisziplinarität ohne Disziplin, exzessiver Gebrauch von gewagter Metaphorik und großen Worten („Ära des Posthumanismus“) statt klarer Begriffe und abwägender Diagnose. Der Körper der Kulturwissenschaften ist exotischer Natur, er ist vor allem interessant, wenn er tanzt oder tätowiert ist.

Ein ernsthafteres Problem vieler solcher Bücher ist, dass sie eine Form des cartesianischen Körper/Geist-Dualismus reproduzieren, ohne es zu merken. Sie sprechen von der Vernachlässigung des Körpers in den Sozialwissenschaften und beklagen die Dominanz kognitiver Rationalität, machen dann aber den selben Fehler, von der anderen Seite her: Der Körper wird ins Zentrum der Betrachtung gerückt, aber er wird behandelt wie ein isoliertes Ding, als eine den bösen Mächten (Technologie, Disziplinarordnung) entgegengesetzte und von ihnen bedrohte Entität. Hier der Körper, dort die Gesellschaft. Kaum ein ernsthafter Versuch, den Dualismus mit begrifflicher Anstrengung zu überwinden, durch die der „Körper“ von vornherein als gesellschaftlich und Gesellschaft von vornherein als „verkörpert“ verstanden werden kann.

Dennoch gibt es auch aus soziologischer Perspektive inzwischen gute Gründe, die neue Welle der Körperthematization nicht länger als postmoderne Diskurs-Mode abzutun. Jedenfalls verdichtet sich der Eindruck, dass der Körper in der gegenwärtigen Epoche auch strukturell wichtiger wird – als Grundlage von Identität, als Ressource für soziale Anerkennung, als Mittel der Erfolgssicherung, als Instrument sozialer Disziplinierung, als Zentrum sozialer Ordnungsbildung. Das hängt mit Entwicklungen zusammen, die hier nur stichwortartig angedeutet werden können: Consumer Society, Promotional Culture, Erlebnis- und Inszenierungsgesellschaft, Bildkultur, Mediokratie. Mehr Freizeit, mehr Geld, weniger körperliche Arbeit; mehr Berufe, in denen es auf die öffentliche Präsentation von Kompetenz ankommt – eine Aufgabe, so scheint es, die immer mehr auch mittels körperlicher Attraktivität (Ästhetisierung) gelöst wird. Dazu passt auch, dass die Menschen in den westlichen Konsumgesellschaften zunehmend unzufrieden mit ihrem körperlichen Aussehen sind (obwohl sie wahrscheinlich immer besser aussehen), weil sie es stärker mit ihrem Selbstwertgefühl verbinden (Synnott 1993, S. 76).

Aus der Selbstkontrolle durch Internalisierung von Normen wird zunehmend eine Selbstkontrolle des Körpers, der mit steigendem Aufwand geformt und verbessert wird: durch gesunde Ernährung und Sport, body-„Building“ und Fitness-Programme; durch Mode, Kosmetik und Schönheitstechniken, bei denen die Medizin eine größere Bedeutung bekommt, nicht nur als Schönheitschirurgie, sondern auch in vielen anderen Bereichen (Organtransplantation, pränatale Diagnostik, Gentechnologie usw.). Schon seit längerem wird gesagt, dass es kaum noch Körperpartien gebe, die nicht technologisch restrukturiert, repariert oder ganz ersetzt werden können – vom Toupet bis zum künstlichen Herzen. Dieser Diagnose

wird man heute erst recht zustimmen können. Die dazu notwendigen prothetischen Maßnahmen werden zunehmend unsichtbar, natürliche und künstliche Körperpartien sind immer weniger unterscheidbar. Postmodern gesprochen: Der Mensch ist bereits zum Cyborg geworden.

Ästhetik, Gesundheit und Moral rücken enger zusammen, die Selbstkontrolle des Körpers wird zur sozialen Norm. Eine gesunde Lebensweise, richtige Ernährung und ausreichend Sport (und wenn nötig: zusätzlich Fastenkuren und Bodybuilding) helfen uns, so hören wir, einen gesunden und schönen Körper zu produzieren und zu erhalten, und das wiederum trägt zur Stabilisierung des Selbstbewusstseins bei. Wir müssen heute eine Balance finden zwischen Askese und Hedonismus (Turner spricht von kalkuliertem Hedonismus). Aber nicht nur in der Konsumsphäre – auch im Beruf steigen die normativen Anforderungen hinsichtlich der körperlichen Ästhetik. Präsentationstraining und Coaching für die berufliche Arbeit verbessern die Präsentation des kompetenten Selbst qua Körper-Performance.

Es gibt inzwischen eine Reihe von Arbeiten mit Bestandsaufnahmen und möglichen Anknüpfungspunkten in der Soziologie (Frank 1991, Shilling 1993). Zu den meistgenannten Autoren gehören dabei Foucault, Elias und Goffman. Deren Theorien liefern historische und zeitdiagnostische Hinweise für den Bedeutungszuwachs des Körpers und für die Klärung der Frage, in welcher Weise die gesellschaftliche Ordnung am Körper ansetzt (der disziplinierte; der zivilisierte; der inszenierte Körper). Bryan Turner (1984/96) hat durch seine Systematisierungsarbeit viel zum Aufschwung der Körpersoziologie beigetragen. Er versucht zu zeigen, dass ohne die Berücksichtigung der Körperlichkeit soziale Ordnung nicht verständlich ist und reformuliert das klassische Problem der sozialen Ordnung als Problem der *bodily order*.

Als wichtigster Autor für eine Soziologie des Körpers, der auch die Brücke zur Philosophie zu schlagen vermag, das zeigen auch einige der vorliegenden Bücher, gilt aber Pierre Bourdieu. Er beschäftigt sich mit dem Bedeutungszuwachs der Körper-Präsentation, nicht nur im Sinne einer sozialen Kontrolle der Individuen, sondern auch im Sinne von individuellem Handlungserfolg (Statusgewinn). Der Schlüsselbegriff für Kontrolle wie für Erfolg ist das *inkorporierte kulturelle Kapital*, das die Akteure in sozialen Kämpfen um Einfluss und Macht genauso einsetzen können wie anderes Kapital (z.B. Geld oder Bildung). Doch der Bedeutungszuwachs von inkorporiertem Kapital gilt nicht für alle sozialen Klassen oder Milieus in gleicher Weise: Die Inkorporation von Kapital reproduziert und produziert soziale Ungleichheit. Der körperliche Habitus dient daher auch zur Symbolisierung von sozialer Ungleichheit (z.B. zwischen Klassen und Geschlechtern). Da der Körper als „natürlich“ erscheint, dient er zugleich zur Verschleierung des Sozialen durch Naturalisierung.

Während also Turner die Grundzüge einer Theorie der körperlichen Ordnung, einer Theorie der sozialen Integration durch Körperkontrolle, entwickelt, finden wir bei Pierre Bourdieu eine zusätzliche Ebene der sozialen Differenzierung. Aus den Theorien von Bryan Turner und Pierre Bourdieu lassen sich Elemente für eine Theorie der sozial *differenzierten körperlichen Ordnung* gewinnen – also einer Theorie der sozialen Kontrolle durch Körperkontrolle, die aber klassen- und geschlechtsspezifisch differenziert ist. Der Blick des Klassentheoretikers, mit dem Bourdieu den Körper sieht, hilft gegen die Gefahr, bestimmte Trends in bestimmten Milieus zu verabsolutieren, wie sie in den postmodernen Texten zum Ausdruck kommt, wo es häufig nur um exotische Szenen größstädtischer Subkulturen geht, deren Bedeutung für sozialen Wandel nur schwer auszuloten ist.

2. Der Körper als Identitätsgenerator?

In der neueren sozialwissenschaftlichen Körperliteratur findet sich häufig der allgemeine Hinweis, der Körper werde wichtiger für Identitätsbildung. Das Buch von *Robert Gutzger*

(Leib, Körper und Identität) nimmt sich dieser Problematik genauer an. Zentrale Fragestellung ist, „auf welche Weise Leib und Körper für die personale Identität von Bedeutung sind“ (S. 15). Dem Körper wohne „ein besonderes Identitätspotenzial“ inne, er sei „geeignet, durch unmittelbaren Zugriff zu sichtbaren und schnellen Identitätsgewinnen beizutragen“ (S. 13). Genau dies hätten die bisherigen Identitätstheorien jedoch nicht ausreichend berücksichtigt. Der Autor geht daher umgekehrt vor und fragt, was Körper/Leib- Theorien zur Identitätstheorie beitragen könnten. Er stellt vier Theorien zum Leib/ Körper vor: eine anthropologische (Helmut Plessner), zwei phänomenologische (Maurice Merleau-Ponty und Hermann Schmitz) sowie eine soziologische (Pierre Bourdieu). Anliegen des Autors ist es, von der Anthropologie des Leibes zu einer Soziologie des Körpers vorzustoßen. Gefragt wird dann, was diese Theorien für das Verständnis von Identität beitragen könnten.

Diese Theorien werden kompetent und sorgfältig referiert, ihre Grenzen – aus soziologischer Sicht – werden herausgearbeitet. Bei Plessner besteht das Identitätsproblem vor allem darin, eine Balance zwischen Leibsein und Körperhaben herzustellen. Mit Merleau-Ponty und Schmitz kann die Bedeutung leiblicher Erfahrungen für die Ausbildung und Aufrechterhaltung einer personalen Identität weiter präzisiert werden. Identität wird vom Autor – in Abgrenzung zu den kognitivistisch-soziologischen Ansätzen und in Übereinstimmung mit der Phänomenologie – als *leibgebundene, personale* Identität verstanden. Aber wie kommt man vom Leib zur Sozialität und zu *sozialer* Identität?

Die Phänomenologie, selbst dort, wo sie das Verhältnis von Ich und Anderen oder die Einbindung der Person in soziale Situationen thematisiert, hat kein angemessenes Instrumentarium für die Überbrückung zwischen der Individualebene (insbesondere der Leibsphäre) und der gesellschaftlich-kulturellen Ebene. Das hängt damit zusammen, dass sie die Leiblichkeit als ursprünglich ansieht. Wenn aber das *eigenleibliche Spüren* (Schmitz) Ausgangspunkt und Letztbegründung ist, dann führt kein Weg mehr zur Soziologie des Körpers und der Identität im Sinne der Frage, wie Leib und Körper gesellschaftlich vorkonstruiert und kulturell vorkonstruiert sind.

Damit sind wir bei Bourdieu: Inkorporation sozialer und kultureller Strukturen, Habitus und praktischer Sinn (sozialer Sinn) als leibfundierte Dispositionen für kulturell angemessene Praktiken. Gugutzers Darstellung von Bourdieu ist allerdings nicht unproblematisch: Die Identitätsrelevanz von Habitus und praktischem Sinn (den der Autor auch als „Spürsinn“ bezeichnet) sieht er vor allem in Routinehandlungen, die aber doch nur in einem sehr diffusen und mittelbaren Sinn mit Identität zu tun haben. Es ist ohnehin fragwürdig, bei Bourdieu vor allem die Verbindung von Leib und personaler Identität ins Zentrum zu rücken. Dies zeigt sich, wenn der Autor auf die Anerkennungsproblematik zu sprechen kommt, die im Rahmen seines engen Konzeptes von leiblich-personaler Identität nicht mehr zu fassen ist (S. 121). Der Körper als Medium von Anerkennung und sozialem Erfolg: das ist gewiss ein wichtiger Aspekt bei Bourdieu, sprengt aber den Rahmen, den Gugutzer aufspannt. Hier genügt es nicht mehr, vom eigenleiblichen Spüren als Basis von personaler Identität zu sprechen – hier wäre es wichtiger, die kulturelle Formung des Leibes und deren Funktion für die Praxis herauszuarbeiten. Dazu ist der Identitätsbegriff nur bedingt geeignet – es sei denn, man meint soziale Identität, im Sinne der sozialen Zugehörigkeit (Klasse, Geschlecht) oder im Sinne des Besitzes von körperlichem Kapital, mit dem sich Akteure in den Klassifikationskämpfen um Erfolg und Anerkennung sozial positionieren können.

Im dritten Teil seines Buches stellt Gugutzer eine empirische Untersuchung dar, in der zwei Extremgruppen verglichen werden: Ordensangehörige, also Nonnen und Mönche, die als eher körperdistanziert angesehen werden können, und Balletttänzer/Innen, von denen angenommen werden kann, dass sie ein intensives Verhältnis zu ihrem eigenen Körper haben. Die empirische Untersuchung (mit Interviews) ist jedoch nicht geeignet, die vorher dargestellten Theorien und das „Leib-Körper-fundierte Identitätsmodell“, das der Autor

aus ihnen konstruiert (S. 123ff.), zu überprüfen. Gugutzer konzentriert sich deshalb auf Körperbilder und Körpermetaphorik. Dazu gibt es interessante Ergebnisse, aber das Hauptproblem der Arbeit wird hier noch einmal deutlich: Wie kommt man zu einem soziologischen Identitätsbegriff, wenn „Identität“ direkt an das eigenleibliche Spüren der Person gekoppelt wird? Dass der eigene Körper wichtig ist „um jenen Halt, jene Sicherheit und Orientierung im eigenen Leben zu finden, die gemeinhin als Ausdruck personaler Identität bezeichnet werden“ (S. 16), ist ja nicht zu bestreiten, sagt aber auch nicht viel, jenseits einer elementaren Leibfundierung der *Human*-Identität. Der Autor bleibt sozusagen auf der leibphänomenologischen Seite stehen, die Brücke zur *sozialen* Identität ist wackelig. Für die Frage der Körperbasis von sozialer Identität wäre eine gründlichere Auseinandersetzung mit Goffman, auf den der Autor nur kurz eingeht, aber auch mit den stärker „soziologischen“ Seiten von Bourdieu nötig gewesen.

Den Abschluss des durchaus ansprechenden Buches bilden einige noch unausgegrenzte Überlegungen zur „reflexiven Leiblichkeit“, die für die spätmoderne Identität charakteristisch sei (S. 295ff.). Die Problematik des angesichts der Optionsvielfalt zu permanenten Entscheidungen gezwungenen und dadurch überforderten Individuums lasse sich lösen unter Bezug auf den leiblichen Spürsinn: man müsse sich ja bloß auf seinen Habitus verlassen, der wisse schon, was gut ist für uns, wenn sich unser Ich nicht entscheiden kann. Und wenn die Arbeit an der spätmodernen Identität mittels des Körpers vor allem darin bestehen soll, dass man auf seine Gesundheit achte und Gelassenheit anstrebe (S. 306ff.), dann schimmert hier eine postmodern-romantische moralische Naivität von Seele-Leib-Gleichgewicht durch, wie sie typisch ist für manche körpertherapeutisch-esoterischen Diskurse. Vielleicht ist das Konzept der personalen Identität einfach auch zu normativ, so dass am Ende doch nur die etwas banale Erkenntnis übrig bleibt, dass sozusagen in einem gesunden Körper auch eine gesunde Identität steckt. Insgesamt ist das Buch von Gugutzer aber durchaus empfehlenswert.

3. Körper und Geschlecht

Zu den wichtigsten Schubkräften der neuen Körperforschung gehören Feminismus und Gender Studies. Im Zuge der Entfaltung feministischer Diskurse wurde die Natur der Geschlechtlichkeit gründlich dekonstruiert, durch historisch-theoretische Arbeiten wie jenen von Duden, Honegger oder Laqueur, durch Transsexualitätsforschung (Garfinkel, Lindemann, Hirschauer), durch theoretische Arbeiten wie jener von Butler, durch eine Fülle kritischer Arbeiten zum Schönheitskult, zur Magersucht usw. Nirgends wird die Naturalisierungsleistung der Kultur deutlicher als bei der Inkorporation des sozialen Geschlechts. Der vergesellschaftete Körper ist vor allem ein Geschlechts-Körper und damit auch ein sexuierter Körper.

Paula-Irene Villa packt diese Thematik direkt an, mit einem Titel wie aus einem Erotikmagazin: „Sexy Bodies“. Zwar wird der geneigte Leser durch den Untertitel gewarnt („Soziologie!“), aber immerhin wird er zu einer *Reise durch den Geschlechtskörper* eingeladen. An deren Ende – so warnt sie nochmals – werden wir allerdings nicht wissen, was der Körper ist, mehr noch: „Wir werden unser ursprüngliches Reiseziel nie erreichen, denn es wird sich auf dem Weg ständig verwandeln.“ Eine Reise ohne Ziel, ein Buch ohne Fragestellung. Die Autorin möchte „Verwirrung und Verunsicherung“ (S. 12) schaffen, zugleich soll das Buch aber eine „Orientierungshilfe und Einführung“ (S. 14) sein. Sie will der nichtsoziologischen Leserin die Geschlechtersozioologie erklären, für die es dann aber schnell zu kompliziert wird, weil es ja auch eine gelehrte Dissertation sein musste, gespickt mit ehrfurchtgebietenden Formeln („de-essentialistische Subjekthaftigkeit“), während die Spezialistin doch das alles schon kennt. So beeindruckt oder motiviert man keine von beiden Seiten.

Das Buch referiert überwiegend inzwischen gut bekannte und oft dargestellte Positionen der Geschlechterforschung. Die Reise geht im ersten Kapitel mit dem Regionalexpress, der an jeder Station Halt macht: Handeln, Subjekt, Macht, Ungleichheit, Diskurs, Habitus, Geschlechterdifferenz, sex/gender, Konstruktivismus, Dazwischen gibt es auch ein paar kleine Bahnhöfe mit dem Schild „Körper“, aber der Aufenthalt dort ist nur kurz, aussteigen lohnt sich kaum. Und angesichts des nicht eingelösten Versprechens, die Reise biete „thrill, sex and violence“ (S. 12), greift der Tester zum Etikett *Mogelpackung*. Auch im zweiten und dritten Kapitel geht es nur indirekt und implizit um den Körper. Die Fokussierung auf die Ethnomethodologie wird nicht genutzt, um die Goffmansche Perspektive des inszenierten, dargestellten Körpers deutlich zu machen. Ausführlich wird erneut die Transsexualitätsforschung referiert – ohne zu diskutieren, was sie für die Problematik der Körperdarstellung in der Handlungstheorie und für die Geschlechtertheorie allgemein bedeutet. Das dritte Kapitel konzentriert sich auf den diskurstheoretischen Ansatz von Judith Butler. Im vierten Kapitel kommt dann der *Leib* der phänomenologischen Tradition zur Sprache, dargestellt an Gesa Lindemanns Arbeiten zur Transsexualität. Hier endet die Reise etwas abrupt. Zwar wird Bourdieu mehrfach als möglicher Kandidat für die Vermittlung von Leib und Körper, Subjekt und Strukturen, genannt, doch bleibt es bei Andeutungen. Es geht irgendwie um den Zusammenhang von Leib, Handeln und Diskursen – oder Gefühl, Kommunikation und Wissen. Alles irgendwie dann, qua Naturalisierung, im Körper zusammengezogen. „Der Geschlechtskörper ist ... ein authentischer Anker in selbstgeschaffenen Strukturen“ (S. 237) ist eine überraschende, seltsame Wendung am Schluss.

Im Anhang gibt es einen Text zum Tangotanz. Das Ergebnis der Analyse: „Im Tango lernt der Leib fühlen, was der Körper phantasiert, weiß oder sich wünscht. Aus Phantasien und Sehnsüchte [sic] ... werden echte, unmittelbare Gefühle ... Genau in dieser Materialisierung liegt der tänzerische Reiz und die soziologische Spannung des argentinischen Tangos. Er verschränkt, um es sozialtheoretisch auszudrücken, Strukturen und Subjekte. (...) Im Tango lernt der Leib natürlich zu tanzen, im Alltag lernt der Leib natürlich zu sein“ (S. 262f.).

Das Buch ist voller programmatischer Gemeinplätze: Der Dualismus von Subjekt und Struktur muss überwunden werden; es geht darum, dies als wechselseitiges Konstitutionsverhältnis zu begreifen; Subjekthaftigkeit muss im gesellschaftstheoretischen Kontext verortet werden. „Frau-Sein ist – wie jede Subjektivität – die *Erfahrung*, in spezifischen Verhältnissen zu leben und in diesen vergesellschaftet zu sein und nicht, mit bestimmten Eigenschaften auf die Welt zu kommen“ (S. 39). „Die Komplexität des Geschlechterverhältnisses besteht darin, dass es als gesamtgesellschaftliche Struktur allen [sic] Ebenen des Sozialen prägt und gleichzeitig in allen Sphären (re-)produziert wird“ (S. 21).

4. Der disziplinierte Körper

Für Paul Virilio, den Meister der paradoxen Beschleunigung („Rasender Stillstand“), ist das wachsende sozio-technische Tempo eine Form der Disziplinierung und Zurichtung des Menschen. *Jörg Kwapis* (Der beschleunigte Körper) hat sich der Aufgabe angenommen, Virilios Theorie auf ihre Implikationen für die Körpertheorie und die Pädagogik zu durchleuchten. Allerdings geht es nur am Rande um den Körper. Im Vordergrund steht das Zeitregime und die Disziplinierung des Menschen in der beschleunigten Gesellschaft. Die Arbeit reiht sich ein in eine technik-kritische anthropologische Tradition: Der Mensch und die Technik, durch die er beherrscht wird und immer mehr sich selbst entfremdet. Der Titel des Buches müsste eigentlich lauten: Disziplinierung und Zurichtung von Mensch und Körper und Lebensraum durch Technik und kapitalistisches Zeitregime. Darüber hinaus geht es dem Autor darum, wie diese Zeitdisziplinierung in der Pädagogik thematisiert wird, in ihren Folgen für den Menschen.

Im Mittelpunkt steht die Theorie von Virilio, der die Entwicklung unserer Gesellschaft ganz unter dem Aspekt der Beschleunigung sieht. Im Kern sind diese Thesen nichts Neues, für die Körperproblematik bringen sie nicht allzu viel. Was es für die leibliche Erfahrung und die Körperwahrnehmung bedeutet, wenn der Körper mit hoher Geschwindigkeit transportiert wird, bleibt diffus. Etwas stärker am Körperthema ist die These von Virilio, dass Mensch und Maschine zunehmend fusionieren. Aber auch dies kennen wir als allgemeine These schon lange, Konsequenzen werden hier allenfalls angerissen.

Auch das Buch von Kwapis ist, wie das von Villa, eine Dissertation, und ich verspürte (sozusagen körperlich) bei der Lektüre häufig den Wunsch, es möge doch Promotionsordnungen geben, in denen stünde, dass Dissertationen nur 200 Seiten lang sein dürfen und eine klare Fragestellung haben müssten (zumindest, wenn sie veröffentlicht werden), denn Kwapis versucht alles zu behandeln: Zeit und Raum, Körper und Kapitalismus, Subjekt und Technik, Mensch und Gesellschaft, Philosophie, Anthropologie und Pädagogik, ohne dass eine eindeutige Fragestellung erkennbar wäre. Typisch sind Sätze wie dieser: „Wobei ich davon ausgehe, dass sich im Umgang mit den Körpern der Individuen die Linien des gesamtgesellschaftlichen Zusammenhangs eingezeichnet haben. Unter den Bedingungen der bürgerlichen Vergesellschaftung haben sich folglich die Prozesse von Ökonomisierung und Technologisierung auch in den individuellen, sozialen und kulturellen Körperpraxen niedergeschlagen. Das Interesse meiner Arbeit ist gesellschaftsdiagnostischer Art“ (S. 9). Noch etwas allgemeiner das Fazit: „In meiner Arbeit konnte ich Ansatzpunkte für eine Vorstellung vom Körper entwickeln, in der die Erkenntnis berücksichtigt wird, dass der rationalen Aneignung der Wirklichkeit unsere materiell-physische Existenz vorgelagert ist und also der Körper gleichzeitig die materielle Voraussetzung des Denkens wie auch dessen Objekt ist“ (S. 288).

Es wäre ja eine durchaus spannende Frage, wie sich mit der zunehmenden Beschleunigung durch technische Transportmittel und der zunehmenden Technisierung des Körpers durch Prothesen und Operationen und sonstige Eingriffe der Umgang mit dem Körper und die Erfahrung des Leibes wandelt. Aber dazu erfährt man kaum etwas Konkretes. Der Autor begnügt sich mit dem Referat Virilios, das weitgehend Bekanntes bringt, und einigen kritischen Hinweisen, warum die Pädagogik mit diesen Thesen nicht viel anfangen kann. Insbesondere fehlen begrifflich präzise Unterscheidungen, etwa zwischen den Veränderungen der Wahrnehmung, die Virilio im Zusammenhang mit der Geschwindigkeit und der Beschleunigung thematisiert, den Veränderungen der Eigenwahrnehmung des Körpers sowie den Veränderungen im Umgang mit dem Körper, etwa durch Sport, Fitnesskultur und Ernährung.

Auch Kwapis kommt nicht aus dem dualistischen Denken heraus: Körper gegen Gesellschaft, Mensch gegen Technologie, Subjekt gegen kapitalistisches Zeitregime. Auf S. 218 zum Beispiel kritisiert der Autor, dass Virilio den Menschen als „merkwürdig ahistorisches und akulturelles Wesen“ ansehe, weil er die Technik nur einseitig als den Menschen einschränkend und disziplinierend begreife. Die Alternative, die Kwapis anbietet, ist die „Widerborstigkeit des Subjektes“ (S. 219). Das ist genauso unhistorisch und unsociologisch gedacht und bewegt sich in der selben einfachen Denkfigur: Mensch und Maschine – wer beherrscht wen?

5. Aufgelöste Körper

„Die körperliche Natur des Menschen ist kontingent geworden, kontingent, weil sie nicht länger naturgegeben und unverändert zu sein scheint. Mit Faszination und Schrecken begleiten wir die sich ständig beschleunigenden Entwicklungen in den Bio- und Medientechnologien ...“ So beginnen die beiden Herausgeberinnen des Buches „Grenzverläufe“, *Annette Barkhaus* und *Anne Fleig*, ihre Einleitung, die sich nicht mit vorsichtigen, abwägenden Zustandsbeschreibungen begnügt, sondern gleich aufs Ganze geht: Es vollziehe sich

ein Paradigmenwechsel, durch den sich fundamentale Unterscheidungen unserer Kultur verflüssigten: Natur/Mensch, Mensch/Maschine, Realität/Virtualität, Leben/Tod – und man könne von einer umfassenden Maschinisierung des Menschen sprechen. „Selbst die Grenze zwischen Tod und Leben verwischt angesichts von Schwangerschaft und Geburt bei hirntoten Müttern oder der Möglichkeit postmortaler Fertilisation.“ So salopp geht es weiter: „Tatsächlich ist die Wirklichkeit als gelebte Realität auf dem Weg, ihren privilegierten Status zu verlieren, denn radikale Visionen ziehen jetzt schon die virtuelle Welt der realen vor, weil sie leichter zu manipulieren und vielleicht auch weniger riskant ist“ (S. 10). Und schließlich sind wir bereits an der Schwelle zur Ära des Posthumanismus.

Als Leitthema gilt den Autorinnen ihre These von der Unverfügbarkeit des Körpers. Allerdings wird nicht klar worum es geht, da sie sich vorwiegend in folgender Weise auszudrücken pflegen: „Die Rede von Unverfügbarem markiert etwas, das sich dem verfügbaren Zugriff entzieht, und doch immer wiederkehrt“ (S. 21). „Es geht um die Formulierung eines Einspruchs: Um die Rede von Unverfügbarem als Rede von einem Nicht-Ort, der den Einspruch motiviert“ (S. 22). „Die einseitige Auflösung der zentralen Oppositionen trifft den menschlichen Körper ‚ins Herz‘“ (S. 20). In einem weiteren Beitrag vertritt *Annette Barkhaus* die These, dass mit den Möglichkeiten der technischen Reproduzierbarkeit menschlicher Körper (im Cyberspace) ein Lebendigkeitsverlust verbunden sei. Dieser Verlust berge eine Ambivalenz in sich, denn gleichzeitig gehe mit ihm ein Freiheitsgewinn einher. Nicht nur mit den neuen Körpertechnologien der Reproduzierbarkeit, sondern auch mit der poststrukturalistischen Theorie, so die Autorin, werde dem menschlichen Körper die Lebendigkeit ausgetrieben (S. 44). Was aber ist Lebendigkeit? Da ist die Autorin selbst noch ratlos. Sie deutet an, dass man vielleicht mit Begriffen wie Natürlichkeit, Empfindungsfähigkeit oder Verletzlichkeit diesem Phänomen auf die Spur kommen könnte.

Hilge Landweer untersucht in ihrem Beitrag die normativen Implikationen des Begriffs der sozialen Konstruktion und bezieht diese sorgfältigen Überlegungen kritisch auf die Rede von der Verfügbarkeit über den (eigenen) Körper. *Gesa Lindemann* berichtet in ihrem Beitrag über ihre soziologischen Beobachtungen auf medizinischen Intensivstationen. Dabei geht es unter anderem um die Frage, wie die Medizin den Tod und das Bewusstsein definiert, ab wann der Mensch als bewusstlos und wann noch als lebendig gilt. Denn nur der lebendige Körper hat einen Anspruch auf Weiterbehandlung. Im abschließenden Beitrag beschäftigt sich *Gernot Böhme* mit der Frage, inwiefern die Natur des Menschen, wie sie von der Kulturgeschichte definiert wurde, durch neue Technologien bedroht ist. Eine solche Bedrohung sieht er darin, dass mit jedem neuen technischen Eingriff auch die Vorstellung von der Natur des Menschen sich ändert, so dass auf jeder Stufe der weiteren Entwicklung die Technik letztlich gerechtfertigt wird, auch wenn es anfangs immer Widerstände und moralische Kritik gibt.

Hier können nicht alle Beiträge des Sammelbandes im Einzelnen gewürdigt werden. Das gilt insbesondere für jene, die (unabhängig von ihrer Qualität) für das Körperthema nur am Rande brauchbar sind oder die sich mit durchaus interessanten historischen Besonderlichkeiten befassen (zum Beispiel *Dietmar Schmidt* mit Fossilien; *Stefanie Wenner* mit der Figur des Cyborg; *K. Ludwig Pfeiffer* mit dem Kastratengesang als historischem Beispiel für Schnittstellen zwischen Körper und medialer Inszenierung; *Anne Fleig* mit lebendigen Maschinen und künstlichen Menschen im 18. Jahrhundert). Auch hier finden wir, typisch für Texte dieser Art, die sich im Überschneidungsfeld von Philosophie und Kulturwissenschaften bewegen, oft eine einfache Gegenüberstellung von *dem* Körper und *der* Kultur; oder die Vorstellung vom Körper als bloßem Zeichenträger; oder es ist von einer Spaltung in einen physischen Leib und einen semiotischen Körper die Rede. Aber es werden kaum soziale Bedingungen der Veränderung von Körpererfahrungen und Körperkonstruktionen benannt und noch seltener gibt es empirische Belege.

6. Körper im Büro

Der Sammelband „Body and Organization“ gehört zu den eher seltenen Körper-Büchern, die nicht ganz vergessen, dass der Körper auch arbeitet (und umgekehrt, dass Organisationen etwas mit Körperlichkeit zu tun haben).² Eingangs wurde schon bemerkt, dass der Körper auch in der Arbeitswelt zunehmend an Bedeutung gewinnt, vor allem im Dienstleistungssektor, wo es immer mehr Berufe und Tätigkeiten gibt, bei denen die Präsentation von Kompetenz und der Umgang mit Kunden oder Klienten auch auf körperlich-emotionale Techniken zurückgreift, wo expressive Kompetenzen zu offiziellen Dimensionen von Qualifikationen werden. Allerdings ist Performanz in diesem (Goffmanschen) Sinn nur ein Nebenthema. Und ironischerweise kommt das, was wir im Deutschen „körperliche“ Arbeit nennen, überhaupt nicht vor! Der Band, herausgegeben von den britischen Organisations- und Kulturwissenschaftlern *John Hassard*, *Ruth Holliday* und *Hugh Willmott*, knüpft vielmehr an eine Forschungslinie an, die in der Frauen- und Geschlechterforschung eine gewisse Aufmerksamkeit erlangt hat: Es geht um Themen wie Geschlecht und Sexualität in Organisationen; Sexuierung, Erotisierung, Ästhetisierung von Arbeitsbeziehungen, die Bedeutung von körperlicher Attraktivität für Geschlechterbeziehungen im Büro, bis hin zu *harrassment* (sexuelle Belästigung) und *mobbing*. Und wo das Geschlecht in der Berufswelt thematisiert wird, ist auch der Körper stärker im Spiel. Auf allgemeiner Ebene geht es um Emotionen und Kultur in Organisationen. Die wachsende Bedeutung von Organisationskultur, Corporate Identity usw. führt dazu, das vorherrschende rational-männlich-entkörperte Arbeitsmodell zunehmend in Frage zu stellen.

Der Band ist interdisziplinär angelegt, die Autorinnen und Autoren kommen aus der Soziologie, den Cultural Studies, den Gender Studies, der Organisations- und Management-Analyse. Die Beiträge befassen sich, häufig aus der Perspektive feministischer und postmoderner Ansätze (Butler, Foucault, Guattari, Lacan), mit ganz unterschiedlichen Aspekten der Rolle des Körpers in Arbeitsprozessen und Organisationen. Immer wiederkehrende Themen sind: Die Verkörperung von sozialer Ordnung und Hierarchien in Organisationen, die Rolle von Dualismen (Leib-Seele, männlich-weiblich, innen-außen, inscribed body/active body, body structure/body fluids) für die Aufrechterhaltung von Grenzen, die Exklusion von Körperlichkeit, Emotionen und Weiblichkeit in einer rationalen, „entkörperlichten“ Organisation.

Martin Parker, dem es um die Überwindung des Dualismus von Mensch und Maschine, von Körper und Technik, von Körper und Artefakten geht, stellt die These auf, wir seien immer schon Cyborgs, denn nahezu jede berufliche Tätigkeit sei heute eine Amalgamierung von körperlichen und technischen Hilfsmitteln. Die Hand des Menschen im Büro wird erst zur Hand in Verbindung mit Bleistift oder Tastatur. Manche Beiträge befassen sich ganz allgemein mit der Körper-Theorie, etwa im Anschluss an Mary Douglas' Überlegungen zu Geschlecht, Reinheit und Gefahr. Die meisten der stärker sachbezogenen Beiträge bleiben auf einer philosophisch-theoretischen Ebene. Was überwiegend fehlt sind Detailanalysen und empirische Untersuchungen – mit zwei Ausnahmen: einer Studie über die Bedeutung körperlicher Attraktivität bei Stewardessen (*Philip Hancock*, *Melissa Tyler*) sowie einer Untersuchung körperlicher Erfahrungen im Rahmen der Tätigkeit von weiblichen Führungskräften im Gesundheitswesen (*Ian Lennie*).

7. Die soziologische Überwindung des cartesianischen Dualismus

Das Buch des britischen Soziologen *Nick Crossley* (*The Social Body*) konzentriert sich zunächst auf die Frage des klassischen Geist/Körper-Problems, das es für eine adäquate soziologische Behandlung des Körpers zu lösen gelte. Die Philosophen Ryle und Merleau-Ponty werden als Wegbereiter für eine soziologische Überwindung des cartesianischen Dualismus interpretiert, weil sie bereits auf der Ebene der Bewusstseinsphilosophie klar gemacht hätten, dass die Tätigkeit des Geistes immer schon verkörpert und sozial situiert

sei. Aber ist es überhaupt richtig, von einer Vernachlässigung des Körpers in der Soziologie auszugehen? Zwar gibt es insgesamt eine mentalistische Schieflage, aber in vielen soziologischen Handlungstheorien spielt ja das präreflexive, das habituelle und das routinisierte Verhalten eine große Rolle, in Absetzung von der rationalistischen, bewusstseins- oder subjektphilosophischen Tradition. Der Homo Sociologicus ist nicht in erster Linie denkend, sondern handelnd; nicht Bewusstseinsreflexion, sondern Praxis ist die Grundoperation. Das gilt nicht nur für Autoren wie Goffman oder Bourdieu, sondern für eine ganze Gruppe von *Praxis*-Theorien, deren gemeinsamer Bezugspunkt der körperliche Ausdruck ist (Reckwitz 2000).

Auch Crossley sieht im Werk von Bourdieu einen wesentlichen Meilenstein, um diese Sichtweise des verkörperten sozialen Handelns und der Praxis begrifflich zu fassen, von zwei Seiten her: Zum einen wird Kultur inkorporiert und naturalisiert, zum anderen können Akteure ihr körperliches Kapital in verschiedenen Feldern nutzen und so Kultur produzieren. Kultur und Körper bedingen sich wechselseitig. Obwohl Crossley Bourdieus Theorie favorisiert, schätzt er den soziologisch relevanten Anteil von Merleau-Ponty hoch ein und behandelt deshalb beide Autoren mehr oder weniger gleichrangig. Genauer gesagt: er glaubt, dass einige der Schwächen in Bourdieus Theorie durch den Rückgriff auf Merleau-Ponty zu beheben seien, insbesondere was das Verhältnis von Habitus und Handeln betrifft. Auch für eine weitere von ihm diagnostizierte Schwäche in Bourdieus Theorie, nämlich das reflexive Potential von Akteuren nicht ausreichend berücksichtigt zu haben, greift Crossley auf Merleau-Ponty zurück und betont, dass auch Reflexivität ein Element des Habitus, also inkorporiert, sei. Zur Verdeutlichung dieser These stützt er sich zusätzlich auf G. H. Mead, dessen Vorstellungen von Sozialisation er im Sinne von körperlicher Habitualisierung interpretiert.

Alle Körpertheorie geht vom Dualismus aus. Descartes wird gewöhnlich als der Übeltäter angesehen, der Körper und Geist getrennt und damit die Abwertung und Vernachlässigung von Körperlichkeit und Emotionalität eingeleitet habe. Aber Descartes verdanken wir auch die Einsicht in das Reduktionismus-Problem. Er wollte, unter anderem, dem drohenden Materialismus der aufkommenden Naturwissenschaften entgegenreten; daher die Betonung der Eigenständigkeit des „Geistes“ (der nicht auf Materie reduziert werden dürfe). Dieses Prinzip gehört zum cartesianischen Erbe der Soziologie: Auch die Gesellschaft soll nicht reduktionistisch verstanden werden, soll weder auf die individuelle Psyche (Geist, Bewusstsein) noch auf Materie (Gehirn, Organismus) zurückgeführt werden. Weder „Geist“ noch „Körper“ ist die letzte Basis der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Die Bemühungen, dem Körper gerecht zu werden, dürfen daher nicht in einen Körper-Reduktionismus umschlagen. Für die Soziologie ist der Mensch, als Akteur, immer schon vergesellschaftet, auch als verkörperter Akteur. Körper und Geist, Leib und Bewusstsein sind nichts weiter als inkorporierte und internalisierte Kultur.

Eine wesentliche Leistung der Phänomenologie besteht in der Einsicht, dass unsere Gewissheit der Wahrnehmung von unserer körperlichen Existenz ausgeht und nicht vom *cogito*. Die Soziologie muss dann nur noch ergänzen, dass auch diese körperliche Wahrnehmung sozial vorstrukturiert wird. Aber es ist der Soziologie in ihrer Geschichte offenbar leichter gefallen, die soziale Bedingtheit des Denkens nachzuweisen als die soziale Bedingtheit der körperlichen Wahrnehmung. Daher die Versuchung, das „Immer schon verkörpert“-Sein auf Leib-Phänomenologie zu reduzieren. Für die Soziologie reicht aber die Korrektur des Mentalismus durch die Phänomenologie nicht aus.

Hier liegt das Problem, das einige der vorliegenden Körper-Bücher offenbaren: Es gibt eine Tendenz, den Dualismus Geist/Körper durch den Dualismus Individuum/Gesellschaft zu ersetzen. Dabei ist zunächst gleichgültig, ob man das Individuum eher mentalistisch oder eher korporal begreift. Das Folgeproblem ist, dass die Seite des *körperlich* verstandenen Individuums doch irgendwie der Natur zugeschlagen wird, weil im Begriff Kör-

per der biologische Organismus oder der physiologische Körper im Sinne einer Objekt- und Dinghaftigkeit mitgedacht wird. Und schon mündet der Dualismus Körper/Kultur in einen versteckten Biologismus ein, ähnlich wie bei der Unterscheidung sex/gender. Deshalb ist es wichtig, zwischen den Ebenen des biologischen Organismus und des phänomenologischen Leibes auf der einen Seite und den sozialen Strukturen und kulturellen Konstruktionen auf der anderen Seite ein Brückenglied einzubauen, wie Bourdieu es versucht: Habitus, Hexis, körperliche Praxis. So lässt sich die kulturelle Prägung des Leibes und der soziale Gebrauch des Körpers analysieren, ohne Körper mit Organismus und Leib gleichzusetzen. In einer zeitdiagnostischen Perspektive lässt sich dann vielleicht zeigen: Je stärker der Einfluss der Kultur auf den Körper (Inkorporation), desto mehr Möglichkeiten haben wir als Akteure, körperliches Kapital habitualisiert oder strategisch einzusetzen.³

8. Ausblick – soweit der Körper reicht

Das Grundproblem heute ist also nicht mehr der Dualismus Geist/Körper, sondern die Frage, wie der Übergang vom verkörperten Geist oder der reflexiven Leibhaftigkeit zum Sozialen begrifflich gefasst werden soll. Hierzu dürfte es sich lohnen, Phänomenologie und Soziologie noch besser zu verbinden. Bourdieu bietet dafür den besten Ansatz, da er zeigt, dass das von der Phänomenologie herausgearbeitete personale Körper-Sein nicht „anthropologisch“ ist, sondern naturalisierte Kultur. Gugutzer nutzt Bourdieu an dieser Stelle zu wenig, deshalb bleibt eine Lücke zwischen der körperfundierten personalen Identität und der körperbasierten Gesellschaft. Von den hier besprochenen Büchern kommt Crossley der Problemlösung am nächsten.

Ein anderer für die Soziologie immer nahe liegender Weg wäre, die soziologischen Klassiker noch besser „auszubeuten“, indem man bei ihnen die Überwindung des Gegensatzes Individuum/Gesellschaft hervorhebt, sie dabei aber nicht mentalistisch verkürzt, sondern die leiblich-körperliche Basis sozialen Handelns herausarbeitet.⁴ Eine ganz andere Linie, bei der es weder um die Überwindung eines Dualismus noch um eine Art von Reduktionismus geht, ist das differenzierungstheoretische Paradigma, mit der empirischen Behauptung einer historischen Ausdifferenzierung von Gesellschaft, Person und Körper/Organismus (Parsons, Luhmann). Zwar scheint diese Lösung hinter den bei Bourdieu erreichten Stand einer Überbrückung zurückzufallen, der Körper wird aus dem Sozialsystem ausgeklammert, wird sogar – bei Luhmann – zur „Umwelt“ der sozialen Systeme, ebenso wie die Individuen. Ein Vorzug dieser Perspektive könnte jedoch sein, dass damit die dinghafte Ganzheitlichkeit des *sozialen* Körpers theoretisch aufgegeben werden kann. Die Vorstellung der Ganzheitlichkeit, die den *physischen* Körper stillschweigend als Modell für den *sozialen* Körper nimmt, ist ein Hindernis für eine nicht-biologistische Auffassung vom sozialen Körper. Im Unterschied zur Lebenspraxis, zum Lebensvollzug der Individuen, wo der (eigene und andere) Körper wohl weiterhin als Ganzheit begriffen werden muss, ist das für die Gesellschaft nicht zwingend (es sei denn, man betrachtet „Gesellschaft“ als Menge von Individuen mit Körpern).

Das Körper-Thema ist en vogue. Der Markt floriert, ständig gibt es Neuerscheinungen, wenn auch nach wie vor der Anteil soziologischer Bücher dabei gering ist.⁵ Vieles ist theater- oder sportwissenschaftlich, medizinisch, philosophisch. Häufig steht nur im Titel das Wort „Körper“, oft in Verbindung mit einem mehr oder weniger ausgefallenen Adjektiv (der entkolonisierte, unmögliche, selbstbeherrschte, falsche Körper), faktisch geht es dann um Geschlechterverhältnisse oder Subjektivität oder Popkultur. „Körper“ allein ist eben noch kein Thema, ebenso wenig wie „Geschlecht“ oder „Technik“, und es ist nicht leicht, eine theoretisch klare Perspektive zu finden.

Anmerkungen

- 1 Beginnend mit Bryan S. Turners Versuch (1984), eine Theorie des Körpers im Rahmen der *soziologischen* Theorie-Tradition zu begründen, weitgehend ohne Rückgriffe auf Philosophie und postmoderne Theorien. Seit 1995 gibt es die Zeitschrift *Body and Society*.
- 2 Die Begriffe Organisation und Korporation sind Körpermetaphern (Organ, Organismus; corporeality). Auch „social body“ ist ja doppeldeutig, kann sich sowohl auf den individuellen (vergesellschafteten) Körper beziehen als auch auf den Gesellschaftskörper (vgl. dazu auch Douglas 1970).
- 3 In den Kulturwissenschaften gibt es noch eine andere Variante des Dualismus: auf der einen Seite der Körper als biologische Maschine, auf der anderen Seite als reine kulturelle Konstruktion, als Zeichenkörper. Die Ebene der vergesellschaftenden Praxis aber fehlt.
- 4 Auf G. H. Mead wurde schon verwiesen, bei dem Gugutzer oder Schmidt (2001) kritisieren, er habe den Körper nur als organische Basis für Identität betrachtet; Crossley oder Meuser (2002) sehen das anders. Max Webers Begriffe Askese und Charisma ließen sich zum Beispiel ebenso körpersociologisch fruchtbar machen wie Parsons' Begriffe Affekt und expressiver Symbolismus.
- 5 Zwei Sammelbände, die hier nicht ausführlich dargestellt werden konnten, bemühen sich ebenfalls um den Anschluss an die soziologische Theorie (Koppetsch 2000; Hahn/Meuser 2002).

Literatur

- Douglas, M.: Natural symbols. Explorations in cosmology. New York 1970 (dt.: Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. Frankfurt a.M. 1974)
- Frank, A. W.: For a sociology of the body: An analytical review. In: Featherstone, M./Hepworth, M./Turner, B. S. (Eds.): The body. Social process and cultural theory. London 1991, S. 36-102
- Hahn, K./Meuser, M. (Hrsg.): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz 2002
- Koppetsch, C. (Hrsg.): Körper und Status. Zur Soziologie der Attraktivität. Konstanz 2000
- Meuser, M.: Körper und Sozialität. Zur handlungstheoretischen Fundierung einer Soziologie des Körpers. In: Hahn, K./Meuser, M. (Hrsg.): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz 2002, S. 19-44
- Reckwitz, A.: Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist 2000
- Schmidt, G.: Identität und Body-Image. Die soziale Konstruktion des Körpers. Diss. Tübingen 2001
- Shilling, C.: The body and social theory. London 1993
- Synnott, A.: The body social. Symbolism, self and society. London 1993
- Turner, B. S.: The body and society. Second edition. London 1996 (first edition 1984)

Sabine Schäfer

Rezension: Steffani Engler: „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur (= Analyse und Forschung, Band 26). Konstanz: UVK 2001. 488 S., ISBN 3-89669-809-5. Preis: € 39

Dass wissenschaftliche Forschung und Ergebnisse nicht vom Himmel fallen, sondern von Personen gemacht werden, ist eine Alltagserfahrung. Bereits Max Weber hat „den Glauben vom Himmel auf die Erde geholt, dass man Professor von Gottes Gnaden wird“ (S. 13). Doch wie entsteht eine wissenschaftliche Persönlichkeit und wie wird man Professor bzw. Professorin? In ihrer Monographie, die gleichzeitig ihre Habilitationsschrift ist, geht Steffani Engler diesen Fragen nach.

Dabei hat der explizite Hinweis auf die wissenschaftliche Persönlichkeit nach Darstellung von Engler einige Brisanz, weil „Wissenschaft gerade auf Objektivierung zielt, auf objektive, von der Person des Wissenschaftlers ablösbare Erkenntnisse, was durch penibel einzuhaltende Verfahrensregeln, methodische Anweisungen, den Rekurs auf Theorien und Begriffsbestimmungen sowie die Erzeugung abstrakter theoretischer Muster usw. gesichert werden soll“ (S. 14f.). Dass viele WissenschaftlerInnen glauben, einen neutralen Standpunkt einzunehmen, der es ihnen ermöglicht, die Konstruktionen der sozialen Welt zu beobachten und die eigenen unreflektiert zu lassen, zeigt Engler an den impliziten Annahmen und Interpretationen, die weite Teile der Biographieforschung dominieren.

Dabei legt sie zunächst die Prämissen offen, die in das von Fritz Schütze – als Beispiel für diejenigen BiographieforscherInnen, die sich bemühen, „anhand erzählter Lebensgeschichten herauszufinden, wie das Leben wirklich war“ (S. 23) – entwickelte Instrumentarium des narrativen Interviews, seine Erzähltheorie und Auswertungsverfahren eingehen. Danach geht sie auf solche Ansätze ein, die Biographien als sprachliche oder soziale Konstruktionen begreifen und zeigt auch hier die Grundannahmen auf. Dabei macht Engler deutlich, dass die soziale Realität der befragten

AkteurInnen häufig aus dem Blickfeld gerückt ist, so dass Interpretationen viel über die/den ForscherIn aber wenig über den zu analysierenden Gegenstand aussagen. Oder aber es wird – wie im Fall des systemtheoretischen Zugangs im Anschluss an Luhmann – die soziale Realität als nicht analysierbar angesehen. Inwiefern hier vor allem selbstverständliche und unhinterfragte Vorannahmen der BiographieforscherInnen zum Vorschein kommen, zeigt sie überzeugend an den kritischen Reaktionen verschiedener WissenschaftlerInnen auf einen Text des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, der sich mit „der biographischen Illusion“ beschäftigt. Dabei weist sie darauf hin, die dort erläuterte Illusion werde „ausgelegt als eine, die Bourdieu den Erzählenden oder der Erzählung zuweist, selten als eine, die von den Forschenden als Konstruktionsleistung erbracht wird“ (S. 57).

Damit rückt Engler den Verstehensprozess der ForscherInnen selbst in den Blick und zeigt auf, inwiefern stillschweigende, unausgesprochene Vorstellungen Forschung beeinflussen und den Blick auf den Untersuchungsgegenstand verengen, indem die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata der WissenschaftlerInnen als allgemeingültig angesehen werden. Diese Kritik an der Biographieforschung ist grundlegend und trifft diese im Kern. Sie geht sogar darüber hinaus, denn sie betrifft die Thematik der Objektivität von Wissenschaft und deren Produzenten.

Anhand des Aufsatzes „Die biographische Illusion“ führt Engler in das soziologische Denken Bourdieus ein und entwickelt ein Konzept des wissenschaftlichen Verstehens, das eingebunden ist in die Feldtheorie Bourdieus. Indem sie analysiert, wie die in den Interviews von den ProfessorInnen vermittelten Eindrücke zustande kommen, macht sie deren „Realitätskonstruktionen“

(S. 134) verständlich. Damit lenkt sie den wissenschaftlichen Blick weg vom Einzelnen hin zum sozialen Feld der Wissenschaft als einem dynamischen Gefüge aus unterschiedlichen und unterschiedenen AkteurInnen.

Und hierin liegt eines der neuen Momente dieser Arbeit: Der Ausgangspunkt von Steffani Engler ist nicht mehr der einzelne Professor oder die einzelne Professorin oder die wissenschaftliche Persönlichkeit, die Besonderheiten aufweist, die sie oder ihn zur Professur führten, oder die Ich-Stärke wie bei dem Wissenschaftssoziologen Robert B. Merton. Ihr Ausgangspunkt ist vielmehr das wissenschaftliche Feld zu einem gegebenen Zeitpunkt, in dem die von ihr interviewten Professorinnen und Professoren das geworden sind, was sie sind und in dem sie sozial einzigartig sind.

In ihren Analysen der von ihr mit je zwei Professoren und Professorinnen der Soziologie und zwei Professoren der Elektrotechnik geführten Interviews bewertet Engler deren berufsbiographische Erzählungen nicht. Sie sagt nicht, wo diese sich widersprüchlich verhalten oder wie es ihnen gelungen ist, Professor oder Professorin zu werden. Sie versucht vielmehr, durch die Darstellungen des Weges zur Professur etwas über das Funktionieren des wissenschaftlichen Feldes zu erfahren. Diese Sichtweise ist neu und rückt die soziale Praxis ins Blickfeld, die für die WissenschaftlerInnen selbstverständlich ist und sich dennoch nicht von selbst versteht.

In Englers Analysen wird deutlich, wie WissenschaftlerInnen sich in ihrem berufspraktischen Handeln (hier in berufsbiographischen Erzählungen über ihren Werdegang) selbst als wissenschaftliche Persönlichkeit hervorbringen und welche Rückschlüsse auf die wissenschaftliche Welt dies zulässt. Dabei stülpt Engler in ihren Analysen den Befragten nicht ihre Perspektive als Soziologin über, sondern vermittelt einen kenntnisreichen Einblick in die Praktiken und Mechanismen der wissenschaftlichen Welt. Deutlich wird dabei, dass die Befragten praktische Entscheidungen auf

ihrem Weg zur Professur in einem Raum von Möglichkeiten getroffen haben, dessen Grenzen und Freiheiten im sozialen Feld selbst gesetzt werden. Während es für einen Elektrotechniker völlig selbstverständlich ist, eine Zeit lang in einem Industrieunternehmen zu arbeiten, ohne dass dies einen beruflichen Um- oder Abweg darstellt, der ihm den Weg zur Professur vorstellen könnte, stellt sich dies aus der Sicht eines Soziologieprofessors anders dar.

In den biographischen Interviews erzählen die ProfessorInnen von Höhen und Tiefen, von Unterstützungen, ersten Erfolgen in der wissenschaftlichen Welt, von Konkurrenz unter Wissenschaftlern, von großen Persönlichkeiten wie Adorno, aber auch vom Riesenglück, eine Professur erhalten zu haben, und von Marginalisierung und Enttäuschung auf dem Weg zur Professur. Diese vielfältigen Aspekte und Facetten werden von Steffani Engler nicht auf einen Nenner gebracht, indem sie von den konkreten erzählten Praktiken abstrahiert und beispielsweise Typen bildet. Ihr geht es vielmehr um die soziale Logik, die in den Realitätskonstruktionen der ProfessorInnen zu ‚entdecken‘ ist. Durch dieses Vorgehen entwickelt Engler ein Gesamtbild des wissenschaftlichen Feldes, das verdeutlicht, wie die AkteurInnen durch das, was sie tun, den Rahmen dessen abstecken, was sie tun. Spannend ist dabei insbesondere, wie sie es schafft, ihr Konzept des wissenschaftlichen Verstehens umzusetzen, das ohne psychologische Deutungsversuche auskommt und ohne subjektive Beweggründe, aber auch nichts gemein hat mit normativen Soll-Vorstellungen einer externen Expertin. Sie behandelt die Konstruktionen der Befragten als ‚Realitätskonstruktionen‘, das heißt: Wissenschaftliche Persönlichkeiten sind sowohl sozial konstruiert als auch ohne jeden Zweifel ganz real. Die Schilderungen der ProfessorInnen werden nicht losgelöst vom sozialen Feld verstanden, sondern sie werden zurückgebunden in dieses Feld, denn nur dort gewinnt das Erzählte seine spezifische Bedeutung.

Doch woran glauben die Professoren und Professorinnen und wie entsteht sie

nun, die wissenschaftliche Persönlichkeit? In allen Erzählungen wird deutlich, dass kein(e) Professor oder Professorin daran glaubt, ausschließlich aufgrund der wissenschaftlichen Arbeit und Leistung eine Position des Erfolges erreicht zu haben, „obgleich alle daran glauben, dass diese Leistung wichtig ist“ (S. 446). Nicht in „Einsamkeit und Freiheit“ entsteht demnach die wissenschaftliche Persönlichkeit, sondern durch Annerkennungs- und Zuschreibungsprozesse in einem „sozialen Spiel“ (S. 443). Dabei wird als selbstverständlich vorausgesetzt, „dass das, was wissenschaftliche Leistung ausmacht, und das, was in diesem Kosmos Wissenschaft passiert und zählt, in diesem sozialen Feld, und ausschließlich in diesem Feld, selbst bestimmt wird“ (S. 452).

Von dieser Regel gibt es allerdings eine Ausnahme: das Geschlecht. „Von (dem) Spiel, in dem es um die Zuschreibung von Neuem, Originellem und Eigenem geht und um die Bestimmung der Größe der wissenschaftlichen Persönlichkeit, sind Frauen ausgeschlossen, was keinesfalls heißt, dass sie keine Wissenschaft betreiben, sondern vielmehr, dass ihnen aufgrund ihres Geschlechtes bestimmte Dinge nicht zuerkannt werden“ (S. 461). Das bedeutet nach Englers Darstellung nicht, dass allen (männlichen) Wissenschaftlern Originalität zugeschrieben wird. Frauen treffen jedoch im wissenschaftlichen Feld auf eine ‚magische‘ Grenze, die sie von solchen Zuschreibungen ausschließt. Diese Zuschreibungen

sagen nichts über die Qualität der Arbeit oder die Kompetenz der AkteurInnen aus, „sondern etwas darüber, wie das wissenschaftliche Feld funktioniert“ (S. 462)

Dass es mittlerweile Frauen gibt, die als Professorinnen im wissenschaftlichen Feld Fuß gefasst haben, bedeutet für Engler nicht, dass die Vorstellung, Wissenschaft werde von Persönlichkeiten gemacht und diese seien Männer, nicht mehr gilt. Aber es zeigt, dass die Persönlichkeiten, die Wissenschaft machen, nicht mehr unweigerlich Männer sein müssen.

Die Arbeit von Steffani Engler beeindruckt insbesondere durch die scharfsinnige Analyse dessen, was Wissenschaft als soziales Feld ausmacht. Zentrale Voraussetzung für das Verständnis der in diesem Buch entwickelten, ausgesprochen innovativen Lösung vieler methodischer und methodologischer Probleme (wie das alte Problem des Bezuges von Individuum und Gesellschaft) ist dabei, sich konsequent auf die relationale Denkweise einzulassen. Lesenswert ist die Studie aber auch wegen der sensiblen Betrachtung der biographischen Erzählungen der Professorinnen und Professoren, die niemals beurteilt oder besser weiß und zugleich ab und an einen unterhaltsamen Blick hinter die Kulissen der Hochschule erlaubt, wenn z.B. eine Professorin über ihre Ehrfurcht vor dem „Dackel von Adornos Sekretärin“ (S. 254) berichtet. Aus diesen Gründen ist dem Buch eine breite Rezeption in der scientific community zu wünschen.

Christian Lüders

Rezension: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-Michael Nohl (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich 2001. 366 S., ISBN 3-8100-2999-8. Preis: € 28,90

In der deutschsprachigen Diskussion um qualitative bzw. rekonstruktive Sozialforschung schien es lange Zeit, als sei die Methode der dokumentarischen Interpretation vor allem eine Berliner Spezialität von Ralf Bohnsack und seiner Forschungsgruppe, konzentriert auf spezifische jugendsoziologische Fragestellungen. Der nun vorgelegte Sammelband revidiert dieses Vorurteil gründlich und öffnet damit auch den Weg zur einer breiteren Rezeption dieser Methodologie.

Der Band ist hilfreich, weil er in übersichtlicher, gut lesbarer Form den methodologischen Ansatz der dokumentarischen Interpretation in unterschiedlichen Forschungskontexten vorstellt. Schnell nachvollziehbar und transparent werden auf diese Weise die zugrundeliegenden methodologischen Prinzipien, die Analyseebenen und Verfahrensschritte und ihre Umsetzung in der Forschungspraxis. Vor dem Hintergrund unterschiedlicher Fragestellungen und auf der Basis heterogener Materialien – neben transkribierten Interviews und Gruppendiskussionen z.B. auch Fotografien und Videos – werden das Verfahren selbst bzw. Aspekte davon vorgestellt. Besondere Aufmerksamkeit wird den einzelnen Arbeitsschritten bei der Textinterpretation, der vergleichenden Analyse, der Typenbildung sowie – ansatzweise – der Generalisierung gewidmet. Bemerkenswert ist dabei der ungewöhnlich hohe methodologische und theoretische Begründungsaufwand fast aller Beiträge – und zwar sowohl in Bezug auf die jeweilige Fragestellung als auch in Bezug auf das methodologische Vorgehen. In diesem Sinne beeindruckten z.B. die Auseinandersetzung Ralf Bohnsacks und Burkard Michels u.a. mit den Bildtheorien von E. Panofsky und M. Imdahl, um darauf aufbauend zu einem Konzept der ikonographisch-ikonologischen Interpretation zu kommen (S. 67ff. und

91ff.), ebenso die Diskussion und konzeptionelle Umsetzung der Kritik B. Latours an der Dichotomie von Handlungsakteur und Technik von Burkhard Schäffer (S. 51ff.), die Verknüpfung von konstruktivistischen Ansätzen der Jugend- und Genderforschung mit dem Verfahren der dokumentarischen Interpretation von Eva Breitenbach (S. 165ff.) oder die Auseinandersetzung mit der aktuellen Debatte zur Typenbildung von Iris Nentwig-Gesemann (S. 275ff.).

Jenseits der Darstellung und exemplarischen Konkretion der Methodologie der dokumentarischen Interpretation enthält der Band eine Reihe von anregenden Beiträgen zur Methodologiedebatte um die rekonstruktive Sozialforschung und zu den jeweiligen Forschungsfeldern – vor allem zur Jugend-, Schul-, Medien-, Migrations- und Organisationsforschung bis hin zur historischen Bildungsforschung am Beispiel der Krippenerziehung der DDR. In vielen Fällen wird erfolgreich die Neugier auf die Gesamtdarstellung der Untersuchung geweckt. Dass dies alles nur ein Ausschnitt der mittlerweile entwickelten Forschungspraxis rund um dieses Verfahren darstellt, macht die Einleitung von Ralf Bohnsack deutlich (besonders S. 16ff.).

Die deutliche Mehrheit der Analysen basiert auf verschrifteten Interviews und Gruppendiskussionen; demgegenüber spielen ethnographische Feldprotokolle – leider – de facto keine Rolle. Die Ausnahme hierzu bilden der Beitrag von Monika Wagner-Willi, die auf der Basis von Videoaufnahmen aus der Schule die Möglichkeiten und Grenzen dieser Materialform für die dokumentarische Interpretation diskutiert (S. 121ff.), und die Bildanalysen von Burkard Michel (S. 91ff.) und Ralf Bohnsack (S. 323ff.).

Dem Band gelingt es, den zentralen Anspruch des Verfahrens, empirischen Zu-

gang nicht nur zum reflexiv verfügbaren Wissen der Akteure, sondern auch zum eher impliziten, habitualisierten handlungsleitenden Wissen der Akteure zu finden, nachvollziehbar und in überraschender Weise plausibel zu machen. Alle Beiträge stehen erklärtermaßen in einer wissenssoziologischen Tradition, die sich neben K. Mannheim wiederholt auch auf P. Bourdieu, A. Schütz, E. Goffman und H. Garfinkel beruft. Im Zentrum steht das Interesse an der Rekonstruktion des sowohl reflexiv verfügbaren, öffentlich kommunizierbaren Wissens der Akteure als auch des „inkorporierten Orientierungswissens“, wiederholt auch konjunktives Wissen genannt. Beansprucht wird, sowohl die Themen zu analysieren, also das, *was* gesagt wird, als auch die jeweils spezifischen Rahmen, innerhalb derer etwas gesagt wird, also *wie* etwas gesagt wird.

Allerdings: Die Annahme, dass das auf der Basis von Interviews und Gruppendiskussionen rekonstruierte implizite Wissen zugleich das handlungsleitende Wissen sei, wie dies immer wieder anklingt, mag mit Verweis auf die theoretischen Größen „begründet“ werden können; unklar bleibt aber, gerade wenn man die verschiedenen Beiträge quer liest, die Frage, inwieweit das jeweils rekonstruierte implizite, a-theoretische Orientierungswissen kontextabhängig bzw. kontextunabhängig ist. Die wiederholt in Anspruch genommene Unterscheidung zwischen kommunikativ-generalisierendem Wissen einerseits und konjunktivem, also individuellem, gruppen- und fallspezifischem Wissen andererseits hilft nur begrenzt weiter, weil nicht erkennbar wird, inwiefern die spezifische Erhebungssituation spezifische Wissensbestände – und dann welcher Art – mobilisiert.

Man mag diese Anfrage als belanglos, vielleicht auch als beckmesserisch zur Seite legen; interessanterweise wird sie durch die Lektüre einer Reihe von Beiträgen selbst motiviert. Denn eine Besonderheit des Verfahrens der dokumentarischen Interpretation ist, dass die Position des Interpreten bzw. der Interpretin nicht nur allgemein reflektiert und im Rückgriff auf das

Mannheim'sche Diktum von der Seinsverbundenheit des Wissens auch auf die Forscherinnen und Forscher bezogen wird, sondern methodologisch in der Wahl der Vergleichsgruppen berücksichtigt wird. Gegenüber etwa Ansätzen wie der strukturalen Hermeneutik wird hier eine andere – aus meiner Sicht überzeugendere – methodologische Position vertreten. Besonders lesenswert sind deshalb auch die Beiträge von *Ralf Bohnsack* (S. 225ff.) und von *Arnd-Michael Nohl* (S. 253ff.) zur komparativen Analyse und zur Typenbildung von *Iris Nentwig-Gesemann* (S. 275ff.).

Wenn dem aber so ist, dann wäre auch zu fragen, wie es sich denn mit der Seinsverbundenheit von Interviewten bzw. ihren Wissensbeständen verhält. Die im Band gewählten Semantiken wie z.B. „die geschlechts-, milieu- und generationstypischen sozialen Vorerfahrungen“, „existentielle Hintergründe“, „habitualisierte Handlungspraxis“, „kollektive Praktiken“, „Sinnmuster“, „Orientierungsrahmen“ und die wiederholt gewählten unterschiedlichen topologischen Metaphern wie implizit, inkorporiert, vorgelagert, habitualisiert, aufgeschichtet u.ä. lassen erahnen, dass an dieser Stelle noch Klärungsbedarf besteht. Dies ist allerdings eine eher grundsätzliche Anfrage an die gesamte wissenssoziologisch fundierte rekonstruktive Sozialforschung, wie die lange Diskussion um den Deutungsmusterbegriff oder den Habitusbegriff belegt (vgl. dazu auch den theoretisch aufschlussreichen Beitrag von *Michael Meuser* in dem Band S. 207ff.).

Für Studierende und die Ausbildung besonders hilfreich sind die letzten drei Beiträge von *Ralf Bohnsack* bzw. von ihm zusammen mit *Arnd-Michael Nohl* bzw. *Burkhard Schäffer*, weil dort die Einzelschritte des Verfahrens im Detail an Hand von konkreten Materialien nachvollziehbar vorgeführt werden. Schließlich stellt der Band eine hervorragende Ergänzung, Konkretion und Weiterentwicklung der Kapitel 8-10 des von R. Bohnsack in mittlerweile mehreren Auflagen vorgelegten Lehrbuches „Rekonstruktive Sozialforschung“ dar.

Mitteilungen

1. Jahrestagung der Kommission „Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung“ zum Thema „Literalität, Bildung und Biographie“ vom 22.-24. September 2003 in Koblenz

Die Kommission Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) veranstaltet vom 22. bis 24. September 2003 in Koblenz ihre Jahrestagung zum Thema „Literalität, Bildung und Biographie“.

Kontaktadresse: Prof. Dr. Barbara Friebertshäuser, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft, Robert-Mayer-Str. 1, 60054 Frankfurt am Main; E-mail: BFrieberts-haeuser@t-online.de und PD Dr. Jutta Ecarius, Universität Koblenz, Fachbereich Erziehungswissenschaften, Universitätsstr. 1, 56016 Koblenz; E-mail: ecarius@uni-koblenz.de

2. Ankündigung des 7. Bundesweiten Methodenworkshops zur Qualitativen Bildungs- und Sozialforschung am 16. und 17. Januar 2004 an der Universität Magdeburg

Das Zentrum für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS) richtet am 16. und 17. Januar 2004 zum siebten Mal den Bundesweiten Workshop zur qualitativen Bildungs- und Sozialforschung aus. Ergänzend zu den immer zahlreicher werdenden Publikationen zu qualitativen Forschungsmethoden bietet der Workshop insbesondere NachwuchswissenschaftlerInnen (vor allem DoktorandInnen, HabilitandInnen und wissenschaftlichen MitarbeiterInnen) ein Forum, in dem sie unter fachlich kompetenter Anleitung durch erfahrene ForscherInnen am eigenen oder an fremden Datenmaterial aus aktuellen Projekten arbeiten können. Als mögliche „Text“-sorten kommen Interviews, Ak-

tualtexte, Gruppendiskussionsaufzeichnungen, Tagebücher, Briefserien, ethnographische Protokolle, aber auch Bilder, Fotos, Videosequenzen, Collagen, Broschüren etc. in Frage.

Da die Erfahrung zeigt, dass das Einüben von qualitativen Methoden an Beispielen aus der Forschungspraxis intensive Lernchancen bietet, findet die Arbeit auf dem Workshop in von erfahrenen WissenschaftlerInnen und ForscherInnen geleiteten Kleingruppen statt und ist nach dem Vorbild von Forschungswerkstätten organisiert. In Abgrenzung zu reinen Methodenschulen werden methodologische und methodische Fragestellungen im Hinblick auf das spezifische Setting und die Ziele der jeweiligen Forschungsprojekte bearbeitet, so dass konkrete Methodenprobleme und Lösungswege sowie methodische Alternativen am realen Beispiel erörtern werden können. Auf diese Weise sollen Vor- und Nachteile etablierter Verfahren im Hinblick auf die eigenen Forschungsbedingungen sowie mögliche ‚Anwendungsprobleme‘ zur Sprache kommen und somit die Praxis qualitativer Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung diskutiert, methodisch reflektiert und weiter entfaltet werden.

Für die Teilnahme am Workshop ist Zugang zum Internet und eine persönliche Erreichbarkeit über Email unerlässlich, da sämtliche Informationen und auch der Austausch des Datenmaterials über die Website des ZBBS und über Email organisiert wird. Weitere Informationen zu GruppenleiterInnen, Anmeldemodalitäten, Tagungsablauf und -ort finden Sie ebenfalls auf der Homepage: www.zbbs.de

Für weitere Auskünfte wenden Sie sich bitte an:

Sandra Tiefel, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Zentrum für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS), Zschokkestraße 32, 39104 Magdeburg, Tel.: 0391-6716539, Fax: 0391-6716502, E-Mail: ZBBS@gsew.uni-magdeburg.de

3. Ankündigung des DGfE-Kongresses „Bildung über die Lebenszeit“ in Zürich vom 21. – 24. März 2004

Der Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, der Schweizerischen Gesellschaft für Bildungsforschung, der Schweizerischen Gesellschaft für Lehrerinnen- und Lehrerbildung und der Österreichischen Gesellschaft für Forschung und Entwicklung im Bildungswesen zum Thema „Bildung über die Lebenszeit“ findet im kommenden Jahr vom 21. – 24. März 2004 in Zürich statt. Nähere Informationen unter: <http://www.dgfe.de/dgfekongr.pdf>.

Autorinnen und Autoren

Angus, Lynne, Ph.D., Associate Professor für Psychologie an der York Universität in Toronto, Psychotherapeutin, Supervisorin und Ausbilderin; Forschungsschwerpunkte: Mehrebenenforschung zu narrativen Prozessen und emotionalem und metaphorischem Ausdruck in Psychotherapien mit Depressiven; Kontakt: Department of Psychology, York University, 4700 Keele Street, Toronto, Ontario, Canada, M3J 1P3, E-mail: langus@yorku.ca

Boothe, Brigitte, Dr. phil., Psychoanalytikerin (DPG, DGPT), Psychotherapeutin (FSP), Inhaberin des Lehrstuhls für Klinische Psychologie I an der Universität Zürich; Forschungsschwerpunkte: Erzähl- und Traumanalyse, Psychoanalyse der Geschlechterdifferenz, Wunsch und Kommunikation in der Psychoanalyse; Kontakt: Universität Zürich, Psychologisches Institut, Abteilung für klinische Psychologie, Schmelzbergstr. 40, CH-8044 Zürich, E-mail: boothe@klipsy.unizh.ch

Breckner, Roswitha, Dr. phil., Vertragsassistentin am Institut für Allgemeine Soziologie und Wirtschaftssoziologie der Wirtschaftsuniversität Wien; Forschungsschwerpunkte: Biographieforschung, Migration, interpretative Bildanalyse; Kontakt: Wirtschaftsuniversität Wien, Institut für Allgemeine Soziologie und Wirtschaftssoziologie, Augasse 2-6, A-1090 Wien, E-mail: roswitha.breckner@wu-wien.ac.at

Burkart, Günter, Dr. phil., Professor für Soziologie am Institut für Sozialwissenschaften an der Universität Lüneburg; Forschungsschwerpunkte: Kulturosoziologie, Individualismus, Paarbeziehungen. Kontakt: Universität Lüneburg, Institut für Sozialwissenschaften, 21332 Lüneburg, E-mail: burkart@uni-lueneburg.de

Fabel, Melanie, Dr. phil., Assessorin des Lehramts für Geschichte und Mathematik, Postdoktorandin des Promotionskollegs „Biographische Risiken und neue professionelle Herausforderungen“ am Institut für Pädagogik an der Universität

Halle-Wittenberg; Forschungsschwerpunkte: Lehrer- und Schulforschung, Professionalisierungstheorie, Biographieforschung; Kontakt: Universität Halle-Wittenberg, Institut für Pädagogik, Franckeplatz 1/Haus 6, 06110 Halle (Saale), E-mail: fabel@paedagogik.uni-halle.de

Fischer, Wolfram, Dr. phil., Professor für „Sozialwissenschaftliche Grundlegung von Fallanalysen“ am Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel; Forschungsschwerpunkte: Biographieforschung, Interaktionsanalyse, Wissenssoziologie, medizinische Soziologie; Kontakt: Universität Kassel, Fachbereich Sozialwesen, Arnold-Bode-Str. 10, 34109 Kassel, E-mail: firos@uni-kassel.de

Frommer, Jörg, M.A., Dr. med., Professor und Leiter der Abteilung für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie am Universitätsklinikum Magdeburg; Forschungsschwerpunkte: Psychosomatisch-psychotherapeutische Forschung, insbesondere im Bereich qualitativer Forschungsmethodik, Psychotherapeutische Diagnostik- und Verlaufsforschung; Kontakt: Abt. Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Universitätsklinikum, Leipziger Straße 44, 39120 Magdeburg, E-mail: joerg.frommer@medizin.uni-magdeburg.de

Fuhs, Burkhard, Dr. phil., Privatdozent, derzeit Vertretung der Professur „Lernen und Neue Medien“ im Bereich der Grundschulpädagogik an der Universität Erfurt; Forschungsschwerpunkte: Historische Sozialisationsforschung, Kindheitsforschung; Kontakt: Hebertstraße 23, D-35091 Cölbe, E-mail: burkhard.fuhs@uni-erfurt.de

Hardtke, Karen K., M.A., Counsellor und Counselling Supervisor am Counselling & Development Centre der York Universität in Toronto; Forschungsschwerpunkte: Erforschung narrativer Prozesse in Beratungs- und Psychotherapiesettings; Kontakt: Counselling & Development Centre, Behavioural Sciences Building, Youk University, 4700 Keele Street, Toronto, Ontario, Canada, M3J 1P3, E-mail: hardtke@yorku.ca

Heinzel, Friederike, Dr. phil., Professorin am Fachbereich Erziehungswissenschaft an der Universität Kassel; Forschungsschwerpunkte: Verbindung von Grundschulforschung und Kindheitsforschung, schulische Sozialisation, Erforschung kindlicher Perspektiven; Kontakt: Universität Kassel, Fachbereich 1: Erziehungswissenschaft – Humanwissenschaften, Nora-Platiel-Str. 1, 34109 Kassel, E-mail: heinzel@uni-kassel.de

Levitt, Heidi M., Ph.D., Assistant Professor an der Universität Memphis; Forschungsschwerpunkte: schulenübergreifende Psychotherapieforschung, Narrative, Schweigen, Metaphern; Kontakt: Psychology Department, Psychology Building, Rm. 202, University of Memphis, Memphis, TN 38152, USA, E-mail: h.levitt@mail.psy.memphis.edu

Löw, Martina, Dr. phil., Professorin am Institut für Soziologie der TU Darmstadt; Forschungsschwerpunkte: Raumsoziologie, Stadt- und Regionalsoziologie,

Geschlechterforschung; Kontakt: TU Darmstadt, Fachbereich 2, Residenzschloss, 64283 Darmstadt, E-mail: loew@ifs.tu-darmstadt.de

Lüders, Christian, Dr. phil., Leiter der Abteilung „Jugend und Jugendhilfe“ am Deutschen Jugendinstitut (DJI); Forschungsschwerpunkte: Kinder- und Jugendhilfe, Qualitative Sozialforschung, Theorie der Sozialpädagogik; Kontakt: Abteilung: Jugend und Jugendhilfe, Deutsches Jugendinstitut, Nockherstr. 2, 81541 München, E-mail: lueders@dji.de

Rabe-Kleberg, Ursula, Dr. phil., Professorin am Institut für Pädagogik der Universität Halle-Wittenberg, Arbeitsbereich: Soziologie der Bildung und Erziehung; Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Bildung und Erziehung, Berufs- und Professionssoziologie, Kindheitsforschung insbes. Institutionelle Kleinkinderziehung; Kontakt: Martin-Luther-Universität Halle, Institut für Pädagogik, Franckeplatz 1, Haus 4, 06110 Halle (Saale), E-mail: rabe-kleberg@paedagogik.uni-halle.de

Schäfer, Sabine, M.A., Doktorandin am Zentrum für Interdisziplinäre Medienwissenschaft (ZIM) der Universität Göttingen; Forschungsschwerpunkte: qualitative Sozialforschung, Bourdieu, Journalismusforschung; Kontakt: Sabine Schäfer, Schultenstr. 14, 49525 Lengerich, E-mail: Sabin.Schaefer@t-online.de

Tiefel, Sandra, Diplom-Pädagogin, Postdoktorandin des Promotionskollegs „Biographische Risiken und neue professionelle Herausforderungen“ und Geschäftsführerin des Zentrums für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS); Forschungsschwerpunkte: Beratungsforschung, Professions-theorien, Berufswegplanung; Kontakt: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, ZBBS Geschäftsstelle, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg, E-mail: zbbs@gse-w.uni-magdeburg.de

von Wyl, Agnes, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Universitätsklinik und -Poliklinik in Basel; Forschungsschwerpunkte: Entwicklungspsychologie und Entwicklungspsychopathologie, frühe Eltern-Kind-Beziehung, Psychotherapieforschung; Kontakt: Kinder- und Jugendpsychiatrische Universitätsklinik und -Poliklinik, Schaffhauser Rheinweg 55, CH-4058 Basel, E-mail: agnes.vonwyl@unibas.ch